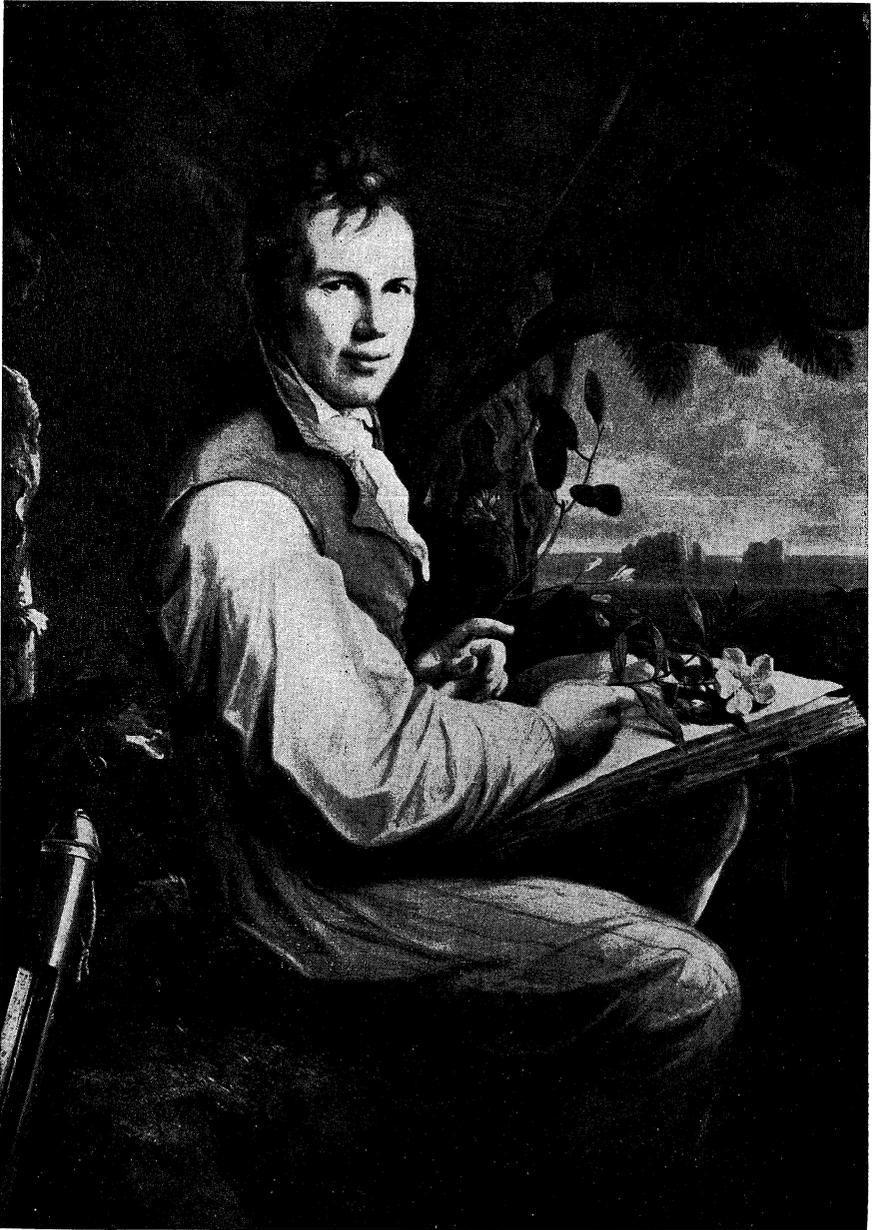


INHALT

Heinrich Schliemann, Festvortrag / <i>Professor Dr. Roland Hampe, Heidelberg</i>	3
Gedanken zur Plattdeutschen Sprache und Dichtung <i>Professor Dr. Heinrich Wesche, Göttingen</i>	20
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte VII a / <i>Archivrat Dr. Paul Steinmann</i>	23
„ . . . roth, gelb und schwarz Band“ / <i>Hans Armin Schrey, München</i>	48
Ein nächtlicher Pirschgang auf Schmetterlinge <i>Dr. Ernst Urbahn, Zehdenick/Havel</i>	49
Aphorismen / <i>Ilse Siemers</i>	53
Der Psychiater Emil Kraepelin (1856—1926) <i>Professor Dr. Kurt Kolle, München</i>	54
Schlaf / <i>G. H.</i>	60
Der Mann / <i>Dr. Edoardo Rivolta, Göttingen</i>	61
Wilhelm Unger (1775—1855), Hofmaler und Professor in Neustrelitz, Anhang I, Biographisches / <i>Professor Dr. Eckhard Unger</i>	62
Die Rose / <i>G. H.</i>	66
Ein Brief aus Südafrika / <i>Hans Lösch</i>	67
Steinach am Brenner / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	69
Mecklenburg und Rostock — Geschichtliche Streifzüge <i>Bibliotheksrat Dr. Carl Meltz, Karlsruhe</i>	70
Alexander Puschkin (1799—1837), Zum 125. Todestag	80
Über die Gelehrtschule in Neubrandenburg, II, 3 u. 4 <i>Irmgard Unger-Brückner</i>	81
Das unbenutzte Visum / <i>Hermann Rössler - Canada</i>	85
Ein Blatt aus der mecklenburgischen Geschichte	88
Johann Heinrich Voss 1751—1826 / <i>Annalise Wagner</i>	90
Er hob die Leier auf, die Hölderlin sinken ließ <i>Professor Dr. Eduard Lachmann, Innsbruck</i>	95
Professor Hans Runge, Heidelberg, zum 70. Geburtstag	97
Vom tieferen Sinn unserer Zeitschrift „Das Carolinum“ <i>Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig - Argentinien</i>	99
Bücher und Buchbesprechungen	100
Uns' plattdütsch Eck	110
Vermischte Beiträge	114
Zu unsern Texten und Bildern	137



Hebetempel, Neustrelitz



Friedrich Georg Weitsch (1758 — 1828)

Berlin, National-Galerie

ALEXANDER VON HUMBOLDT (1806)

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



28. Jg. - Nr. 35

Göttingen

Sommer-
Halbjahr 1962

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben
von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG., Göttingen

Heinrich Schliemann

FESTVORTRAG

Gehalten bei der 575-Jahrfeier der Universität Heidelberg
am 31. Mai 1961

von Roland Hampe

„Die außerordentlichen Menschen eines Volkes unterscheiden sich von den anderen nur durch die größere Kraft des Daseins“ hat ein neugriechischer Dichter gesagt. Von einem außerordentlichen Menschen soll heute hier die Rede sein, der sich durch die größere Kraft des Daseins von seinen Zeitgenossen abhob — einem Menschen, der in Armut aufwuchs, dann die meisten an Reichtum übertraf, der aber diesen selbstverdienten Reichtum nur als Mittel zum Zweck gebrauchte, indem er ihn für die Wissenschaft einsetzte — einem Manne, der kein Zunftgelehrter war, der aber der Forschung neue Wege wies; der in seiner Zeit geschätzt, geehrt, gefeiert und zugleich geschmäht, verachtet, angefeindet wurde wie kein anderer — einem Menschen des 19. Jahrhunderts, der seine Zeit verkörpert und zugleich über sie hinausweist — Heinrich *Schliemann*.

Wenn ich es wage, heute über Schliemann zu sprechen, über den bereits so viel gesprochen und geschrieben wurde, so deshalb, weil wir seit kurzem über Quellen verfügen, die bis dahin unzugänglich waren. Das ist das Verdienst von Ernst *Meyer*, der die rund 60 000 Brief- und Postsachen von und an Schliemann in jahrelanger Arbeit gesichtet und in einer überlegten Auswahl mit aller gebotenen Sorgfalt herausgegeben hat*). Von den zahlreichen, in verschiedenen Sprachen abgefaßten Tagebüchern ist freilich fast noch nichts veröffentlicht. Auf die *Briefe*, mehr als auf Schliemanns Selbstbiographie, wird sich der heutige Vortrag stützen, indem wir manche mögliche Fragestellung bewußt beiseite lassen. Wir wollen zunächst ein knappes Lebensbild entwerfen, wobei Schliemann möglichst selbst zu Worte kommen soll. In einem zweiten Teile wollen wir dann fragen, worin wir Heutigen Schliemanns von seinen Zeitgenossen so verkannte Bedeutung sehen. Fachliche Einzelfragen sollen dabei nicht berührt werden, es sei denn, daß sie von grundsätzlicher Bedeutung sind.

Heinrich Schliemann wurde am 6. Januar 1822 in einem kleinen Städtchen in Mecklenburg-Schwerin geboren und wuchs, als Ältester von 7 Kindern, im Dorfe Ankershagen auf, wo sein Vater Pastor war. In der Umgebung gab es manches Geheimnisvolle und Wunderbare, was die Phantasie des Kindes beflügelte. Der Vater schilderte dem Kinde den Untergang von Herculaneum und Pompeji oder erzählte vom Trojanischen Krieg. Unglückliche häusliche Verhältnisse und finanzielle Gründe verhinderten eine volle Schulausbildung**) — der 14jährige mußte in einen Krämerladen eintreten. Fünfeinhalb Jahre hat er dort ausgehalten, bis er sich an einem schweren Faß überhob.

*) Briefe, Berlin/Leipzig 1936; Briefwechsel I (1842—1875) Berlin 1953, II (1876—1890) Berlin 1958 (Verlag Gebr. Mann). Die hier zitierten Briefstellen sind diesen Bänden entnommen. Aus Raummangel können Daten und Adressaten hier nicht im einzelnen aufgeführt werden. Für freundliche Hinweise habe ich E. Meyer zu danken.

**) Heinrich Schliemann kam auf das Carolinum in Neustrelitz, wurde zuerst in die Quarta des Gymnasiums eingeschult, ging aber nach kurzer Zeit auf Wunsch des Vaters in den realen Zweig (Realprogymnasium) über. Er besuchte die Klassen Quarta, Untertertia und Obertertia, die ebenfalls unter der Leitung des Gymnasialdirektors standen.
Die Schriftleitung

Der erste Brief, den wir von ihm besitzen, ist schon ein Stück Selbstbiographie; er stammt vom 20. Februar 1843. Da schreibt der gerade Einundzwanzigjährige aus Amsterdam an seine Schwestern und gibt aus der Fremde ein erstes Lebenszeichen nach dem Versuch, nach Übersee auszuwandern, der mit einem Schiffsbruch endete: „... was für schreckliche Schicksale habe ich erlebt, welch schauerhafte Gefahren habe ich bestanden ... und was für herrliche Lebenserfahrung habe ich gesammelt ...“

Er schildert darin, wie er als Achtzehnjähriger zu Fuß nach Hamburg wanderte, um dort eine Stelle in einem Kontor zu finden. Vergeblich bemühte er sich um ein Unterkommen, bis die wenigen Taler seines mütterlichen Erbteils „rein alle geworden“, so daß er einen Onkel bitten mußte, ihm 10 Rt. zu leihen, „der zwar umgehend das Begehrte schickte“, ihm aber „solchen impertinenten gemeinen Brief schreiben ließ“, daß der junge Schliemann ein heiliges Gelübde ablegte, nie, in welche schreckliche Lage er auch kommen würde, um die Hilfe eines Verwandten zu bitten, und lieber den furchtbarsten Hungertod zu sterben, als einen solchen Menschen zu bitten, ihm ein Brotkrümel zu leihen.

Eines Tages bot ihm ein Makler eine Stelle in Columbian an. „Bei diesen Worten verjüngten sich bei mir alle die alten Hirngespinnste aus der Jugend, alle die alten Schiffs- und Reisephantasien traten mir ... vor die Seele.“ Am 23. November 1841 ging er an Bord. Wie das Schiff zuerst von widrigen Winden festgehalten, dann in einen Sturm geriet, das hat er anschaulich beschrieben. Während des Sturmes saß er den ganzen Tag in einer Ecke der Kajüte, wo er sich einen Sessel festgebunden, und lernte spanische Briefe. Der Sturm schwoll zum Orkan, in dem das Schiff des Nachts, bei Schneegestöber und bei 6 Grad Kälte vor der holländischen Küste auflief. Mit Lebensgefahr erreichte er das Verdeck, band sich dort fest: „... In Gedanken nahm ich von Euch allen Abschied, betete zu Gott, empfahl ihm meine Seele zur Übersendung in das mir zweifelhafte Jenseits, übergab den Haifischen meinen Leib, und mein Testament war gemacht ...“ Schließlich wurde er über Bord gespült und wie durch ein Wunder an eine Sandbank vor der holländischen Küste getrieben. Einheimische trugen ihn von dort an Land. „... die entsetzlichsten Schmerzen folterten mich, und ich brüllte laut, denn die beiden Vorderzähne waren abgebrochen, und ich hatte sowohl am Gesicht als am Körper tiefe Wunden; ... doch ... gewiß überzeugt, daß das Schicksal, was mich so wunderbar gerettet und nach Holland geführt, mir auch hier ein gutes Fortkommen schenken würde, ertrug ich alles mit Geduld ...“ Der Konsul und wohlwollende Geschäftsleute nahmen sich seiner an. Da er „... in der einfachen und doppelten Buchführung sowie in der Korrespondenz von vier lebenden Sprachen routiniert ...“ war, wurde er in einer Amsterdamer Firma vorläufig beschäftigt. Dort lebte er „ganz isoliert“ und äußerst sparsam. Er schreibt: „... Vergnügen werden hier mit Geld aufgewogen, und denke ich daher nicht daran, irgend etwas mitzumachen ...“ Dennoch hat er den Eindruck: „... Das gehabte Unglück scheint in allem zu meinem Glück und Vortheil vom Schicksal veranstaltet zu sein, denn was habe ich jetzt für eine herrliche kräftige Gesundheit ...“ Er führt dies auf die Abhärtung zurück, die er sich selbst in Hamburg auferlegt hatte, wo er bis zum 24. November kalt badete. „... Trotz dieses einmal gescheiterten Unternehmens ist meine alte Reisewut noch nicht geschwunden, und werde ich jedenfalls, wenn ich 6 Jahre hier gewesen bin ... über Batavia nach Japan gehen, um da mein Glück zu machen, denn der Instinkt sagt mir gleichsam: Du sollst nicht in Europa bleiben, Dein Glück liegt weit von hier ...“

„Über meinen Glauben macht Euch keinen Kummer, denn ich glaub an einen Gott, und was bekümmere ich mich weiter um das Nebengeschwätz der Derwische, Priester, Mönche und Pfaffen, die doch nur alle Zusätze erdichtet haben? Ich tue recht und scheue Niemand, und glaube, was ich kraft meiner Vernunft glauben kann . . .“

So endet dieser erste lange Brief aus der Fremde, der schon fast alle jene Züge aufweist, die für Schliemann so bezeichnend sind: Ein Mensch, der auf sich selbst gestellt der eigenen Vernunft vertraut, vor Unbilden und Gefahren nicht schreckt, der eine im Grunde kränkliche Natur durch Abhärtung überwindet, Strapazen überdauert, der vom Wissensdurst besessen, vom Drang zur Tätigkeit getrieben wie magnetisch angezogen auf ein unsichtbares, aber instinktiv erahntes Ziel losgeht. „ . . . Großartige, ahnungsvolle, unbeschreibliche Gefühle“ bemächtigten sich seiner beim Anblick von Hamburg. Nirgend hat er sich auch später wohler gefühlt als im Betrieb der Großstadt „im Gewühl des Handels“.

Mit dem Drang zur großen Welt verbindet sich die *Reiselust*. Alle die „Schiffs- und Reisephantasien“, die ihm damals vorschwebten, sollten später in Erfüllung gehen.

Hand in Hand mit der „Reisewut“ gehen Eifer und Leidenschaft für fremde Sprachen. Vom Orkan geschüttelt, lernt er auf dem Schiffe spanisch, nutzt in Amsterdam jede freie Minute, um seine Sprachkenntnisse zu erweitern, besucht sonntags den spanischen oder englischen Gottesdienst, spricht jedes Wort der Predigt leise für sich nach. Die Not läßt ihn eine „Methode ausfindig machen, welche die Erlernung der Sprachen bedeutend erleichtert“. Auf diese Weise lernte er in Amsterdam das Holländische, Spanische, Italienische und Portugiesische, wobei er „nicht mehr als sechs Wochen gebrauchte, um jede dieser Sprachen fließend sprechen und schreiben zu können“. Man redet oft von Schliemanns Sprachgenie. Aber man sollte darüber nicht vergessen, daß dies Genie, wie überhaupt Schliemanns Genialität, mit einem fast übermenschlichen Fleiß verbunden war. Als es ihm gelungen war, in Amsterdam seine Stellung etwas zu verbessern, lernte er zusätzlich noch Russisch. Bei einem berühmten Brüsseler Kalligraphen nahm er ferner Schönschreibstunden, um sich „eine leserliche Handschrift anzueignen“. Die Hälfte seines bescheidenen Jahresgehaltes gab er für Studien aus und wohnte dafür in einer elenden unheizbaren Dachstube.

Zu Beginn des Jahres 1846 schickten seine Prinzipale den Vierundzwanzigjährigen als ihren Agenten nach St. Petersburg. Dort ging er gleich groß ins Geschäft. Hören wir hierüber die Vertreter seiner Firma Schröder & Co. in Amsterdam und Hamburg: „ . . . Unsere Befürchtungen haben sich leider realisiert, indem Sie in Ihrer Correspondenz einen Ton annehmen, . . . wie wir ihn nicht zu führen lieben. Wir sehen ein, daß Sie noch kein ausgebildeter Geschäftsmann sind und sich Projecte und Illusionen machen, die für einen solide denkenden Kaufmann nicht passen . . .“ Man hatte in der Firma „die begründetsten Zweifel“ über alle seine „hirnscheinigen Projekte“ und riet ihm: „Sie wohnen in St. Petersburg mit abwechselnden Reisen nach Moskau, richten sich sparsam ein, vergeben keinen Kopeken unnötigerweise . . . Befleißigen sich, ein praktischer Mensch zu werden und angenehme bescheidene Manieren zu erwerben, träumen nicht von spanischen Schlössern usw. . . .“

Aber Schliemann war nicht aufzuhalten und war bald unabhängig. Er handelte damals hauptsächlich mit Indigo, später auch mit Salpeter und Blei, Baumwolle und Tee. Schon im folgenden Jahr konnte er sich in die Gilde der Großhändler einschreiben lassen.

Die Zeit in Rußland wurde durch einen anderthalbjährigen Aufenthalt in Amerika unterbrochen, wodurch er später die US-Staatsbürgerschaft erlangte. Noch vor der Abreise hatte er seinen Schwestern, die auf seinen Besuch in Mecklenburg hofften, geschrieben, er komme diesmal nicht, „... denn ... Zeit ist Gold bei mir ...“ Sie wurde es kurz darauf im buchstäblichen Sinne. Als Agent von Rothschild/London etablierte er in Sacramento in Californien eine Bank, in der er Rohgold von den Goldwäschern aufkaufte. Wie er dort zu arbeiten hatte, zeigt eine Briefstelle: „I had a very hard time here during the last week and never a negro slave worked harder than I did ...“ oder seine Tagebuchnotiz: „My bank is from early till late constantly jammed, crammed and rammed full of people from all nations, I have to speak all the day long in 8 languages ...“ Er faßt seine Erfolge später brieflich so zusammen: „Ich kenne die Verhältnisse sehr wohl in Amerika; ich machte dort nichts wie Geldgeschäfte und kam vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit den schlauesten der schlaunen Schurken in Berührung; da ich aber alle Ränke und Kniffe der Amerikaner kannte, ehe ich nach Californien kam, da ich der Sprache vollkommen mächtig war und *jeden* für einen Spitzbuben ansah, so habe ich dort niemals verloren — im Gegenteil bedeutend gewonnen ...“ Die damaligen Befürchtungen, daß der Wert des Goldes infolge der enormen Ausfuhr aus Australien und Californien fallen könne, berichtigt er (1855): „... Weit davon entfernt, einen nachteiligen Einfluß auszuüben, gibt die wachsende Ausbeute dieses Metalles den ungeheuersten Stimulus an Handel und Industrie und bringt in den nächsten 25 Jahren ... in den Verhältnissen des Menschen eine Umwälzung hervor, wie die Geschichte sie nicht aufzuweisen hat ...“

Nach einem Jahr verließ er Californien, erlebte und beschrieb den Brand von San Francisco, wo er der Feuersbrunst mit knapper Not entkam, überquerte unter Strapazen und Gefahren, samt seinem Gold, den Isthmus von Panama, studierte in Amerika noch manche sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, kehrte nach Europa zurück, machte sein Kontor in Petersburg wieder auf und gründete noch im selben Jahre eine Filiale in Moskau. Zum Leiter dieser Filiale setzte er bald seinen bisherigen russischen Diener ein, indem er meinte: „... aus einem geschickten Diener kann ja leicht ein guter Direktor werden, wenn auch aus einem Direktor nie ein brauchbarer Diener wird ...“

Zehn Jahre nach seinem Einstieg in Petersburg kann er dem Vater melden: „... Ich gelte hier und in Moskau als der schlaueste, durchtriebenste und fähigste Kaufmann ...“ Das Geld ist ihm jedoch nicht in den Schoß gefallen: „... ich habe mich überarbeitet und meine Gesundheit hat sehr gelitten. Seit 12 Monaten war ich jeden Morgen bereits um 4 oder 4^{1/2} Uhr im Comptoir ...“ Zum Ausgleich gegen sein „sitzendes Leben“ besuchte er jeden Morgen um 7 Uhr den Turnklub; oder er ließ sich mit den Schlittschuhen „auf dem Eise dahingleiten“. Auch besaß er ein „feuriges Reitpferd“, das er bestieg, wenn die Kälte nicht unter 20 Grad war.

Um ihn von Sorgen und Aufregungen frei zu machen, riet ihm sein Vater, er möge sich ganz vom Geschäft zurückziehen und sich zur Ruhe setzen. Er selbst erwog den Ankauf eines Landgutes in Mecklenburg. Durch mehrere Jahre zieht er Erkundigungen ein, ohne den Plan jedoch zu realisieren. Immer wieder bringt er andere Gründe dagegen vor. Den *eigentlichen* Grund spricht er dem Vater gegenüber aus: „... Ich habe der Sorgen und Aufregung viele — aber ich muß Sorgen und fortwährende Aufregung haben, um leben zu können ... Ich bin so sehr an Thätigkeit gewöhnt, daß Unthätigkeit, selbst bei allen erdenklichen Vergnügungen, mich in wenigen Monaten zum Wahnsinn bringen würde ...“

Aber neben die geschäftlichen Erwägungen tritt von nun ab ein anderes Motiv: „... Um mein Vermögen von den Schwankungen der Konjunktur loszumachen, werde ich den Rest meines Lebens den Wissenschaften widmen, die ich sehr liebe...“ Was verstand er damals unter Wissenschaften? „... Die furchtbare Passion für Sprachen, die mich Tag und Nacht quält... ist jetzt schon seit Jahren in blutigem Kampf mit meinen zwei anderen Leidenschaften: dem Geize und der Habsucht, und leider im ungleichen Streite unterliegend, vergrößern die beiden letzten siegreichen Passionen täglich das Gewühl meiner Geschäfte...“ Oder „... Wissenschaften und besonders Sprachstudium sind bei mir zur wilden Leidenschaft geworden, und jeden freien Augenblick darauf verwendend, ist es mir gelungen, in den letzten zwei Jahren noch die polnische, slawonische, schwedische, dänische sowie im Anfang dieses Jahres die neugriechische und lateinische Sprache fertig zu erlernen, so daß ich jetzt 15 Sprachen geläufig spreche und schreibe...“ Später lernte er auch noch das Arabische samt der arabischen Schrift, die er gut beherrschte. „... Besonders altgriechisch und lateinisch brachten einen wunderbaren, nie gefühlten Enthusiasmus für die Wissenschaft in mir hervor, und ich lese mit solchem Entzücken den Sophocles, Homer, Horaz und Virgil, daß ich fest überzeugt bin, ich würde sehr gut in mir selbst Beschäftigung genug finden...“ Man meint bereits den Einfluß von Horaz und der Stoa zu spüren, wenn man liest: „... Denn nach meiner Überzeugung liegt das wahre Glück nicht in Geld, sondern in der Herzruhe und Selbstzufriedenheit, welche ich früher im Gewühle des großen Geschäfts nie kannte und die mir nur durch die Wissenschaft eigen wurde. Ich Ärmster würde vor Langeweile umkommen, wenn ich mich mit nichts anderem als mit Handel beschäftigen könnte...“

1856 taucht zum ersten Male der Gedanke einer Reise nach Griechenland auf; er möchte so gerne die Länder des südlichen Europas, besonders das Vaterland seines „Lieblings Homer“ besuchen, aber auch Italien, Spanien, Portugal sowie Calcutta möchte er gerne sehen. Noch eine ganze Weile sollte diese neue Leidenschaft im Streite mit den beiden früheren unterliegen. Erst Jahre später entschloß er sich, die Zelte in Petersburg abzubrechen und nach Paris zum Studium der Antike überzusiedeln. Inzwischen hatte er eine Reise in den Vorderen Orient durchgeführt, hatte Ägypten, Palästina, Syrien, Westkleinasien durchquert, im folgenden Jahre Spanien besucht; dann kehrte er doch noch einmal für zwei Jahre nach Rußland ins Geschäft zurück, liquidierte dort 1864 endgültig und schloß eine fast zweijährige Weltreise an, die ihn nach Indien, Java, China, Japan und erneut nach Amerika führte. Von dieser Reise berichtet sein erstes Buch, auf der Ozeanfahrt in französischer Sprache abgefaßt „La Chine et le Japon“, 1866. 1870 schreibt er rückblickend an seinen Sohn Serge: „... J'ai fait de véritables miracles pendant les 4 ans de 1842 à 1846 à Amsterdam. J'y ai fait ce que personne n'a jamais fait et ce que personne ne pourra jamais faire. Devenue ensuite négociant à Petersbourg, j'y étais le négociant le plus habile et le plus prudent de toute la bourse. Devenue ensuite voyageur j'ai été voyageur par excellence.“

Sein Vermögen legte er nun in Wertpapieren und in Hausbesitz, in und außerhalb Europas, an, und ließ sich für vier Jahre in Paris nieder. Freilich zog es ihn auch während der Pariser Zeit auf Reisen nach Nordamerika und Kuba, dann zum Mittelmeer, nach Italien, Ithaka, dem Peleponnes und nach der Troas in Kleinasien, und noch ein weiteres Mal nach Nordamerika; aber die Wissenschaften hatten ihn gefangen und ließen ihn nun nicht mehr los. So schreibt er 1866 aus Paris: „... Paris mit allen seinen Herrlichkeiten hat keinen Reiz für den Reisenden, der die Welt umschiffet... hat. Was mich hier interessierte und zurückhält,

sind die Vorlesungen der großen Professoren in der Universität über Literatur, Philosophie, Hieroglyphenschrift usw. und außerdem die Museums und Theater, denn nichts so Erhabenes findet man anderswo in der Welt . . .“; ähnlich 1869 aus Indianapolis: „ . . . , wenn man 2^{1/2} Jahre lang das herrliche Pariser Leben gekostet hat und im fortwährenden Streben nach dem Schönen dahin gekommen ist, nur in der Metaphysik zu leben, dann kann man sich natürlich hier nicht heimisch fühlen und dann sehnt man sich natürlich zurück nach Europa . . .“

Dort in Indianapolis hatte er die Scheidung von seiner ersten Frau in Petersburg, die ihm nicht hatte nach Paris folgen wollen, erwirkt. Er schreibt auf der Rückreise auf dem Atlantischen Ozean: „ . . . Ich beabsichtige, in 14 Tagen nach Griechenland zu reisen, um mich dort nach einer anderen Frau umzusehen . . . sollte ich eine Griechin finden, deren Alter noch Hoffnung auf Nachkommenschaft läßt . . .“, die „außerdem für altgriechische Sprache und Litteratur, für alte Weltgeschichte, Archaeologie und Geographie schwärmt und in diesen Wissenschaften schon bedeutende Fortschritte gemacht hat, dann nehme ich sie zur Frau, aber *auch nur dann* . . .“ In einem anderen Brief heißt es: „Der Erzbischof von Griechenland, mein früherer Lehrer, hat mir die Portraits mehrerer Athenienserinnen zur Auswahl geschickt; ich habe davon Sophia Engastromenos als die Liebenswertigste ausgesucht . . . ich werde sie aber nur dann nehmen, wenn sie Sinn für Wissenschaften hat . . .“ Nicht nur die Liebe zur neugriechischen Sprache war es, die ihn dazu bestimmte; er hatte ja inzwischen seinen Wunsch wahr gemacht, hatte das Vaterland Homers besucht, in Ithaka eine kleine Grabung durchgeführt, den Peloponnes durchstreift, sich in der Troas orientiert und sich dabei für den Hügel von Hissarlık entschieden entgegen der communis opinio, welche die Lage des homerischen Troja etwas weiter landeinwärts auf der Höhe von Bunarbaschi ansetzte. Er hatte anschließend in Paris „Tag und Nacht“ gearbeitet, um sein erstes archäologisches Werk niederzuschreiben, das 1869 unter dem Titel ‚Ithaka, der Peloponnes und Troja‘ als Buch erschien und mit dem er im selben Jahr noch an der Universität Rostock ‚in absentia‘ promovierte.

Troja, Mykene, Tiryns, Orchomenos, das sind die Hauptstätten, die Schliemann in den letzten 20 Jahren seines Lebens (1870–90) ausgegraben hat, indem er dafür seine ganze Kraft und sein Vermögen einsetzte. Den Grabungen folgten jeweils, unwahrscheinlich rasch, die Publikationen: Trojanische Altertümer, nebst Atlas (1874); Mykene (1878); Reise in der Troas (1881); Ilios nebst Selbstbiographie (1881); Orchomenos (1881); Troja (1884); Tiryns (1886); der Bericht über die Ausgrabung in Troja im Jahre 1890 erschien ein Jahr nach seinem Tode (1891).

Von den zahlreichen kleineren Grabungen sei hier nur die in Alexandria aufgeführt, die er selbst als Episode auffaßte. In Überschätzung seiner eigenen Kräfte und in Unterschätzung des Umfangs der Aufgaben hat Schliemann sich, energisch aber vergeblich, um die Genehmigung bemüht, noch weitere bedeutende Stätten auszugraben. Genannt seien hier nur Olympia, Delphi, Knossos. In weiser Beschränkung hat er aber eine Reihe von Angeboten, Grabungen in anderen Gebieten, etwa in Sardes oder Ephesos, in Montenegro oder Mexiko zu übernehmen, abgelehnt. Ein Zeugnis möge seine Einstellung beleuchten: „ . . . Die prähistorischen Alterthümer Griechenlands sind meine Spezialität, ich bin darin zu Hause und kann daher auf diesem Felde von großem Nutzen sein, während ich bei Explorationen in Central Amerika wegen Unkenntniß der Maya Sprache, auch weil mir der Enthusiasmus für die dortigen Antiquitäten fehlt, stets ein Stümper bleiben würde . . .“ Kenntnis der Sprache und Enthusiasmus – er hat den Homer „mit größter Begeisterung immer und immer wieder gelesen“, und es ist bezeugt,

daß ihm jedes einschlägige Homerzitat in der Debatte sofort zur Verfügung stand — das waren die Kräfte, die ihn befähigten, alle Entbehrungen, alle körperlichen und geistigen Anstrengungen dieser letzten, der bedeutenden Phase seines Lebens, durchzustehen.

Für die Strapazen stehe wieder ein Zitat, Brief an den Vater 1868: Wenn ihr „... nicht im Stande seid, Wochen lang ohne Sattel und ohne Zaum zu Pferde zu sitzen, wenn Ihr Euch nicht Wochen lang mit Wasser vom Scamander und mit Brodt, welches von den kothigsten aller Hände gebacken, begnügen könnt und wenn Ihr nicht (um zu vermeiden, bei lebendigem Leibe von den Wanzen verzehrt zu werden) die Nächte auf freiem Felde, in der ungesundesten Gegend, am Rande von Fieber und Tod aushauchenden Stümpfen, zubringen könnt, dann müßt Ihr *nie* nach Troia kommen ... auch bei Mondschein, Sturm und Nebel schlafe ich ausgezeichnet auf freiem Felde ...“ Er hatte in Troja den Wechsel von Kälte und Hitze zu ertragen, ließ sich durch Regen und Wolkenbrüche nicht abhalten, ward vom Fieber befallen und hatte jahrelang mit der Malaria zu kämpfen. Bei dem furchtbaren, dem ewigen Nordsturm und dem fortwährenden, die Augen blendenden Staub hatte er den ganzen Tag über 150 widerspenstige Arbeiter zu überwachen, mußte er bei der fortwährenden Aufsicht eines unbestechlichen türkischen Wächters die Tausende von gefundenen Altertümern im geheimen beschreiben oder photographieren. Nachts hatte er die gefundenen Inschriften zu entziffern, schrieb er Aufsätze und Erwidern in verschiedenen Sprachen, verfaßte die Texte seiner Bücher auf englisch, französisch oder deutsch, las Korrekturen und ging nie zu Bett, ehe er nicht „... alle den Tag über gefundenen Gegenstände abgezeichnet ...“ hatte.

Frank Calvert, amerikanischer Konsul an den Dardanellen, ist es wohl gewesen, der Schliemann als erster auf Hissarlık hingewiesen hat. Calvert hatte auf dem Hügel Grundstücke erworben, um dort zu graben in der Überzeugung, daß Troja dort zu suchen sei. Er bot Schliemann seine Hilfe an — „All my lands are at your disposal“. Schliemann griff das auf und suchte, die restlichen Grundstücke selbst zu erwerben: „... I burn from impatience to possess the little piece of ground and to be your neighbour in Priam's Pergamon“. „... Sobald mir dies gelingt, will ich dort Ausgrabungen in großem Maßstabe machen und nicht eher ruhen, ehe ich nicht die ganze Akropolis vollständig ausgegraben habe ...“ Als der Firman mit der Grabungserlaubnis auf sich warten ließ, verlor Schliemann, im Frühjahr 1870, die Geduld und entschloß sich, ohne Genehmigung zu graben. Da er im voraus wußte, daß die türkischen Grundstücksbesitzer ihre Einwilligung nicht geben würden, fragte er gar nicht erst, sondern mietete sich Arbeiter und begann, jenen berüchtigten Suchgraben in den Hügel zu treiben, der ihm die Gewißheit brachte, daß er auf der rechten Spur war, den ihm aber allzuzünftige Wissenschaftler, weil er dabei viel zerstört hat, nie verzeihen werden. Die türkischen Eigentümer nötigten ihn bald, die Arbeit einzustellen. Er beschwichtigte sie mit dem Hinweis, daß die ausgegrabenen Mauersteine als Baumaterial doch gut verkäuflich seien; aber er sandte zugleich, um dies zu verhindern, ein Telegramm nach Konstantinopel mit dem Ersuchen, die Stätte unverzüglich unter Denkmalschutz zu stellen.

Als 1873 tief unten, in der II. Stadt, ganz unvermutet der berühmte Schatz, den er als „Schatz des Priamos“ ansprach, zum Vorschein kam, da gelang es ihm mit seiner Frau allein, den ganzen Fund, die goldenen Armbänder und die schweren goldenen Becher, die Kopfschmucke, die Ohringe und Ohrgehänge, die Goldbarren und die vielen anderen Kostbarkeiten zu bergen und, wie die Tausende von anderen

Fundstücken der Grabung, heimlich nach Athen zu schaffen. Das hatte zur Folge, daß er in einen langwierigen Prozeß mit der Türkei verwickelt wurde. Man verurteilte ihn zu einer Buße von 10 000 Fr.; er zahlte freiwillig 50 000, um das gute Einvernehmen wieder herzustellen. Und als er schließlich in Troja wieder hätte graben können, machte ihm der dortige Gouverneur „tausend Schwierigkeiten“. Schliemann setzte alle Hebel in Bewegung, bis „cette peste de Gouverneur“ seine Stelle verloren hatte. Das war 1876. Daß aber 1882 die Verhältnisse nicht viel besser waren, zeigt eine Briefstelle von Wilhelm Dörpfeld, der seit diesem Jahre Schliemanns Mitarbeiter war; er berichtet: „... daß wir stets von Gendarmen begleitet werden, die den Auftrag haben, uns zu verhaften, sobald wir einen Maßstab aus der Tasche ziehen oder irgendeine Notiz niederschreiben ...“

Solche romanhaften Begebenheiten ließen und lassen in den Augen der Öffentlichkeit Schliemann als einen Abenteurer und Schatzgräber erscheinen; es konnte der Glaube aufkommen, er wolle sich an seinen Funden bereichern. Entrüstet wies er das zurück: „... Ich grabe nur, um die allerinteressantesten Seiten der Weltgeschichte zu Tage zu bringen ... Ich bin stets Käufer, nie Verkäufer von Alterthümern ...“ Es lag ihm an der wissenschaftlich einwandfreien Bergung der Fundstücke, vor allem der Keramik, welche die türkischen wie die griechischen Aufseher für wertlos hielten, für welche die Gelehrten seiner Zeit noch kaum Verständnis hatten. Die Türkei schuf ein Antikengesetz, wonach Schliemann künftig zwei Drittel seiner Funde abzuliefern hatte. Aber es gelang ihm, auch diese Fundmassen nach jahrelangen Bemühungen zurückzukaufen, um sie seiner Sammlung trojanischer Altertümer einzuverleiben. Ursprünglich wollte er sie dem griechischen Volk vermachen. Aber verärgert über die Verweigerung der Grabungserlaubnis für Olympia, änderte er seinen Plan. Man suchte ihn mit einem hohen griechischen Orden abzuspeisen, dazu Schliemann: „... Dekorationen, sage Orden: Sind für mich ein gehässiger, eitler Dunst; den großen Orden τῶν Ταξιαρχῶν, den ich von der griechischen Regierung erhielt, schickte ich mit größter Höflichkeit zurück ...“ Vorübergehend dachte er daran, die Sammlung in Palermo oder Neapel aufzustellen, brachte sie dann aber nach London, von wo er sie im Jahre 1880 wieder abholte, um sie nach Berlin zu überführen. Er vermachte sie dem deutschen Volke und vermehrte sie in den Folgejahren durch immer neue Schenkungen. Der Katalog umfaßt beinahe 10 000 Nummern. Einzelne Museen und Institute wurden von ihm mit kleineren und größeren Schenkungen trojanischer Altertümer bedacht. Auch wir in Heidelberg besitzen eine stattliche Kollektion davon. Diese Proben sind nun umso wertvoller, als — wie Sie wissen — die Schliemann-Sammlung in Berlin, samt dem Schatz des Priamos, seit Kriegsende verschollen ist. Unsere wertvolle Sammlung kann aus Raumangel nicht sichtbar gemacht werden, und das ist nur ein Teilproblem der bedrückenden Raumnot an dieser Universität. — Wir sind in diesem Punkte noch durchaus ‚entwicklungsfähig‘. Dörpfeld schreibt kurz nach Beginn seiner Arbeiten in Troja (1881): „Ich muß gestehen, ich habe noch nie einen so tätigen Menschen gesehen wie Herrn Schliemann ...“ Aber das Übermaß an Arbeit zehrte an seinen Kräften. Schon 1874 schreibt er: „... meine ungeheuren Anstrengungen in Troja haben meine Kräfte erschöpft. Auch in der Zeit nach meiner Rückkehr von Troja hierher habe ich mehr als je in meinem Leben gearbeitet ...“ Mehrfach kehrte in diesen Jahren die Wendung wieder: „Meine Tage sind gezählt ... my days are counted and my minutes are precious“; oder „... having worked now for years 13 or 14 hours dayly without interruption ...“; er klagt, daß eine Kur in Bad Wildungen nichts genützt habe: „... wahrscheinlich, weil ich während der Kur 12 Stunden täglich arbeiten mußte ...“; und schließlich: „... Die gleichzeitige Ausgabe von so viel

Büchern war eine alles Maß übersteigende Arbeit, die meine Kräfte erschöpft und mich sozusagen ausgepumpt hat . . . ; „ . . . Ich bin überarbeitet und muß auf zwei Monate nach einer entlegenen Insel reisen um auszuruhen, denn sonst bin ich des Todes . . . “

Schliemann hatte schon mehrfach unter Ohrenbeschwerden gelitten, wurde schließlich in Troja auf dem linken Ohr taub; er unterzog sich im Dezember 1890 in Halle einer Operation; Knochenwucherungen in beiden Ohren mußten herausgemeißelt werden. Auf dem Krankenlager las er „Tausend und eine Nacht“ auf arabisch. Aber er litt dort unter der Untätigkeit: „ . . . Gar lästig ist es, zu Hause sitzen zu müssen und von Schmerzen gepeinigt zu werden, und dies besonders für einen Mann, der gewöhnt ist, täglich sich viel Bewegung zu machen, zu Pferd oder zu Fuß, sich im Freien zu ergehen und im Meere zu baden; für einen Mann, der seinen Kopf durch Selbstbeherrschung kühl, seine Füße durch Leibesübungen warm und die Thätigkeit seiner inneren Organe in Gang hält, ohne Arzneien . . . “, so altgriechisch an seine Frau. (. . . πολὺ χαλεπὸν οἶκοι καθίσεσθαι καὶ ὀδύνας, συνέχεσθαι καὶ ταῦτα ἀνδρὶ εἰωθότι περιπάτους πολλοὺς καθημερινούς καὶ ἔφιππος καὶ πεζός . . . usw. “)

Schmerzen im linken Ohr peinigten ihn weiterhin, und er klagt in einem Brief: „ . . . Der Schmerz war anfänglich gering, hat aber immer zugenommen. Wie soll ich dabei in Troja graben? . . . “ Bald darauf verließ er die Klinik, reiste für einen Tag nach Berlin, um in der Sammlung trojanischer Altertümer für ihre Aufstellung noch Weisungen zu geben. Von dort trat er über Paris die Heimreise nach Athen an und starb unterwegs in Neapel am 26. Dezember 1890 an „Hirnentzündung mit Lungenkomplikation“.

In den 20 Jahren seiner Forschertätigkeit hat Schliemann viel Anerkennung und viel Ablehnung erfahren; Anerkennung zuerst und am nachhaltigsten in England, Ablehnung bis zuletzt und am gründlichsten in Deutschland. Schon 1876 schreibt er an die Frankfurter Zeitung: „ . . . In der That finden meine Arbeiten und Opfer außer in Deutschland überall die höchste Anerkennung, und hat man mich im v. J. 7 Wochen lang in London aufgenommen, als ob ich einen neuen Welttheil für England erobert hätte . . . “ Von den vielen Ehrungen der folgenden Jahre seien nur einige wenige herausgehoben: 1882 wurde er Ehrenbürger von Berlin wie außer ihm noch Bismarck und Moltke; 1883 ernannte ihn „das berühmte Queens College in Oxford zum Honorary Fellow . . . “, womit „zeitlebens ein Logie von 6 Zimmer und freie Kost und Bedienung im Kollegium“ verbunden war; 1885 verlieh ihm die Königin von England die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Er bemerkte dazu: „ . . . Diese mir . . . erwiesene hohe Ehre ist gleichzeitig eine hohe Ehre für Deutschland, da es in England von Kolossen der Wissenschaft wimmelt, die nach dieser Medaille lechzen . . . “

Aber seine glanzvolle Berühmtheit hatte auch ihre Kehrseite. Er selbst hatte die Presse in Bewegung gesetzt im naiven Glauben, alle Welt müsse sich ebenso brennend für seine Grabungs- und Forschungsergebnisse interessieren wie er selber: „ . . . nichts soll dem wißbegierigen Publikum entgehen; alles soll publiziert werden, sobald ich dazu im Stande bin . . . “ Und die Presse, die ihn erst überschwänglich gepriesen hatte, wandte sich dann gegen ihn, gab sachunkundigen Skribenten Raum in ihren Spalten. Tiefer als der Spott der Journalisten traf ihn aber die verständnislose, feindselige oder gleichgültige Haltung der Gelehrten. So schreibt er: „ . . . Über die Spottgedichte im ‚Kladderadatsch‘ habe ich mich nicht geärgert, wohl aber über die Ausbrüche des tierischen Neides der deutschen Philologen . . . “ Von dem „giftigen Neid der deutschen Gelehrten“ spricht Schliemann

noch mehrfach. Die „Stubengelehrten“, die nie die Troas besucht hatten, verglich er ironisch mit dem mythischen Lynkeus, der durch die Erde, ja durch die Steine blicken konnte. Sie können, schreibt er, von ihrer „Studierstube aus die trojanischen Trümmer natürlich viel gründlicher als wir auf Hissarlık“ beurteilen. „... Neither of them ever made an excavation, and still they brutally accuse me of having done my work badly ...“ Schon bei Abfassung seines ersten Werkes (1868) hatte er dem Vater geschrieben: „... da ich Strabō und Alle, die nach ihm über Troja schrieben, umstoße, so wird viel gegen mein Buch geschrieben werden. Indes ist mir nicht bange, da ich *überall* Beweise gebe und Nichts ohne klare Facta behaupte ...“ Gegen einen Nachzügler der Creutzerschen Natursymbolik, der im Trojanischen Krieg den Kampf der aufgehenden Sonne gegen die Wölken symbolisiert sah, fühlte er sich wohlgerüstet: „... I am armed up to the teeth and able to overthrow at once every one of his arguments ...“ Schwieriger stand es in der Grundfrage „ubi Troja fuit“. Die Frage, wo Troja einst gelegen habe, wurde nicht von Schliemann aufgebracht, war vielmehr schon im Altertum und in der Neuzeit viel erörtert worden. Sie wäre wohl noch lange theoretisch weiterdiskutiert worden, hätte nicht Schliemann den gordischen Knoten zerhauen, hätte er nicht Hissarlık ausgegraben. Umgekehrt hat er auch Bunarbaschi untersucht und lud schon 1873 den ihm wohlgesonnenen Archäologen Alexander Conze nach Troja ein, um in seiner Gegenwart kleine Ausgrabungen in und auf den Höhen von Bunarbaschi zu machen, um „... zu beweisen, daß das *reiner* Urboden ist, und der Ort nicht mehr Ansprüche auf die Baustelle Trojas machen kann, als irgendein Luftstrich in Griechenland auf die Baustelle der Vögelstadt des Aristophanes ...“

Die Zeit hat Schliemann Recht gegeben. Wie schwer es aber *damals* war, trotz der Grabungserfolge sich gegen die communis opinio durchzusetzen, mag ein Beispiel verdeutlichen: Ernst Curtius bereiste 1871 mit einer Gruppe von Gelehrten Anatolien; nur flüchtig streifte man Hissarlık, darüber Curtius apodiktisch: „Hier hat Schliemann Mauern aufdecken lassen, in denen er die Grundfesten vom Palast des Priamos erkennen will“, eine Ansicht, „welche uns unglaublich erscheint“. Mit Recht fand Schliemann sich von diesem „veni, vidi, vici“ des berühmten Althistorikers enttäuscht. Kurz zuvor hatte er sich, von Ehrfurcht vor der Wissenschaft erfüllt, an ihn gewandt: „... Mir fehlt es ... weder an der Zeit noch an Energie noch an Mitteln, mir fehlt aber manchmal der gute Rath eines Mannes wie Sie und wenn Sie mir denselben von Zeit zu Zeit ertheilen wollen, so würden Sie mich gewaltig verbinden“. Doch Curtius blieb stets reserviert. Vielleicht waren beider Naturen zu verschieden, als daß sie sich wirklich einander hätten nähern können. Curtius, lange Prinzenenerzieher am Hohenzollernhof, der die 48iger Revolution verdammte und seine preussisch-konservative Gesinnung unbeirrbar beibehielt, und Schliemann, der geistig und materiell Unabhängige, der auf seinen Reisen Luft der freien Welt geatmet hatte. Von beiden Männern gibt es Briefzeugnisse vom März 1871, die den Gegensatz beleuchten. Zunächst Curtius (in voller Siegesstimmung aus Berlin): „... Die Begeisterung ist ungeheuer und einstimmig, Es ist einem zumute, als ob ewig Sonntag wäre ...“ Schon 1870 hatte er ein Gedicht zum Geburtstag des Kronprinzen nach Versailles gesandt mit dem Schluß:

„So wach's empor, der Eiche gleich
Das neue deutsche Kaiserreich!“

Schliemann dagegen hatte sich mit Paß und Uniform eines sehr viel jüngeren Postmeisters nach Paris durchgeschwindelt, indem er jeden Soldaten mit ‚Herr Leutnant‘, jeden Leutnant mit ‚Herr General‘ titulierte — „connaissant la manie des

allemands pour les vains titres“ – und schreibt nun aus Paris: „... nichts ist ansteckender als die demokratischen Ideen. Auch Deutschland wird davon befallen werden; die deutschen Siege haben die Monarchie nur für eine begrenzte Zahl von Jahren konsolidiert . . . Es kann nicht ausbleiben, daß auch Deutschland Republik wird“ (Übs.).

Seit die deutschen Grabungen in Olympia, unter Curtius' Leitung, in Gang kamen, wurden Schliemanns Grabungen nur noch an Olympia gemessen, obwohl Ziel und Bedingungen dort grundverschieden waren. Es wurde eine wahre Hetzkampagne gegen ihn eröffnet. Einer der hartnäckigsten Kritiker war Karl Bernhard Stark, Archäologe, zuerst in Jena, dann in Heidelberg. Er hatte 1871 in Curtius' Gefolge den flüchtigen Besuch der Troas mitgemacht und fühlte sich dadurch berufen, in die Troja-Frage einzugreifen. Das Urteil des Feldherrn Moltke, der sich für Bunarbaschi entschied, wurde gegen Schliemann ins Feld geführt: „... Wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von dem militärischen Instinkt an den Ort leiten, wo man damals wie heute sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unersteigbare Burg zu gründen“ (Moltke). Stark warf Schliemann vor, er habe statt alte Rätsel zu lösen, neue willkürlich heraufbeschworen. Jahrelang habe er nun gegraben, aber nicht einmal das römische Theater freigelegt; das Hellenische in Kunst und Kultur habe vor seinen Augen keine Gnade gefunden. Um solche Vorwürfe zu entkräften, legte Schliemann auch dies Theater frei, schrieb aber an Stark: „... Ich betrachte natürlich diese Theaterausgrabung durchaus als Nebensache . . ., denn die herrlichsten griechischen Kunstwerke sind für mich, *der Aufdeckung Troias gegenüber*, durchaus werthlos. Grabe ich aber, *anstatt* in Troia, irgendwo anders, wo nichts von Troia und nur griechische Kunstschätze zu finden sind, so werden diese von niemand höher geschätzt als von mir . . .“ (1875). Schliemanns ‚Trojanische Altertümer‘ fand Stark „einförmig, ja langweilig . . ., durchzogen von schrankenlosen, ins Blaue hinausgehenden Combinationen“; immerhin bleibe das Werk „... eine interessante Bereicherung unserer vergleichenden Archäologie, auch nicht ganz ohne Frucht für die troische Ortskunde“. Aber es fehle Schliemann „... der Ernst gewissenhafter, strenger Methode oder der unmittelbare Scharfblick des Genies . . .“

Die Angriffe gegen Schliemann häuften sich um das Jahr 1877. Davon noch zwei Proben: In den Königsgräbern von Mykene hatte er 1876 die berühmten goldenen Totenmasken gefunden sowie zahlreiche Schmuckscheiben aus Gold, die zum Teil mit Schmetterlingen geziert sind. Schmetterlinge – so argumentierte der Petersburger Archäologe Stephani mit großer Gelehrsamkeit – hätten die Aufmerksamkeit der griechischen Schriftsteller und Künstler erst sehr spät auf sich gelenkt. Es solle zwar nicht geleugnet werden, daß es Schmetterlinge schon früher gab; aber eine wirklich künstlerische Darstellung sei nicht vor dem 3. Jahrhundert v. Chr. nachzuweisen. Auch die Goldscheiben aus Mykene könnten daher nicht aus früherer Zeit stammen. Ähnlich stehe es mit den Totenmasken. Zwei solcher Masken seien in Südrußland gefunden worden, davon eine in einem Grab bei Kertsch, welches dem 3. Jahrhundert nach Chr. angehöre. Vor diesem Datum habe es in Griechenland niemals solche Masken gegeben. Da nun das Alter eines Grabes nach dem jüngsten Stück des Grabinhaltes bestimmt werden müsse, sei die Schliemannsche Chronologie zu revidieren. Nicht im 2. Jahrtausend vor, sondern im 3. Jahrhundert nach Chr. seien die Schachtgräber von Mykene anzusetzen. Goten oder Heruler, die damals Griechenland durchstreiften, hätten einige ihrer Führer in Mykene bestattet und ihnen die auf Beutezügen in Südrußland geraubten Schätze

mit ins Grab gegeben. Auch die trojanischen Funde, der Schatz des Priamos, seien von Goten oder Skythen aus Südrußland mitgebracht und in Hissarlık vergraben worden.

Es ist dies ein treffendes Beispiel einer im einzelnen folgerichtig durchgeführten, aber im Ansatz grundverfehlten wissenschaftlichen Beweisführung —, wie sie auch heute noch nicht selten angewendet wird.

Die Anti-Schliemann-Welle griff 1877 auch auf England über. Selbst die „Times“, mit der Schliemann seit 1859 in ständiger Verbindung stand, gab einem Korrespondenten das Wort, der die Königsgräber von Mykene keltischen Barbaren aus dem 3. Jahrhundert vor Chr. und den mykenischen Palast von Tiryns der byzantinischen Zeit zuschrieb. Das Aufsehen war umso größer als dieser Schreiber sich auf die Autorität des berühmten Architekten Penrose, des Entdeckers der Kurvatur am Parthenon, stützen konnte: „... Wegen Tiryns war ihr Argument, daß die Mauern des Königspalastes aus mit Lehm verbundenen Steinen — einer der Heldenzeit unwürdigen Bauart — beständen und mit bemaltem Kalkputz überzogen wären, der nur erst in spätbyzantinischer Zeit vorkäme. Ferner brachten sie . . . zur Geltung, daß sie überall . . . die Spuren der Steinsäge und des Steinbohrers bemerkten, welche Werkzeuge in prähistorischer Zeit durchaus unbekannt waren . . .“

Solche Angriffe waren durch ihre Zahl und ihre Art lästig. „Zum furchtbaren Greuel“ aber wurden ihm die wütenden Angriffe eines Hauptmann Boetticher, der erklärte, das von Schliemann ausgegrabene Troja sei in Wahrheit eine Feuernekropole, also ein Crematorium gewesen; Dörpfeld habe den Grabungsbefund gefälscht und willkürlich für seine Zwecke umgemodelt. Eine Weile hoffte Schliemann: „... Ich denke, Boetticher wird es nun ebenso machen als es der ausgezeichnete Philologe Brentano in Frankfurt/M. gemacht hat; nachdem er nämlich 6 Jahre lang Schmähchriften gegen mich losgelassen und sogar 2 Bücher gegen mich geschrieben hatte und keinen Erfolg sah, entleibte er sich selbst am ersten Ostertage 1883 . . .“ Aber Boetticher tat ihm den Gefallen nicht. Seine unsinnigen Auslassungen wurden nicht nur von der Presse, sondern teilweise auch von wissenschaftlichen Zeitschriften übernommen, ja angesehene Gelehrte, wie Salomon Reinach, Direktor des Museums in Saint-Germain, traten auf Boettichers Seite. Schliemann fühlte sich dadurch genötigt, die Grabung in Troja nochmals aufzunehmen.

Um solche Kritiken, die vom grünen Tisch aus erfolgten, zum Schweigen zu bringen, berief er zwei Konferenzen nach Hissarlık ein, eine im Dezember 1889, die zweite im März 1890. Die Kosten für die Reise und für die Unterkunft der Teilnehmer bestritt er selber. Die erste Konferenz fand nur schwache Beteiligung. Die zweite Konferenz wurde von namhaften Gelehrten besucht, darunter Rudolf Virchow, Karl Schuchhardt und aus Heidelberg Friedrich von Duhn. Erst das auf Autopsie gegründete Urteil dieser Männer hat der Troja-Grabung zur Anerkennung verholfen. Aber das abschätzige Generalurteil über Schliemann war schon zum Dogma geworden. So hat es sich auch niedergeschlagen in dem Buch von Michaelis ‚Ein Jahrhundert Kunstarchäologischer Entdeckungen‘, das noch heute als Standardwerk benutzt wird. Daraus die Sätze: „... Er hatte weder für die Geschichte Sinn, noch, wie seine Gleichgültigkeit gegen den praxitelischen Hermes zeigen kann, für die Kunst; Urzeit, Kuriositäten, vage Vorstellungen erschöpften sein Interesse . . . Er war Dilettant in architektonischen wie in archäologischen Dingen; er war Dilettant auch im Ausgraben, ohne eine Ahnung, daß es eine Methode und feste Technik dafür gebe . . .“

Was Schliemanns Grabungsweise angeht, so urteilt die heutige Forschung milder. Kurt Bittel, selbst ein erfahrener Ausgräber, sagt (1939): „Gleich zu Beginn der Grabung wurden Schliemanns Arbeitsmethoden in einer Weise angegriffen, die seinen wirklichen Verdiensten in keiner Weise gerecht wurden. Seine Unterlassungen und Fehler verlieren sehr an Gewicht, wenn man bedenkt, daß seine Tätigkeit einer verwickelten und schwer entwirrbaren Ruine galt, die auch heute noch den besten und geschultesten Ausgräber vor eine sehr schwierige Aufgabe stellen würde.“

Die Methoden systematischen Ausgrabens haben sich erst seit Schliemann richtig entwickelt. Durch seine Erfolge und durch seine Fehler hat er diese Entwicklung wesentlich vorangetrieben. *Er* mußte alles aus sich selber lernen — „... excavation being an art by itself which cannot be learned in colleges...“, und er wuchs mit seiner Aufgabe. Schon 1872 bemühte er sich, die Fundtiefe jedes Stückes zu notieren, soweit sich dies bei der enormen Fundmasse auf dem komplizierten Grabungsplatz feststellen ließ. Die Technik der Schichtengrabung hatte er 1881 in Olympia kennen gelernt, wo ihn der etwa 30 Jahre jüngere Dörpfeld führte; er hat sie dann, unter Dörpfelds Einfluß, selbst angewandt. Umgekehrt war Schliemanns Forderung nach Tiefgrabungen bis zum gewachsenen Boden — „dem Urboden, the virgin soil“ —, eine Forderung, die heute allgemein anerkannt ist, damals ganz neu. Grabungen wie die von Olympia oder auch Pompeji waren in Schliemanns Augen Oberflächengrabungen. Er regte schon 1876 an, auf dem Gelände der Altis von Olympia in die Tiefe zu graben, um die Vorgeschichte dieser Stätte zu klären. Dörpfeld folgte später dieser Anregung, stellte dort prähistorische Anlagen fest. Aber seine Arbeit blieb unvollendet. Bis heute ist das Problem des vorgeschichtlichen Olympia ungelöst, bleibt Schliemanns Forderung bestehen.

Den Wert der Stratigraphie hat Schliemann im Prinzip erkannt. Daß er in der Praxis daran anfangs beinahe irre wurde, lag an dem besonders verwickelten Befund von Troja und Mykene. Worin er aber seiner Zeit weit voraus war und worin ihm auch der Architekt Dörpfeld nicht zu folgen vermochte, das war die grundsätzlich neue — uns heute selbstverständliche — Erkenntnis von der Bedeutung der Keramik. Der bekannte amerikanische Forscher Albright schreibt darüber in seinem Buch ‚From the Stone Age to Christianity‘ (1940¹, 1946² — deutsche Aufl. 1949): „Die Entdeckung, welchen Wert die Keramik, sei es unverziert oder bemalt, für chronologische Zwecke hat, wurde zu einem Grundstein der modernen Archäologie... da vollständig erhaltene Gefäße und Scherben auf den frühen Siedlungsstätten... hundertmal häufiger vorkommen als alle anderen handwerklichen Erzeugnisse, und da der Stil der Keramik ebenso erbarmungslos wie alle anderen Moden wechselte,... ist sie für die Datierung das weitaus geeignetste Mittel.“ Die Entdeckung, daß unbemalte Keramik ein ebenso gutes Datierungsmittel sei wie bemalte, schreibt Albright dem Ägyptologen Flinders-Petrie zu. Die Erkenntnisse von Flinders-Petrie fallen in das Jahrzehnt nach 1890. Im Jahre 1888, zwei Jahre vor seinem Tode, traf der 66jährige Schliemann in Ägypten mit dem jungen englischen Ägyptologen zusammen, der damals am Beginn seiner Laufbahn stand. Fast alle Bücher Schliemanns waren damals schon veröffentlicht; aus ihnen ist ersichtlich, welchen Wert er der Keramik beimaß. Noch unverhüllter tritt dies in seinen Briefen in Erscheinung. Davon nur eine kleine Auswahl: (1873 über Troja) „... wo jemals menschliche Ansiedlungen gewesen sind, giebt es Massen von Topfscherben, die unvergänglicher sind als Stadt und Festungsmauern“; (1875 über Mykene): „... The strongest wall in the world can easily be removed, but no mortal man can remove the potsherds with which the site of every ancient city is

covered...“; (1879 über Troja): „... Auch habe ich in den Topfscherben den Schlüssel zur Chronologie derselben gefunden...“; (1880 über Orchomenos): „... Bemalte Topfware mit Spiralen wie in Mykene kommt in Orchomenos nur an der Oberfläche vor; darauf folgt bis auf den Fels nur einfarbige, meistens auf der Scheibe gedrehte, schwarze oder gelbe, auch... uralte, glasierte grüne, rote, blaue Topfware; ... auch in Mykene fand ich davon auf dem Urboden, glaubte aber damals, sie wäre durch irgendeinen Zufall dahin gekommen und müsse ganz neu sein. Jetzt aber weiß ich bestimmt, daß sie uralt ist...“

Die Keramik jedes dieser Fundplätze war etwas völlig Neues, und er schreibt mit Recht: „... Niemand in der Welt ist im Stande, Sachen zu beurtheilen, die noch niemals vorgekommen sind, weil alle Anhaltspunkte fehlen...“; während aber die Fachgelehrten ratlos waren, am Alter dieser Funde zweifelten, begann er, durch Fundtiefe und Beschaffenheit von ihrem hohen Alter überzeugt, die Keramik der einzelnen Fundstätten zu vergleichen, sie in ein zeitliches Verhältnis zueinander zu bringen. Da ihm die griechischen Aufseher von den Grabungen in Orchomenos „alle Topfscherben, die gefunden wurden, als unnütz für das Athener Museum überließen“, konnte er sie der Sammlung trojanischer Altertümer in Berlin einverleiben und dort „nach ihrem Alter“ aufstellen: „... denn ich halte dafür, daß, in ihrer Art, die vergleichende Keramik ebenso wichtig ist als die comparative Philologie...“ Die künftige Entwicklung der archäologischen Forschung ist in diesem Satz vorweggenommen.

„Eine neue Welt“, „un nuovo mondo“ hat Schliemann nach seiner eigenen Überzeugung an jedem seiner Fundplätze aufgedeckt, und in der Tat hat er drei neue Welten für die Archäologie erschlossen: Die ägäische Vorgeschichte in Troja, die festländisch-griechische in Orchomenos, die mykenische in Mykene und in Tiryns. Mit Recht haben ihm die Engländer ihr Buch über die Entzifferung der mykenischen Schrift gewidmet mit den Worten: „To the memory of Heinrich Schliemann, Father of Mycenaean Archaeology“; fast hätte er auch noch eine vierte Welt entdeckt, die minoische auf Kreta. Wie treffend er, mit dem geübten Blick des Ausgräbers, den noch unerforschten Bezirk von Knossos einzuschätzen mußte, zeigt die Äußerung (1886): „... Die Stelle ist um so interessanter, als dort bereits an der Oberfläche Vasenfragmente vom Alter und Muster der mykenischen Königsgräber zu Tage liegen, während sonst auf der ganzen Stelle von Knossos nur römische Topfscherben und Trümmer aus römischer Zeit zu sehen sind. Wenn aber schon in den obersten Schichten des Hügels vorhistorische Sachen der mykenischen Königszeit liegen, so drängt sich die hochinteressante Frage auf, was die untersten Schichten enthalten und in welche graue Vorzeit sie zurückführen mögen. Um dies festzustellen, auch weil wir an dieser, der imposantesten Stelle von Κνωσός, einen Palast zu finden hoffen, haben wir beschlossen, dort... die Ausgrabungen anzufangen...“ Es war Schliemann nicht vergönnt, die Bestätigung für sein prophetisches Urteil zu erbringen. Unter dem Palast des Minos kam bei den späteren Grabungen die tiefste und reichste neolithische Schicht des ägäischen Bereichs zutage.

Schliemann hatte auf seinen Reisen den Grundsatz, sich mit jedermann zu unterhalten, um Erkundigungen einzuziehen und seine Kenntnisse zu bereichern: „... Ich halte niemals jemand für zu dumm, als daß ich nicht etwas von ihm lernen könnte...“ Ebenso hielt er auch bei seinen Grabungen kein Fundstück, keine Scherbe für zu gering, als daß er daraus nicht etwas hätte lernen können. Aber diese Fundstücke waren für ihn nicht nur grabungstechnische Hilfsmittel: „... chaque morceau de poterie que je mettais à jour était pour moi une nouvelle



Das Grabmal von Heinrich Schliemann in Athen



Das Wildmeisterhaus im Tiergarten von Neustrelitz, wo Heinrich Schliemann seine Schülerjahre verbrachte. Der Tiergarten war das Dorado für die Schüler von 10 bis 14 Jahren.

page de l'histoire! . . ." Es ist das historische Ziel, das ihn als Ausgräber von seinen Vorläufern und von seinen Zeitgenossen unterscheidet: "... mon seul et unique but est de parvenir à constater un fait historique . . ." Gerade dieses Ziel aber mußte in einer Zeit auf Unverständnis stoßen, wo man noch ganz auf die Entdeckung von Kunstwerken eingestellt war. Ja selbst einem Historiker wie Ernst Curtius fehlte für das historische Ziel der Troja-Grabung das Verständnis. Erst als Schliemann die berühmte hellenistische Metope mit Helios auf dem Viergespann gefunden hatte, reagierte Curtius: "... Die Aussicht auf ähnliche Funde würde wohl geeignet sein, unsere Regierung zu veranlassen, Ihre Ausgrabungen aufzunehmen . . ." Schliemann verwahrte sich dagegen und forderte, es müsse in diesem Falle ein Übereinkommen getroffen werden, daß die deutsche Regierung nur das eine große *historische* Ziel der Troja-Grabung betreibe und die zu findenden Kunstschätze als Nebensache betrachte.

Unter dem Eindruck seiner eigenen Grabungsergebnisse hat sich Schliemann vom naiven Homergläubigen zum kritischen Erforscher „homerischer Geographie“, wie er es nannte, entwickelt. Zunächst wollte er nur nachweisen, daß der Trojanische Krieg keine Fabel sei. Aber bald lesen wir: "... Die riesigen rothen Schuttschichten, welche Troias Trümmer in der großen Catastrophe begraben, machten es dem Homer unmöglich, irgend eins der troianischen Monumente zu sehen . . . Er berichtet uns nur nach der Überlieferung, die sich auch in mehreren Einzelheiten als richtig ausweist . . ." Es ist, nebenbei bemerkt, das gleiche Problem, das sich gegenwärtig bei den Grabungen im Palast von Pylos, der Heimat Nestors, stellt.

Kritisiert wurde von den damaligen Gelehrten, daß Schliemann seine ersten Publikationen in Form von Grabungsjournalen vorlegte. Wir Heutigen müssen sagen, daß Schliemann gerade in dieser Form seiner Veröffentlichungen höchst modern gewesen ist. Leider können wir das Zustandekommen mancher neuerer Grabungsergebnisse *nicht* anhand von Grabungstagebüchern nachverfolgen, sondern müssen sie als fertiges Produkt zur Kenntnis nehmen.

Dem Druck der zeitgenössischen Kritik nachgebend, hat Schliemann seine späteren Bücher unter Heranziehung einer immensen Fülle von Literatur wissenschaftlich ausgebaut. Manche seiner Interpretationen erwiesen sich als unhaltbar. Sie unterscheiden sich darin nicht von den Theorien der Fachgelehrten seiner Zeit, deren Urteil Schliemann mit großer — manchmal zu großer — Ehrfurcht übernahm. Während aber jene eigentlichen Urheber zumeist samt ihren Theorien in der Versenkung verschwunden sind, ragt Schliemann wie ein erraticus Block empor, bietet dadurch heute noch Angriffsflächen.

Indessen ist Schliemann nicht nur in der Troja-Frage mehrfach von der communis opinio abgewichen, hat seine Ansicht *gegen* die der Fachgelehrten zäh verteidigt. Ein markantes Beispiel, welches die Königsgräber von Mykene betrifft, ist jene Stelle bei Pausanias II/16, die Schliemann ganz anders verstand als Ernst Curtius und alle, die je über Mykene geschrieben haben. Er erregte damals nach seinen eigenen Worten: "... von Seiten der deutschen Zunftgelehrten einen Sturm von Indignation . . ." Erst die jüngeren Grabungen in Mykene haben Schliemanns Ansicht endgültig bestätigt. Während aber seine Schachtgräber von Mykene zwei Jahre nach ihrer Entdeckung publiziert waren, ist das neugefundene Königsgräber-rund von 1952 bis heute noch unveröffentlicht.

Gegenüber der alten Grabungsweise, welche darauf ausging, Objekte aus dem Boden zu holen, um die Museen durch Kunstschätze zu bereichern, brachte die neue historische Zielsetzung eine starke Ausweitung des Forschungsvorhabens. Topographische Studien, Landeskunde unter Einbeziehung von Klima, Flora, Fauna,

geologische Untersuchungen, Sprachforschung, Religionswissenschaft, anthropologische Bestimmungen, ethnologische Parallelen — ein umfassendes Programm, wobei sich die Archäologische Wissenschaft der modernen naturwissenschaftlichen Forschungsmittel bediente. Proben von Metallfunden, Fragmente von Wandmalereien, Bernsteinperlen wurden etwa zur chemischen Analyse, Skelette zur anthropologischen, Hülsenfrüchte, Getreide- oder Weintraubenkörner zur botanischen Bestimmung an entsprechende Fachgelehrte eingesandt. Es kommt dabei nicht darauf an, ob die Resultate der damaligen Analysen mit denen der heutigen verfeinerten Methoden und erweiterten Kenntnisse übereinstimmen. Das Grundsätzliche ist hier von Bedeutung.

Eine ähnliche Umstellung hatte sich vorher in der Medizin vollzogen. Während aber dort die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden sich allgemein durchgesetzt hat, weil damit ein unmittelbares Lebensinteresse verbunden war, steht man in der Archäologie der Anwendung solcher Mittel noch heute zum Teil ablehnend gegenüber.

Von entscheidender Bedeutung für Schliemann wurde die Begegnung mit einem Manne, der an der Erneuerung der medizinischen Forschungsmittel führend mitgewirkt, der seiner Wissenschaft neue Grundlagen gegeben hatte, einem Manne, der an Fleiß, an Hingabe für sein Werk und Drang zur Tätigkeit Schliemann gleichkam, ihn an Weite der Interessenkreise wohl noch übertraf: Rudolf Virchow. 1875 sind beide Männer sich zum erstenmal begegnet. Schliemann hatte in den Museen von Leiden, Stockholm, Kopenhagen, Danzig die vorgeschichtlichen Funde des nordischen Kulturkreises studiert; Virchow hatte sich in Ost- und Mitteldeutschland bereits als Ausgräber bewährt. Beider Verdienst ist es, daß sie die Prähistorie von lokal begrenzten Ansätzen zu einer überregionalen Wissenschaft machten, daß sie die Brücke schlugen von der vorderasiatischen über die ägäische zur mitteleuropäischen und nordischen Vorgeschichte und damit eine Entwicklung einleiteten, die noch heute in vollem Flusse ist.

Über die Prähistorie führte ihr Gedankenaustausch zur Anthropologie und Völkerkunde. Es ist Schliemann gelungen, den vielbeschäftigten Virchow zu einer gemeinsamen Nilreise, ja zur Mitarbeit in der Troas zu gewinnen. Virchows Schrift ‚Beiträge zur Landeskunde der Troas‘ gehört zu den besten Landschaftsschilderungen, die in deutscher Sprache geschrieben wurden. Virchow war es, der Schliemann gegen die Angriffe der Fachgelehrten verteidigte, ihm schließlich zur Anerkennung auch in der Fachwelt verhalf. Hierzu ein letztes Beispiel. Virchow hatte auf einer Akademiesitzung in Berlin von Schliemanns Forschungen berichtet und schildert die Wirkung: „... Curtius verhielt sich kühl, aber nicht oppositionell. Mommsen nahm sehr großes Interesse. Conze war nicht da, hat mir aber nachträglich einen besonderen Brief der Anerkennung geschrieben. Kirchhof, unser urgewaltiger Hellenist, that, als ginge ihn die Sache nichts an. Aber Sie können darauf rechnen, daß ich die Herren aus ihrer Lethargie herausbringen werde...“ Von den Gelehrten, denen Schliemann begegnete, ist Virchow wohl der einzige, der seine Bedeutung damals schon erkannte, der einzige, mit dem er wirklich befreundet war.

Ich habe von Schliemann gesprochen

als von einem Mann von Welt, der viele Sprachen fließend beherrschte, an einer Universität und in einer Stunde, wo frühere Studierende aus aller Welt bei uns wieder versammelt sind;

als von einem Selfmademan, der weit über den Durchschnitt ragt, in einer Zeit, wo das Mittelmaß in so grandioser Weise gefördert wird;

als von einem Mann des Fleißes, der jahrzehntlang 12 — 14 Stunden täglich gearbeitet hat, in einer Welt, wo den meisten immer weitere Verkürzung der Arbeitszeit das höchste Ziel auf Erden dünkt;
als von einem Mann der Vernunft und Zweckmäßigkeit, an einem Orte und an einer Wirkungsstätte, wo mißverständene Romantik notwendige Entscheidungen immer noch in unzuweckmäßiger Weise hemmt;
als von einem Outsider, der Wissenschaft mit Leidenschaft betrieb, der die Fähigkeit hatte, anzulernen, die Größe, Fehler einzugestehen, in einer Epoche, in der es not tut hervorzuheben, daß der Wert wissenschaftlicher Ergebnisse nicht nur nach ‚Richtig und Falsch‘ bemessen wird, sondern nach ‚Fruchtbar und Unfruchtbar‘.

Wir wollen Schliemann nicht heroisieren. Das paßt weder zu ihm noch zu seinem Jahrhundert.

Als Gründer der Klassischen Archäologie verehren wir Johann Joachim Winkelmann. Die kunstarchäologische Betrachtungsweise, die er geschaffen hat, insbesondere die Beschäftigung mit der großen griechischen Plastik wird auch weiterhin die vornehmste Aufgabe des Klassischen Archäologen bleiben.

Aber daneben tritt seit Schliemann jene zweite Richtung, die jedem Bruchstück jeder Scherbe, gleichviel ob Kunstwerk oder nicht, vollen Aussagewert beimißt, sie als historisches Zeugnis ansieht.

Die Lebenszeiten dieser beiden Männer liegen ein Jahrhundert auseinander — Winkelmann wurde 1719, Schliemann 1822 geboren. So verschieden aber ihr Zeitalter, so verschieden sie selber voneinander waren, es gibt in ihrem Schicksal merkwürdige Übereinstimmungen: Armut und Härte kennzeichnen ihre Jugendjahre; beide waren ganz auf sich selbst gestellt. Sie stammen aus einem „musenfernen Weltwinkel“ (Winkelmann) — der eine aus der Mark, der andere aus Mecklenburg! Beide traten spät hervor, kamen erst als reife Männer zur Entfaltung; beide drängten aus der Enge ihrer Heimat hinaus in die weitere, freiere Welt. Im Geiste waren sie unabhängig, in der Gesinnung großzügig. Beide sind durch unendlichen Fleiß und nach unsäglichen Mühen zum Ziel gekommen, hatten selber das Bewußtsein, etwas Neues, Unerborgtes, Unerhörtes zu leisten — und diese beiden Autodidakten, die unserer Wissenschaft ganz neue Wege wiesen, sie waren von dem gleichen Dichter erweckt, dessen Gesänge sie immer und immer wieder — im Urtext — lasen und schließlich auswendig wußten, von Homer, der ihnen in allen Unbilden des Lebens Kraft gab und sie in ihren Forschungen befeuerte, der sie beide, wenn auch in sehr verschiedener Weise, sehen lehrte.

Nichts ist wahrer und handgreiflicher, als daß die Gesellschaft nicht bestehen kann, wenn ihre Mitglieder keine Tugend, keine guten Sitten besitzen. Sittenverderbnis, herausfordernde Frechheit des Lasters, Verachtung der Tugend und derer, die sie ehren, Mangel an Redlichkeit in Handel und Wandel, Meineid, Treulosigkeit, Eigennutz an Stelle des Gemeinsinns — das sind die Vorboten des Verfalls der Staaten und des Untergangs der Reiche. Denn sobald die Begriffe von Gut und Böse verwirrt werden, gibt es weder Lob noch Tadel, weder Lohn noch Strafe mehr.

Friedrich II., König von Preußen

Gedanken zur Plattdeutschen Sprache und Dichtung

von Heinrich Wesche

Das Plattdeutsche geht offensichtlich an vielen Stellen zurück. Wie leicht daher die Folgerung: dann ist es offensichtlich aus mit dem Plattdeutschen und in einigen Jahrzehnten ist sein Schicksal besiegelt.

Die Lage der Mundarten scheint trost- und hoffnungslos. Ist sie es wirklich? Zwar wiederholt sich nichts in der Geschichte; aber doch darf uns ein Blick in die Vergangenheit hoffen lassen. Schon zweimal drohte der niederdeutschen Sprache der Untergang und ein Aufgehen im Hochdeutschen. Vom 10. bis 12. Jahrhundert gibt es kein niederdeutsches literarisches Leben. Alles, was hier ans Licht kommt, ist lateinisch oder hochdeutsch. Kein niederdeutscher Dichter oder Schriftsteller schreibt niederdeutsch. Erst das 13. Jahrhundert läßt im Norden eine nur niederdeutsche politische Macht, die Hanse, entstehen, die sich auch ihrer eigenen bodenständigen Sprache bedient. Weil aber dem niederdeutschen Bereich keine große Dichtkunst und keine sprachschöpferische Persönlichkeit beschert wurde, verkümmerte unsere Sprache. Martin Luther ist nicht der Totengräber des Plattdeutschen und seine hochdeutsche Bibelübersetzung nicht die Ursache für seinen Rückgang. Das hatte alles viel früher eingesetzt.

Die Entwicklung geht weiter. Um 1830 gab es nichts Nennenswertes, was den Namen einer niederdeutschen Dichtung beanspruchen könnte. Jacob Grimm hatte richtig gesehen, daß eine Sprache, soll sie wirklich leben, der großen Dichtung bedarf. Er hatte damit den Finger in die offene Wunde gelegt.

In dieser kritischen Zeit des Plattdeutschen geschieht ein Wunder, man kann es nicht anders nennen. Mit Klaus Groths Quickborn, mit Fritz Reuters Werken und mit John Brinckmanns Gedichten und Erzählungen war die Gefahr des geistig Überfahrenwerdens mit einem Schlage vorbei. Das war keine Heimatliteratur im engen, beschränkten Sinne mehr, das war wirklich reife Dichtkunst. Auf einmal war das Niederdeutsche wieder im Gespräch und literaturfähig geworden. Zweimal hat also die niederdeutsche Sprache von sich aus die Kraft zu einer Wiedergeburt gehabt.

Nun die entscheidende Frage für uns alle. Wie sind die Aussichten heute? Wo stehen wir? Sind Ansätze zu einer nochmaligen Wiedergeburt auch heute gegeben, oder ist all unser Tun romantisch und ein in sich unwahres Wunschbild?

Ich beginne mit dem Einfachsten. Die Schule hat hier eine große Aufgabe. Die Schule wird vom Lehrer bestimmt. Unsere jungen Lehrer, ob aus der Stadt oder vom Dorfe, ob aus Niedersachsen oder aus dem Osten sind allem Neuen gegenüber aufgeschlossen. Sie wären auch sicher bereit, sich um unsere Sprache zu kümmern, wenn, ja wenn ihnen das auf den niedersächsischen Pädagogischen Hochschulen nahe gebracht würde. Oldenburg ist ein Beispiel dafür, was man in dieser Hinsicht erreichen kann. Der Kring in Oldenburg und sein Leiter haben das geschafft. Leider scheinen alle anderen Pädagogischen Hochschulen hier aus-

zufallen. Was nutzen die besten Ministerialerlasse, wenn man sie nicht befolgt! Ich habe vor mir die meisten ihrer Vorlesungsverzeichnisse von 1945 bis 1959 liegen. Was ich sehe, ist bei der niederdeutschen Sprache eine große Leere, leider keine Lehre. Ich möchte den badischen Lehrer sehen, dem Hebel auf seiner Hochschule nicht gedeutet würde und der ihn nicht in der Schule behandelte. Es wäre interessant, festzustellen, wer von den abgehenden Junglehrern wirklich Jahn, Fehrs oder Groth überhaupt richtig lesen kann. Weiß man überhaupt, daß in Niedersachsen eine niederdeutsche Sprache mit großen schöpferischen Leistungen existiert? Es scheint nicht so. Ich weiß, daß in vielen Schulen nicht mehr plattdeutsch gesprochen wird; verstanden wird es, mit etwas Mühe vielleicht, auf den Dörfern noch überall in Niedersachsen. Es muß erreicht werden, daß unsere Kinder wenigstens geläufig Plattdeutsch lesen können. Wenn sie das ohne Schwierigkeiten schaffen, werden sie auch als Erwachsene einem plattdeutschen Buche nicht aus dem Wege gehen; es sei denn, sie läsen auch keine hochdeutschen Bücher.

Plattdeutsche Bücher! Machen wir uns doch nichts vor! Was gibt es heute für plattdeutsche Bücher, was gibt es für plattdeutsche Dichter? Was kann ein anspruchsvoller Leser an plattdeutschen Dichtwerken kaufen? Es hängt dem Plattdeutschen nach, daß es seit dem 17. und 18. Jahrhundert als derb und gewöhnlich gilt, daß man glaubt, es sei die Sprache der Anekdote. Die „Läuschen und Rimels“ haben die Linie fortgeführt. Aber durch diese wunderschönen Läuschen ist das Platt, von Reuter ungewollt, oft auf ein recht primitives Niveau herabgedrückt. Dem Volk kommt das entgegen. Die Hörer wollen solche Kost. Das Ernste läßt man sich auf Vortragsabenden vielleicht noch gefallen; das Heitere, oft das Derbe spricht an. Da gehen die Zuhörer mit. Karl Henze zieht durch, keiner wird ihn einen Dichter nennen. Wieviele kennen M. Jahns Luzifer?

Sehen wir uns unsere niederdeutschen Bücher an! Eine große Gruppe besteht aus plattester Unterhaltungsektüre, die nicht irgendwelchen literarischen Wert haben. Eine andere Gruppe ist Heimatdichtung im weiteren Sinne. Das kann durchaus Dichtung und Literatur sein.

Der niederdeutsche Dichter darf nicht rückwärts sehen, sonst wirkt er antiquiert und für uns unglaublich. (Was Moritz Jahn 1959 in Bevensen gesagt hat, unterschreibe ich voll und ganz. Ich will beileibe nicht alles, was uns die hochdeutsche Literatur an Neuem beschert, bei uns im Niederdeutschen nachgemacht haben). Wir wollen uns selbst treu bleiben und unserer bedächtigen und kritischen Art. Aber wir brauchen nicht nur Unterhaltung, sondern auch „Probleme“, um diesen ominösen Ausdruck einmal zu gebrauchen. In unserer erzählenden Literatur gibt es Ansätze. Das niederdeutsche Theater hat mit Stavenhagen und Boßdorf — ich nenne nur längst Verstorbene — Ausgezeichnetes geleistet. Aber was haben wir im allgemeinen heute?! Hier läge eine Aufgabe für unsere begabten plattdeutschen Dramatiker. Unsere Jugend ist für unsere Fragen aufgeschlossen. Aber sie will diskutieren können, sie will angeregt werden; wenn nicht anders, dann zum Widerspruch, aber das Stimulans, das Erregende fehlt oft bei uns... Unsere Jugend ist kritisch. Themen der Vergangenheit und Gefühlswerte aus Großvaters Zeiten sprechen sie nicht an, es sei denn, sie seien in eine neue Form gegossen. Ganz schlimm steht es mit der Lyrik.

H. Claudius lasse ich beiseite, den trifft es nicht, und sicher auch den einen oder anderen nicht. Was uns aber oft beschert wird, ist Butzenscheibenromantik und Museumsware, mit der man keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken kann. Wer reimen kann, wer plattdeutsch reimen kann, ist vielleicht ein Reimschmied, also ein simpler Handwerker, aber noch längst kein Dichter. Dichtung wächst nur aus dem Eigenem und setzt ein eigenes Erlebnis voraus, kein nachempfundenes oder gar nachgemachtes.

Jedes Volk hat die Dichter, die es haben will. Täuschen wir uns doch nicht! Wollen wir wirklich anspruchsvolle Dichter? Oder macht es uns zu große Schwierigkeiten, sie zu verstehen? Sollten wir nicht alle an unsere Brust schlagen und beten *pater peccavi*, d. h. auch bei mir liegt die Schuld!

Noch eine schwere Frage. Was kann das Niederdeutsche heute noch leisten, hat unsere Sprache überhaupt noch eine Zukunft? Als Sprache oder nur als Dialekt? Ich meine, nur als Dialekt. Als wirkliche Sprache könnten wir unser Niederdeutsch nur dann bezeichnen, wenn es heute noch fähig wäre, alles und jedes auszudrücken und jeden Bereich zu erfassen. Das ist nicht mehr der Fall. Das klingt hart, vielleicht zu hart.

Ich darf illustrieren. Nehmen wir die leidige Fremdwortfrage. Vor allem durch die Arbeit des Allgemeinen deutschen Sprachvereins sind viele Fremdwörter im Hochdeutschen wieder ausgemerzt. Wir haben erst in den letzten Jahren das Fernsehen, die Niederländer nur ihr televisie erhalten. Wie ist es bei uns im Plattdeutschen? Wie selten ist hier ein fremdes Wort durch ein plattdeutsch richtig empfundenes und gebildetes Wort ersetzt! Telephon etwa durch Fernspräker wiedergegeben ist nichts Halbes und nichts Ganzes. Vom Plattdeutschen aus gesehen wird hier ein Fremdwort — Telephon — nur durch ein anderes Fremdwort, bzw. Lehnübersetzung, Fernspräker übersetzt. Da bleibt man schon lieber beim ersten Fremdwort. Hätte Plattdeutsch noch wirklich seine alte Kraft, so hätten wir längst richtige plattdeutsche Wörter für solche Fremdlinge. Gelegentlich gibt es noch so etwas. Huulbessen für Staubsauger gehört hierher, das ist eine Freude zu hören. Aber wo wird das Wort gebraucht!

Alles kommt in Zukunft darauf an, daß wir den wenigen großen niederdeutschen Dichtungen der Vergangenheit und der Gegenwart wieder einen Leserkreis gewinnen. Wenn der Gebildete für die niederdeutsche Literatur gewonnen ist, wenn die niederdeutsche Sprache im dichterischen Bereich allen etwas zu sagen hat, dann wird ihr der Schein des Platten und des Minderen genommen. Der plattdeutsch Sprechende, der Hochgebildete wie der einfache Mann brauchen sich dann ihrer Sprache nicht zu schämen. Unsere Dichtung und unsere Dichter — es kommt nicht auf ihre Zahl an — geben mir den Mut, an die Lebensfähigkeit der plattdeutschen Sprache zu glauben. Unsere alte Sprache und die Sorge um sie liegt uns allen am Herzen. Es ist auch heute noch kein aussichtsloser Kampf, den wir kämpfen. An uns liegt es, soll er gelingen. Unter geht nur etwas, was faul und morsch ist und was aufgegeben wird oder sich selbst aufgibt. Beständigkeit hat, was lebt. Und daß das Plattdeutsche lebt, leben kann und leben wird, das ist meine Gewißheit und doch wohl auch unserer aller Hoffnung.

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

VII.

Das Strelitzer Füsilierbataillon als Rheinbundskontingent
unter Oberst von Bonin. Schicksale des Bataillons im Feldzug
Napoleons gegen Rußland.

(1808 — 1812)

a) Bis zur Revue des Bataillons vor Napoleon bei Gumbinnen am 18. Juni 1812

Eine schlimme Note war am 29. November des Jahres 1806 aus Hamburg in Neustrelitz eingetroffen: Der bei den Ständen des Niedersächsischen Kreises bevollmächtigte französische Gesandte Bourienne zeigte die bevorstehende Okkupation der Mecklenburgisch-Strelitzschen Lande an! Schwerin hatte bereits am 27. November eine ähnliche Note erhalten. In ihr wurde erklärt, „daß Mecklenburg von Frankreich nicht*) als ein neutrales Land anerkannt werde, sondern wegen der Hülfe, die es den Feinden Frankreichs im dritten Coalitionskrieg geleistet habe, so betrachtet werde, als wenn es mit denselben gemeinschaftliche Sache gemacht habe . . .“ Daraufhin war schon am 28. November Mecklenburg-Schwerin in Napoleons Namen von General Michaud in Besitz genommen worden. Auf die Kunde hiervon wurden in Neustrelitz die herzoglichen Reisewagen gepackt, und am 30. November erließ die Regierung eine „Landesherrliche Ermahnung“, die gesamten Untertanen sollten „bey etwaniger Occupation . . . in Reden und Handeln ein ruhiges, besonnenes und gefaßtes Betragen strenge beobachten“¹⁾. Jedoch kam es hier — vermutlich infolge Fürsprache eines Mitgliedes des mit Napoleon verbündeten Bayrischen Königshauses, das sowohl mit dem Strelitzer Herzoghaus als auch mit Napoleon verwandt war — nicht zur Okkupation.

Erst am 18. Februar 1808 trat Mecklenburg-Strelitz, und zwar nach langem Sträuben, dem Rheinbunde bei.²⁾ Wenn Herzog Carl sich schließlich dazu entschloß, scheinen zwei Gründe ihn veranlaßt zu haben: Zunächst das Gerücht, Friedrich Franz arbeite unter Ausnutzung seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu Kaiser Alexander „auf eine Mediatisierung von Strelitz zu seinen Gunsten hin.“ „Vor allem aber . . .riet König Friedrich Wilhelm III. von Preußen seinem Schwiegervater dringend, in den Rheinbund einzutreten“. Es bestände sonst Gefahr, daß „sein Land evtl. einem französischen General übertragen würde. Durch den Eintritt in den Rheinbund aber wäre der Herzog imstande, sein Land zu erhalten und könnte, falls es einmal zur Abschüttelung des französischen Joches käme, die ganze Kraft des Landes dafür einsetzen“.³⁾ Der Eintritt in den

1808
Febr.
18.

*) Sperrungen sind — allgemein bemerkt — bedingt durch solche in Büchern oder durch Unterstreichungen in ungedruckten Quellen.

¹⁾ Mecklbg.-Strel. Staatskalender „auf das Jahr 1808“: Annalen. E. Boll: Geschichte Mecklenburgs, II, 1856, S. 348/49. — Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin protestierte zwar gegen die Besitznahme, mußte aber schließlich samt seinen Angehörigen am 8. Januar 1807 das Land verlassen und auf neutralem dänischen Gebiet, in Altona, Zuflucht nehmen. — Nach dem Tilsiter Frieden (9. Juli 1807) konnte Friedrich Franz wieder nach Schwerin zurückkehren. Der ihm nahe verwandte Kaiser Alexander von Rußland hatte sich dafür eingesetzt.

²⁾ Mecklenburg-Schwerin folgte am 22. März.

³⁾ C. A. Endler: Die Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz (1701 — 1933), 1935, S. 50.

Rheinbund war aber für beide Mecklenburg mit der Verpflichtung verbunden, bestimmte Kontingente — Mecklenburg-Strelitz ein Bataillon Infanterie — zu stellen.

Militär im modernen Sinne, das für den Kriegsfall einsatzfähig war, gab es bislang in Mecklenburg-Strelitz nicht. Die Garde zu Fuß und die Garde du Corps hatten nur Wach- und Repräsentationsaufgaben zu erfüllen. Die Mannschaften setzten sich aus fremden Söldnern oder Abenteurern und aus biedereren Handwerksmeistern oder Einwohnern der Stadt Neustrelitz zusammen, die im Hauptberuf irgendein Gewerbe ausübten, bei Bedarf ihre Monturen anzogen und so nebenbei Soldaten spielten! Außerdem waren die meisten der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zu alt und nicht felddienstverwendungsfähig. Die Gesamtstärke betrug „noch nicht 100“.⁴⁾ — Es mußte also auch auf militärischem Gebiet von Herzog Carl eine grundlegende Reform durchgeführt werden! Er setzte daher am 23. April 1808 eine Militär-Organisations-Kommission ein. Ihre Mitglieder waren: Prinz Carl⁵⁾, der am 30. November 1785 geborene jüngste Sohn des alten Herzogs aus 2. Ehe, Oberst von Bonin, Regierungsrat von Oertzen und Kammerrat Mende. Auf Grund der Vorarbeiten dieser Kommission erließ Herzog Carl an diese bereits am 6. Mai ein Reskript, „daß der bisherige Militair-Etat künftig bestehen sollte:

April
23.

Mai
6.

1. aus einem Bataillon leichter Infanterie von 400 Mann Gemeinen, in 4 Compagnien getheilt,
2. aus einer Compagnie Grenadiers,
3. aus einem Corps Husaren von 24 Gemeinen, einem Wachtmeister und einem Unteroffizier“.⁶⁾

Die Grenadiergarde und die Garde du Corps sollten ihre Leute, soweit sie für Felddienst in Frage kamen, an das Infanterie-Bataillon abgeben. Die übrigen wurden der Grenadier-(Invaliden-)Kompanie überwiesen. Von ihr lagen Teile in Neustrelitz, Altstrelitz und Mirow in Garnison. Zum Chef dieser 5 Kompanien wurde Oberst von Bonin ernannt. Er blieb ferner Chef des (Distrikts- und Ordonnanz-) Husaren-Korps, das nach Fallmers Tod (1807) dem bisherigen Ziethen-Husaren-Wachtmeister Schüssler unterstand.

⁴⁾ C. A. Endler: Das Strelitzer Bataillon mit Napoleon in Rußland, 1912, Schönberg, 1923, S. 2. — Es muß heißen: auf S. 1 statt 8: 18. Februar, auf S. 2: Militär-Organisations-Kommission und Regierungsrat von Oertzen, statt 1754: 1755, auf S. 3: statt 1787, 1793, 1797: 1786, 1794, 1798, auf S. 4: statt 17.: 20. März und statt 8.: 6. Februar. — G. Tarnow: Die Aufstellung des Mecklenburg-Strelitzer Rheinbundkontingents und des Vaterländischen Husarenregiments 1808 — 1817, Mecklbg.-Strel. Geschichtsblätter 10/11, 1934/35, S. 143/44. — Auf S. 159 — 164 und 166 — 170 hat Tarnow detaillierte Angaben über die Teilnahme der Ritterschaft und Landschaft (Städte) an den Kosten der Errichtung und Unterhaltung des Kontingents in Form einer vom ganzen Lande aufzubringenden ao. Kriegssteuer unter Verzicht der Landstände und der Eximierten auf ihre bisherigen steuerlichen Vorrechte. — Gesamtkosten: ca. 170 000 Reichstaler.

⁵⁾ Er stand in preußischen Diensten als Major und Kommandeur des 1. Bataillons Garde zu Fuß in Berlin und wurde bis Oktober 1808 vom preußischen König beurlaubt.

⁶⁾ Dieser 6. Mai des Jahres 1808 war — im Rahmen der Kontingente der deutschen Staaten — der Geburtstag eines besonderen, regulären Mecklenburg-Strelitzschen Kontingents und damit unseres heimatlichen II. Bataillons des Grenadierregiments 89.

Oberst von Bonin⁷⁾ war um die Jahrhundertwende wohl die interessanteste, vielseitigste und geistreichste Persönlichkeit am Neustrelitzer Hofe. Inmitten zweier, völlig verschiedener Epochen stehend, verkörpert er in seiner Person und in seinen Bestrebungen am sinnfälligsten den Umbruch von der alten zu einer neuen Zeit! Am hervorstechendsten war sein Organisationstalent, nicht zuletzt auf militärischem Gebiet. Wie er 1798 das Distriktshusaren-Korps mit bestem Erfolg⁸⁾ organisiert hatte, so wurde von Bonin nun auch der Organisator des Strelitzer Bataillons. Allerdings traten diese besonderen Fähigkeiten erst spät in Erscheinung. Zunächst war er der typische Hofkavalier des ancien régime, Intendant des Hoftheaters, Schöngest und recht fruchtbarer Schriftsteller.⁹⁾ — In der

7) Christian Friederich Ferdinand Anshelm von Bonin entstammte einem alten Adelsgeschlechte Pommerns. Geboren am 16. 6. 1755 zu Magdeburg, trat er 1770 beim Kürassierregiment Gensdarmes zu Berlin als Fahnenjunker ein, 1771 Kornet (Fähnrich), 1775 Leutnant und als solcher am 29. 5. 1786 verabschiedet. Gleich darauf muß er als Kammerjunker in Adolf Friedrichs IV. Dienste getreten sein, denn am 18. 7. 1786 beförderte ihn dieser zum Kammerherrn. Zu Neustrelitz hatte von Bonin schon lange, mindestens seit 1778, Beziehungen, insbesondere zum Hoftheater, für das er sich sehr interessierte. Seit 1776 begegnet er uns als Verfasser von zahlreichen Dramen, Schauspielen, Lustspielen, Operetten, Gelegenheitsgedichten und von Romanen. — Von Bonin beherrschte offensichtlich zu jenen Zeiten das literarische Leben in Neustrelitz. Im Jahre 1785 eröffnete er dort die erste Leihbibliothek und 1789 einen Buchladen. Obwohl von Bonin ein gedrucktes Verzeichnis der Leihbibliothek herausgab und in den „Strelitzschen Anzeigen“ ständig seine Neuerwerbungen anpries, fand er mit seinem Unternehmen nicht den rechten Anklang. Er schaffte wohl in der Hauptsache solche Bücher an, die ihn, aber nicht ein größeres Publikum interessierten. „So mußte der ‚herzogliche Hofbuchhändler‘ sein Geschäft schon nach kurzer Zeit dem Anwalt Bartholdi zur Liquidation übergeben . . .“ (A. Wagner). Freilich, bahnbrechend hatte von Bonin doch gewirkt: Ein kleiner Buchladen und mehrere Leihbibliotheken florierten bereits in den 90er Jahren. Sie verstanden es offenbar besser, den Geschmack der Neustrelitzer Bürger und Bürgerinnen zu treffen! — P. Steinmann: Die Mecklbg.-Strel. Landgendarmarie . . ., 1924, S. 39/40, besonders Anm. 39. Dort die gedruckten und archivalischen Quellen. Einige Ergänzungen lieferte jüngst Annalise Wagner dankenswerterweise aus ihrem Karbe-Wagner-Archiv.

8) Steinmann, a. o. O., S. 45 ff. — Hingegen hatte man in Mecklenburg-Schwerin mit dem erst im Jahre 1801 errichteten Distriktshusaren-Korps kein Glück. Es konnte des Gesindels nicht Herr werden, „hatte alle Achtung in der Bevölkerung verloren“ und wurde 1812 zu einer Gendarmerie nach französischem und westfälischem Vorbild umformiert. H. Witte: Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg, II, 1912, S. 70 ff., 84, 86 — 89.

9) Demgegenüber berührt merkwürdig das abgünstige Urteil eines zeitgenössischen Schriftstellers aus dem Jahre 1787, daß „das sittliche Betragen und der ganze Anstand des Herrn von Bonin nur selten den Mann verriethen, der mit Musen und Grazien im Umgang lebte und diese oft so auffallend vernachlässigte, daß selbst ein großer Theil seiner Cameraden ihm das verübelte“. — Inwieweit solch Urteil berechtigt war, ist aus den Akten nicht zu ersehen. Aus ihnen geht nur hervor, daß von Bonins „mißliche Vermögens-Umstände schon lange im Publico bekannt gewesen sind“, wie der Kammersekretär Mende im Jahre 1798 in einem P. M. vermerkte. Die Schulden betrogen mehr als 10 000 Reichstaler Gold! Mende traf mit den Gläubigern die Vereinbarung, daß diese, um einen Konkurs zu vermeiden, sich mit 50 % ihrer Darlehen und Wechsel begnügten. Um das zu ermöglichen, mußte Bonin sein Haus „nebst Vieh und Fahrniß“ verkaufen, seine Frau mußte auf die Auszahlung ihres eingebrachten Vermögens verzichten, und Herzog Carl schenkte auf Bonins „Vorstellung und Bitten“ diesem „zur Regulierung und Tilgung seines Schuldenwesens . . ., auch aus besonderen Gnaden“ 1000 Reichstaler Gold aus der Geheimen Kammerkasse. — Im Jahre 1787 erhielt von Bonin 225 Reichstaler Halbjahrgage als Kammerherr. — Seine vielseitigen Funktionen, Repräsentationsaufgaben und Bestrebungen verschlangen natürlich viel Geld! Er hatte

Allgemeinen Deutschen Biographie¹⁰⁾ wird er geradezu als „dramatischer Dichter“ bezeichnet! Aber ein so erfahrener Soldat wie Herzog Carl muß bald die in von Bonin schlummernden Fähigkeiten erkannt haben, denn sonst hätte er dem bisherigen Kammerherrn „Dörchläuchtings“ nicht bereits 1794 ein Patent als Major und Chef der Garde zu Pferde erteilt. 1800 war von Bonin auch zum Chef der Grenadiergarde ernannt und 1802 zum Oberst befördert worden. — Über die besonders hervorstechenden guten Eigenschaften von Bonins auf militärischem Gebiet vermerkt Endler^{10a)} zutreffend „Seine Fähigkeiten sind zweifellos große. Seine Berichte und Vorschläge sind stets klar und gut durchführbar. Seine Fürsorge für die Mannschaften ist vorbildlich . . . Als Friedensoffizier also vorzüglich und auch im Kriege ein wahrer Soldatenvater . . .“

1806
Juli
1.

Aus Sparsamkeitsrücksichten ließ Herzog Carl das Rheinbundskontingent zunächst nur in Stärke von 155, zumeist angeworbenen Stammanschaften am 1. Juli 1808 aufstellen. Alle für das vollständige Bataillon erforderlichen 32 Unteroffiziere^{10b)} und die 14 Offiziere^{10c)} wurden aber sogleich verpflichtet bzw.

zwar „erhebliche Ansprüche“ an Polen aus einer Erbschaft, aber die konnten nicht realisiert werden. (Mecklbg. Landeshauptarchiv, Strelitzensia, Familienakten: von Bonin.) Bemerkte sei noch, daß von Bonin sehr den Rotwein liebte, wie aus seinen Aufzeichnungen aus dem Feldzug von 1812 hervorgeht.

¹⁰⁾ III, S. 128. Von Bonins Tätigkeit als militärischer Reorganisator und über seine Aufgabe und sein Schicksal als Kommandeur des Bataillons im russischen Feldzug wird nichts erwähnt. Es wird nur — nicht ganz zutreffend — vermerkt, daß er am 14. IV. 1813 als „Obrist, Kammerherr und Hoftheaterintendant“ starb. Von beiden letztgenannten Funktionen war er schon längere Zeit zuvor entbunden. Im übrigen war „B. seiner Zeit ein nicht unbeliebter Lustspiieldichter. Sein Lustspiel ‚Die Drillinge‘ aus dem Französischen, 1778, in welchem drei Brüder von verschiedenem Charakter durch eine einzige Person dargestellt werden, hat sich bis in die neuere Zeit auf dem Repertoire erhalten. Die Rolle der Drillinge war stets ein Paradestück ausgezeichneten Schauspielers, z. B. Ludwig Devrients“.

^{10a)} C. A. Endler: Das Strelitzer Bataillon mit Napoleon in Rußland 1812, S. 3. — Als „Züge, die von Bonins Persönlichkeit in weniger gutem Licht erscheinen lassen“, hebt Endler in erster Linie hervor: die merkwürdig anmutende Sorge von Bonins ins Feuer zu kommen und die ihm ganz abgehende Fähigkeit Strapazen zu ertragen. — Diese „Schattenseiten“ treten, wie wir sehen werden, in den Boninschen Berichten mit aller Deutlichkeit hervor! Wenn Endler aber schreibt: „Auch ein wenig eitel war er . . . Überall sucht er mehr die Arbeitslast, die auf ihm ruht, ins rechte Licht zu setzen, als die Leistungen seiner Leute“, so wird sich zeigen, daß dieser Vorwurf wie der, daß von Bonin ein „Franzosenfreund“ war, nicht zu Recht erhoben wurde.

^{10b)} Abgesehen von „Einländern“ begegnen uns bis Anfang Juli 1808 in der Maß- und Stammrolle des Bataillons Unteroffiziere und Füsiliere aus: Mecklenburg-Schwerin, Preußen (Uckermark, Mark Brandenburg, Berlin, Prignitz, Pommern, Ostpreußen, Schlesien), Sachsen, Hannover, Braunschweig, Westfalen, Köln a. Rhein, Mainz, Offenbach, Schwaben, Hohenzollern, Franken, Holland, Brüssel, Österreich (Wien); Schlesien, Böhmen, Kärnten), Ungarn, Kurland, Polen. Am weitesten in der Welt war aber wohl herumgekommen der Füsilier Johann Hassan, der nach der Stammrolle aus „Servien“ (!) stammen sollte und nach seiner Religion als „Grieche“ bezeichnet wird. Nach dem Kirchenbuch der Hof- und Militärgemeinde zu Neustrelitz von 1812 war er aber „in der Türkischen Religion in der Türkei geboren und erst als Matrose in Türkischen, hernach in K. Französischen, Königl. Preußischen und Herzogl. Strelitzschen Diensten gewesen“. 1801 hatte er in Altstrelitz geheiratet. Johann Hassan ist der Vorfahr unseres 1961 zu Hannover verstorbenen alten Caroliners Alfred Hassan.

^{10c)} Von den zwischen dem 28. 6. und dem 3. 7. 1808 berufenen Hauptleuten („Kapitains“), Premier- und Seconde-Leutnants hatten vorher nur zwei in der Grenadiergarde gedient, der eine, von Schmalensee („Vaterland: Pommern“), als „Tit-Kapitain“, der andere, C. G. von Winterfeld („Vaterland: Mecklenburg-Schwerin“), als Unteroffizier.

ernannt. Zu diesen 14 kam als 15. hinzu ein Bataillonsquartiermeister und Auditor. Ein Bataillonschirurg als Oberchirurg und ein Kompaniechirurg vervollständigten den Stamm des Bataillons. Die Uniformierung, Ausrüstung^{10d)} und Ausbildung der Füsiliere erfolgte zunächst ganz nach preußischem Muster. — Jedoch mußte später (seit dem 30. 6. 1809) das französische Exerzierreglement grundlegend gemacht werden. — Da es noch keine Kasernen gab, wurden die Soldaten in Bürgerquartieren, ohne Verpflegung, untergebracht, und zwar zunächst in Neustrelitz, hernach die der 1. und 4. Kompanie in Neustrelitz, die der 2. in Neubrandenburg und die der 3. in Woldegk (später in Schönberg). Mit Rücksicht auf ihren geringen Sold waren die Füsiliere darauf angewiesen, sich in ihrer dienstfreien Zeit Nebenverdienst in den erlernten Berufen oder als Arbeiter zu verschaffen.

Als das Bataillon am 9. Februar 1809 im Hinblick auf den Krieg Österreichs gegen Napoleon und gegen Schills Erhebung den Mobilmachungsbefehl erhielt und die restlichen 250 Mann ausgehoben werden sollten, wirkte die Nachricht von dieser, „den bisherigen Verhältnissen von Mecklenburg so fremden Maßregel“ (Herzog Carl) geradezu schockartig auf die Militärpflichtigen! Sie flohen zu Hunderten über die preußische Grenze. Trotzdem blieb der Herzog bei der Aushebung, da man mit den angeworbenen Leuten zu schlechte Erfahrungen gemacht hatte^{10e)} und die zu hohen Kosten scheute. Es mußten gestellt werden aus den Dörfern der Ritterschaft 72, aus denen des Domaniums und aus den Flecken Mirow und Feldberg 82 Mann. Friedland hatte 26 Mann, Neubrandenburg 22, Neustrelitz 15, Altstrelitz 10, Fürstenberg 9, Woldegk 7, Wesenberg 4 und Stargard 3 Mann zu stellen.^{10f)} — Eine allgemeine Wehrpflicht gab es noch

1809
Febr.
9.

Die übrigen elf, bis auf zwei Preußen waren es Strelitzer und Schweriner, hatten vorher wahrscheinlich in preußischen Diensten gestanden. Von diesen schieden 1809 — 11 aus: je zwei Preußen und Strelitzer. 1809 — 11 wurden neu verpflichtet: zwei Preußen und drei Strelitzer (von diesen wurde der eine 1811 wieder entlassen).

^{10d)} Kurze, blaue Uniformjacke, besetzt mit zwei Reihen Knöpfen, Kragen, Achselklappen und Armaufschläge rot; lange, enge, graue Tuchbeinkleider (im Sommer aus weißer Leinwand), Gamaschen („Stiefeletten“) aus grauem Tuch (bzw. aus weißer Leinwand), Schnürschuhe (Offiziere halblange Stiefel); großer Tschako, auf dem Schild das herzogl. Wappen in Gelb, darüber die mecklenburgische Kokarde und das rote Pompon, rote Fangschnüre, mit Messing besetzte Sturmriemen, schwarzer Überzug aus Wachstuch; grauer Mantel mit Kapuze; Tornister aus Kalbfell; Patronentasche am Bandelier, daneben lederne Scheide für das Bajonett; Steinschloßgewehr.

^{10e)} Oberst von Bonin wünschte daher, „daß innerhalb von 4 bis 6 Jahren das ganze Bataillon aus Inländern bestehen möge“, Tarnow, S. 149.

^{10f)} Mecklbg. Landeshauptarchiv: Strelitzensia: Regierungsakten betr. „die Mobilmachung und Completierung des Rheinbunds-Contingents . . . 1809“, Vol. II, Nr. 65: Schreiben der Rekrutierungskommission der Ritter- und Landschaft des Stargardschen Kreises vom 24. 3. 1809 samt Anlagen 1 — 3. — An Hand der sog. Predigertabellen (von den Pastoren angefertigte Auszüge aus den Kirchenbüchern) wurde für die einzelnen Orte die Zahl der zwischen dem 1. 12. 1784 und dem 1. 12. 1793 geborenen Knaben ermittelt und danach prozentmäßig die Zahl der zu Stellenden berechnet. Es blieb den betr. Obrigkeiten überlassen, ob sie die Rekruten durch das Los oder durch Anwerbung emittelten. — Die drei Stargarder, welche am 15. bzw. 22. 4. 1809 gestellt wurden, waren: Johann Friedrich Steinführer, Töpfer, 19 Jahre; Johann Schmidt, 23 Jahre, und Johann Schmidt, 20 Jahre alt. — Außerdem taten nach der Maß- und Stammrolle des Bataillons bereits in der 2. bzw. 3. Kompanie als Unteroffiziere Dienst der 26 Jahre alte, aus Stargard stammende Christian Geuß, seit dem 23. 2. 1809 und der 31 Jahre alte, aus Wallerstein bei Nördlingen gebürtige George Weitzmann, Drechsler von Beruf, seit dem 6. 6. 1808, dessen Familie uns 1808 ff. im Stargarder Kirchenbuch begegnet.

nicht, da das Aushebungsregulativ zahlreiche Befreiungen vom Militärdienst vorsah: Alle Adeligen und Gutspächter sowie deren Söhne, alle Beamten, Advokaten, Ärzte, Apotheker, Kandidaten, Studenten, Lehrer, Seminaristen, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Jäger, Gärtner, Bedienten, Kutscher, Reitknechte, alle Verheirateten und einzigen Söhne. — Von der Militärdienstpflicht wurden also noch in unsozialer Weise nur die Handwerksgesellen und die Handwerker-, Bauern- und Arbeitersöhne betroffen! Die „Eximierten“ hatten nur die Gelder für die Prämien aufzubringen, welche in Höhe von 60 Reichstalern den Konskribierten nach Beendigung ihrer 6jährigen Dienstzeit ausbezahlt wurden (Tarnow, S. 153).

1810
März
13.

März
20.

Die Gestellung der Rekruten stieß auf arge Schwierigkeiten und Verzögerungen. Z. T. waren auch mit körperlichen Fehlern und Gebrechen behaftete Leute gestellt worden. So mußten noch am 25. April 1809 zurückgewiesen werden aus 3 ritterschaftlichen Dörfern 3, aus Fürstenberg 4 und aus Altstrelitz 3 Mann.^{10g)} Woldegk hatte bis dahin keinen einzigen Mann geschickt! „Alle junge Welt hatte sich aus der Stadt entfernt. Am 1. Mai stellte Woldegk dann mit Mühe und Not 7 Rekruten. Von diesen war aber nur einer dienstpflichtig und -fähig“. Daraufhin schrieb der Herzog an die Stadt: „Ein solches Betragen von Seiten einer obrigkeitlichen Behörde ist geradezu unverantwortlich.“ Bis zum 5. Mai sollte die Stadt 6 brauchbare Leute stellen, „so lieb es euch ist, Masregeln abzuwenden, die geeignet sind, für die Gesetze Achtung und Gehorsam einzutragen! . . . und wenn Eltern ihre Söhne verheimlichen, so sind selbige selbst zu arretieren, bis sie die Söhne herbeischaffen“. Dies energische Schreiben und die Arretierung einiger Väter hatte dann auch Erfolg¹¹⁾. So kam es, daß das Bataillon am 13. März 1809 nicht in voller Stärke nach Schwedisch-Pommern ausrückte. Jedoch wurde es nicht gegen Schill eingesetzt. In Greifswald konnte das Bataillon allmählich regeneriert und ergänzt werden, nicht zuletzt durch Schillsche Soldaten, die sich anwerben ließen, um nicht in französische Gefangenschaft zu geraten. — Das Stellvertreterprinzip brachte es mit sich, daß vielfach minderwertige Elemente Soldat geworden waren, hinzu kamen noch über 30 Desertationen! — Am 20. März 1810 zog das Bataillon wieder in Neustrelitz ein (Annalen).

Bereits im Jahre 1811 hatte Napoleon angefangen, insgeheim für den Feldzug gegen Kaiser Alexander von Rußland zu rüsten. Immer mehr Truppen zog der Korse am Rhein und an der Elbe zusammen. Seit Beginn des Jahres 1812 wurden weitere Kontingente mobilisiert und nach dem Osten verlagert.

^{10g)} Regierungsakten betr. die Mobilmachung. 1809, Nr. 88.

¹¹⁾ Tarnow, S. 144—156, 164/65. — Auf noch größeren Widerstand der Bevölkerung war die Aushebung im Fürstentum Ratzeburg gestoßen. Hier „war der Geist wesentlich schlechter als in Strelitz“ (Tarnow). Bereits die Anfertigung der Aushebungslisten hatte „die größte Sensation“ erregt. Die Flucht der Dienstpflichtigen über die Grenze nahm die stärksten Ausmaße an. Man wollte im Hinblick auf „den angeborenen Widerwillen gegen den Militärstand“ unter allen Umständen eine Aushebung vermeiden, wie aus wiederholten Gesuchen der Ortschaften und der Ratzeburger Regierung hervorgeht. Aber Herzog Carl ließ sich nicht darauf ein. Er drohte mit Vermögenskonfiskationen und ließ die Eltern festnehmen, bis die Söhne zur Stelle waren. Bauernsöhne kamen allerdings überhaupt nicht! Ihre wohlhabenden Väter schickten statt ihrer Stellvertreter, wahre Halunken von 30 und 40 Jahren“, wie von Bonin klagte. Tarnow, S. 156/59. Endler, Das Neustrelitzer Bataillon mit Napoleon in Rußland, S. 3—4.

1812
Febr.
6.

Auch die herzogliche Regierung in Neustrelitz erhielt einen entsprechenden Geheimbefehl am 6. Februar 1812.^{11a)} Darauf erließ sie noch am gleichen Tage an das Militärkollegium folgendes Reskript: „Wann eingetretene Umstände es erforderlich machen, unser Füsilier-Bataillon als Rheinbunds-Contingent . . . bis zum 15. dieses Monats marschfähig ausgerüstet und aufgestellt zu sehen, so geben Wir euch . . . auf, in möglichster Eile die hiezu führenden Vorkehrungen durch Einziehung der Beurlaubten usw. usw. zu treffen. Vorläufig ist dieses heute schon mündlich . . . dem Obristen von Bonin als Inhabern des Bataillons eröffnet worden . . .“ Hervorgehoben wurde in dem Reskript, daß der Herzog „sich aus sehr bewegenden Gründen veranlaßt finde, diese Sache möglichst geheim und mit dem mindesten Aufsehen betrieben zu sehen“.

Von Bonin beantragte am 7. Februar die Aushebung von mindestens 60 Mann, da 25 beim Bataillon fehlten, 15 wenigstens müßten „ausrangiert und zurückgelassen werden“, außerdem stände zu befürchten, „daß nicht alle Beurlaubten pflichtgemäß einkommen“. — Herzog Carl konnte sich aber „zu dem gewaltsamen Mittel der Conskription nicht entschließen“. Es könne „in der kurzen Frist . . . keine Mannschafts-Aushebung mit Beobachtung der dabey zur Vorbeugung aller Ungerechtigkeit nöthigen Principien und Regeln stattfinden“. Auch würde „eine gezwungene Aushebung in d i e s e m Augenblick ein Austreten des größten Theils der jungen Mannschaft ohnfehlbar zur Folge haben und Unserm Lande den möglichsten Schaden durch Beraubung der arbeitsfähigen Arme verursachen“. Es sollte daher „die jetzt fehlende Mannschaft durch Werbung, wobey jedoch möglichst Einländer zu suchen sind, zusammengebracht werden, demnächst aber . . . soll auch eine Aushebung, vorzüglich zum Depot, stattfinden“. Daraufhin erließ die Regierung am 18. Februar eine Verordnung, daß „alle Ausfertigung von Pässen . . . zum Reisen auf längere Zeit außerhalb Landes für junge Leute über dem 18ten und unter dem 24sten Jahr bis auf weiteres suspendirt werden solle“¹²⁾.

Bereits am 7. März war Marschall Davout, Herzog von Auerstädt, Prinz von Eckmühl, mit dem Generalstab des 1. Korps der Großen Armee von Hamburg kommend in Neubrandenburg eingetroffen und am 8. über Woldegk nach Stettin abgerückt. An diesem Tage übersandte von Woldegk aus Davouts Generalstabschef Roneuf dem Staatsminister von Oertzen den Marschbefehl für das — gleich dem Schweriner Kontingent — dem Marschall zugeteilte Strelitzer Bataillon zum 15. März. Dessen Stärke betrug am 9. März: 14 Offiziere, 1 Sous-Adjutant, 1 Bataillonsquartiermeister, zugleich Auditeur, 1 Oberchirurg, 2 Chirurgen, 1 Tambourmajor, 8 Musiker (Hoboisten), 8 Trommelschläger, 1 Waffenschmied, 4 Feldwebel, 4 Furiere, 24 Unteroffiziere und 349 Füsiliere, insgesamt 418 Mann.

März
8.

Stab: Oberst und Bataillons-Chef von Bonin, Adjutant („Adjutant Major“) Premier-Leutnant Wilhelm Gustav von Winterfeld**, Sous-Adjutant Roloff, Quartiermeister und Auditeur Michaelsen, Oberchirurg Brauer, Büchsenmacher Stripp.

^{11a)} Unter dem 6. Februar 1812 wird in den Annalen vermerkt: „Solenne Auffahrt des Kaiserl. Französischen Charge d'affaires M. Desaugiers und dessen Accredittirung bei dem hiesigen Herzogl. Hofe.“ (1).

¹²⁾ Akten des Mecklbg. Landeshauptarchivs; Strelitzensia; Regierungsakten „betr. die Mobilmachung des Füsilier-Bataillons zum 15. Februar und Abmarsch desselben am 15. März 1812“. Maß- und Stammrollen des Bataillons. Mecklb.-Strel. Staatskalender auf das Jahr 1813: Annalen 1812.

Komp. „Capitaains:

1. von Schmalensee
2. von Normann *
3. von Müller **
4. von Scheve *

Sec.-Leutnants:

1. von Seydlitz
2. Wegener *
3. Krüger *, Dühr *
4. von Horn

Junker (2. Komp.): von Gentzkow, von Hobe *, (4. Komp.): von Kamptz *,
 Freiwilliger (1. Komp.): Drenckhan,
 Kompanie-Chirurg der 2. Barthmann, der 3. Dietz.

Prem.-Leutnants:

von Winterfeld **, Carl Gustav
 von Scheve *

—
 von Kamptz *

Feldwebel:

1. Wietz
2. Janssen
3. Heynemann
4. Ortschütz

Von den Offizieren waren ihrem „Vaterland“ nach: Strelitzer *, Schweriner **, die übrigen — wie auch der Auditeur und die 3 Chirurgen — Preußen. Roloff, Wietz und Janssen waren Preußen, der Geburtsort von Heynemann war Hannover, er war nicht, wie Endler bemerkt (S. 9), ein geborener Tiroler, der von Ortschütz Klagenfurt, der von Stripp Kopenhagen. Drenckhahn: überzähliger Unteroffizier, „freiwillig und ohne Löhnung gedient“, stammte „aus dem Ratzeburgischen“. — Roloff, früher Feldwebel der 4. Komp. war 1812 zum Sous-Adjutant befördert worden. Michaelsen blieb aus unbekanntem Gründen beim Ausmarsch in Neustrelitz zurück. Er wurde 1812 entlassen. Der Batls.-Adjutant von Winterfeld mußte seine Funktionen mit übernehmen. — Wegeners Heimatort war Neubrandenburg (Sohn des Hofapothekers), der von Krüger war Teschendorf bei Stargard (Sohn des verstorbenen Domänenpächters und Amtmanns). Dührs Vater war Kaufmann in Stargard (vermutlich Verwandter des dortigen, 1808 verstorbenen Präpositus Dühr). Außer dem Leutnant Johann Dühr (Patent 26. 2. 1811) rückten folgende Stargarder aus zum Feldzug gegen Rußland: Die Unteroffiziere George Weitzmann und Christian Geß, die Füsiliers Johann Friedrich Steinführer, Johann Schmidt (2. Komp.), Johann Schmidt (4. Komp.), Johann Schmidt (3. Komp.), Johann Steinführer (Tuchmacher), Friedrich Geß, Carl Giese (Bäcker) und Joachim Person (Musiker). Die ersten fünf gehörten zum Stamm des Bataillons (vgl. Anm. ^{10f}), die übrigen fünf waren in der Zeit vom 13. 6. 1809 bis 10. 2. 1812 eingestellt worden im Alter von 17 — 25 Jahren.¹³⁾

März
 15.

Am 15. März 6 Uhr früh setzten sich befehlsgemäß die 1., 3. und 4. Kompanie von Neustrelitz aus nach Woldegk in Marsch. Dorthin marschierte auch am gleichen Tage, zusammen mit dem Schweriner Kontingent, die in Neubrandenburg garnisonierende 2. Kompanie. Die Füsiliers bezogen in Woldegk Bürgerquartier mit unentgeltlicher Verpflegung. Von der „Sublevations-Commission und -Deputation“ erhielt das Bataillon Marschverpflegung, um am 16. nach Pasewalk zu und

¹³⁾ Quellen wie: ¹²⁾, ferner: Mecklbg. Landeshauptarchiv, Strelitzensia: Familienakten: Dühr, Krüger, Wegener, Kirchenbücher (Abschriften): Neubrandenburg, Stargard. — Johann Schmidt, 2. Komp., wurde am 30. 6. 1812 nach einer Notiz in der Maß- und Stammrolle nach Neustrelitz zum Batls.-Depot zurückgeschickt, wahrscheinlich wegen Nachwirkungen einer alten Armverletzung, die sich schon früher bei starken Anstrengungen bemerkbar gemacht hatten (Protokoll vom 22./23. 4. 1809, vgl. Anm. ^{10f}). — Als Berufe der Väter von Stargarder Füsiliers sind in den Jahrgängen 1784—95 der Taufregister des Stargarder Kirchenbuchs nach Auskunft des Verwalters des Ratzeburger Domarchivs, Herrn Maas, angegeben: Tuchmacher, Garnweber, Maurergesellen, Einwohner [= Arbeiter].

am 17. in die Richtung auf Löcknitz zu marschieren, wo es in umliegenden Dörfern untergebracht wurde. Am frühen Nachmittag des 18. zog das Bataillon „mit klingendem Spiele“¹⁴⁾ in Stettin ein. „Die Leute wurden einquartiert, ohne aber irgend eine Beköstigung von ihren Wirthen verlangen zu können — sie erhalten Brodt, Fleisch, Gemüse, Salz und Brandtwein in natura“ (Tagebuch). In dem noch am gleichen Tage durch Oberst von Bonin seinem Landesherrn erstatteten Bericht heißt es: „Ich kann nicht genug das gute Betragen und die, besonders auf dem Marsche, beobachtete Ordnung des Bataillons rühmen. Es ist durchweg aus allen Quartieren nicht die mindeste Klage eingegangen, wenn schon die Leute im Preußischen stets mit französischen Truppen zusammen einquartiert waren . . . Wie viel Truppen im ganzen hier in Stettin liegen, kann ich noch nicht bestimmen, nur das weiß ich, daß es sehr voll und der Tumult unbeschreiblich ist.“

März
18.

„Das ganze Bataillon hat hier zur Zeit noch eine sehr schlechte Station“, berichtet von Bonin dem Militärkollegium am 22. März. „Wenn es nicht besser wird, so begreife ich nicht, wie die Leute es machen wollen, die einen großen Theil ihrer Löhnung dort [in Neustrelitz] lassen. Den andern ebenfalls hier nur die halbe Löhnung zu reichen, ist durchaus unausführbar und würde mir um so mehrere Unzufriedenheit erzeugen; sobald es mir in der Welt möglich sein mögte, soll es gewis geschehen! — Von der Lage der politischen Angelegenheiten erfährt man hier nichts; man bekümmert sich auch gar nicht drum und schränkt sich darauf ein zu gehorchen.“^{14a)} „Noch täglich marschieren hier tausende aus und ein — der Wirrwarr ist unbeschreiblich . . . Hessen, Badener, Franzosen und wir versehen jetzt den Garnisondienst“, berichtet der Oberst am 26. März dem Herzog.

Schon am 19. März wurde das Bataillon vom Kommandeur der 3. Division, General Graf Gudin, samt dem „Inspekteur aux revues“ Malmaison und einem Artillerieoffizier (wegen der Gewehre) inspiziert, und zwar sehr eingehend hinsichtlich der Ausrüstung und Bewaffnung. „Auch die Bataillonswagen oder Caissons mußten produziert werden . . . Die Revue ist ziemlich gut abgelaufen“, berichtet von Bonin. „Der General sagte mehrermahl: ‚Ah, le beau Bataillon-domage, qu’il ne contient pas 1200 hommes‘. Auch mit den Mundirungsstücken war er zufrieden, nur daß er mehrere noch manquirende monirte, als z. B. die . . . Feldgerätschaften.“

Davout wollte zunächst, daß das Strelitzer Bataillon mit dem Schweriner Kontingent ein Regiment bilden sollte. Davon wollte von Bonin aber nichts wissen! Er wies darauf hin, daß die Vereinigung beider Kontingente „viele Schwierigkeiten machen würde“, besonders da sie nicht die gleichen Gewehre hätten“¹⁵⁾ „On vous donnera des Armes françaises“, war Davouts Antwort. Jedoch änderte der Marschall¹⁶⁾ noch am 19. seine Ansicht auf Grund des sehr günstigen Rapport

¹⁴⁾ Das Bataillon verfügte auch über Instrumente für eine „Janitscharen-Musik“. Aber diese wurden als überflüssig im Verlaufe des Vormarsches nach Neustrelitz zurück-gesandt.

^{14a)} Diese unbekümmerte, ja forsche Stimmung von Bonins schlug aber bald in eine arge Depression um! Vor allem bemächtigte sich seiner eine ständig sich steigernde Skepsis. Diese betraf aber nicht Napoleons Genie als Feldherr, sondern die mangelhafte Organisation der Nachschubverhältnisse, insbesondere des Post-, Verpflegungs- und Fouragewesens.

¹⁵⁾ Die Strelitzer hatten preußische Gewehre und Organisationsformen, die Schweriner französische. W. Behm: Die Mecklenburger 1812 im russischen Feldzug, 1912, S. 30.

¹⁶⁾ Dieser gab auch dem Oberst von Bonin vertraulich zu behandelnde Aufschlüsse über „mehrere, dem Schweriner Regiment nicht ganz vorteilhafte Ursachen, warum er uns nicht mit demselben vereinigen wollte“. Diese bestanden vor allem in dem schlech-

Gudins und sagte zu von Bonin: „ . . . Vous resterez comme vous êtes, nous resterons ensemble“ (d. h. das Bataillon wurde bis auf weiteres als Wache für sein Stabs-Quartier verwandt). Das Strelitzer Bataillon war dank der Fürsorge Herzog Carls und des Militärkollegiums, dessen Seele von Bonin war, bedeutend besser ausgerüstet als das Schweriner Kontingent. Auch müssen die Strelitzer Füsilier durch ihre Größe und durch gutes Aussehen sich vor den Schweriner Soldaten ausgezeichnet haben.¹⁷⁾ Als Elitetruppe angesehen, behielt das Bataillon seine Selbständigkeit und blieb noch in Stettin, während die Schweriner bereits am Tage der Besichtigung weiter nach Damm marschieren mußten, wo sie der 4. Division unterstellt und über Küstrin nach Danzig in Marsch gesetzt wurden.

Das Strelitzer Bataillon hatte in Stettin Ordonnanzen sowie Chargen und Mannschaften für den Wach- und Patrouillendienst zu stellen, und zwar zunächst in solchem Umfang, daß der Dienst „fast zu schwer“, besonders für die 24 Gefreiten, zu werden drohte. Hinzu kam, daß „die Schildwachen und Patrouillen Französisch anrufen und antworten müssen — wie das ablaufen wird?, weis ich nicht“, vermerkt von Bonin am 21. März im Tagebuch. Aber am 26. berichtet er dem Herzog: „ . . . unsere Leute gewöhnen sich schon daran“.

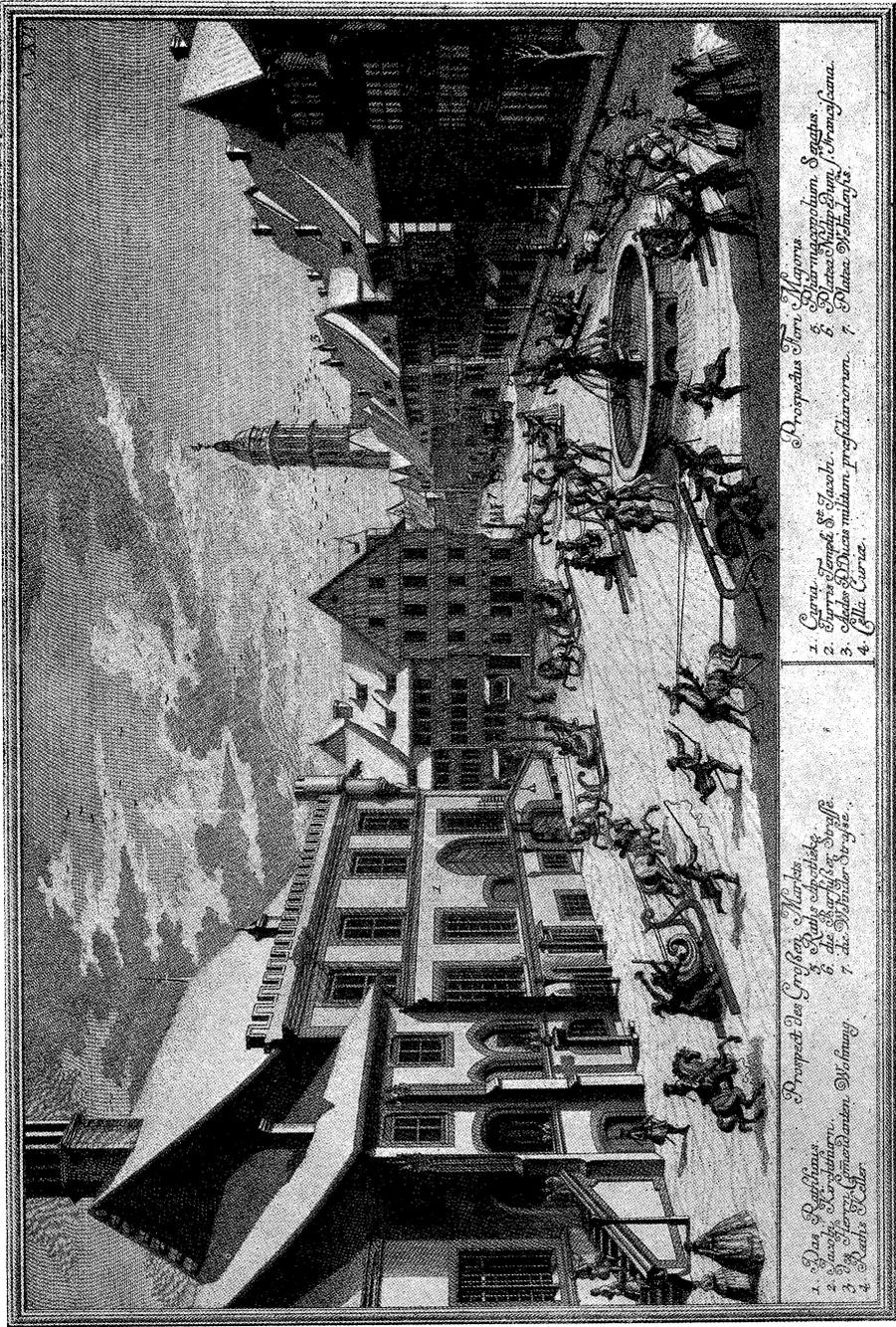
Bonin nutzte die Zeit aus, um die fehlenden Feldgerätschaften: Wasserkesseln, Kasserollen, Feldbeile, Beutel, Brotsäcke, in Stettin anfertigen zu lassen. Auch erhielt er am 24. von Davout die Nachricht, daß die herzogliche Regierung aufgefordert sei, „das Bataillon mit den nöthigen Caisson-Pferden und mit 4 Paar Schuhen auf den Mann — 3 Paar bei diesem, das 4. bei der Bagage des Korps — schleunigst zu versehen.“ — Kaum 1½ Paar habe er für den Mann, die Schuhe wären auf den schlechten Wegen sehr mitgenommen, und täglich müßten Schuhe versohlt werden, schrieb von Bonin. Ferner hatte das Bataillon für die Bagage aus Neustrelitz keine eigenen, sondern nur von Ämtern und von der Stadt Neustrelitz bis Stettin gestellte vierspännige Wagen, ferner lose Leihpferde als Bespannung für die „4 Caissons und Fourgeons“ mitgebracht, offenbar in der Erwartung, daß das Bataillon in Stettin dauernd als Besatzung bleiben würde. Die Fuhrleute waren aber bereits am 20. März mit ihren Pferden, Sielengeschirren und Wagen nach Neustrelitz in Marsch gesetzt worden!

Man kann wirklich nicht sagen, daß von Bonin darauf brannte, mit seinem Bataillon große Kriegstaten auszuführen! Am 22. März spricht er in seinem Pro Memoria¹⁸⁾ die Hoffnung aus, daß er noch wenigstens 14 Tage in Stettin bleiben

ten Zustand der Ausrüstung der Schweriner, wodurch diese auch bei weiteren Besichtigungen auffielen. Behm, S. 31/32. — Dieser bezeichnet die Schweriner Ausrüstung als „dürftig“. Die Uniformen und Beinkleider „waren durch einen zweijährigen täglichen Gebrauch als unbrauchbar zu betrachten. . . . Auch die Mäntel . . . waren durch den langen Gebrauch so abgenutzt, daß sie durchaus nicht ihrem Zweck entsprachen“ . . . „Die meisten Mannschaften befanden sich nur im Besitz von einem Paar, z. T. schon alten und mürben Schuhen.“ „Das Fuhrwesen gab allem anderen ebenfalls an Unvollkommenheit nichts nach. Die Medizinwagen konnten kaum bis zum Ausmarsch instandgesetzt werden und brachen schon nach kurzer Zeit zusammen . . . zweifellos sind viele Mecklenburger dieser mangelhaften Ausrüstung zum Opfer gefallen“. Behm, S. 25/26.

¹⁷⁾ Am 23. März sandte der Generalstabschef des 1. Korps „de la Grande Armée“ aus Stettin im Namen des Marschalls Davout ein Schreiben an die Neustrelitzer Regierung, in dem es heißt: „Ce Bataillon est beau, bien tenu et bien habillé.“

¹⁸⁾ Der Oberst beantragte daher eine kleine Zulage, die für alle zusammen monatlich 18 Reichsthaler betragen würde. Die Gefreiten würden im Verhältnis zu den Füsilieren



1. Das Rathhaus
 2. Das alte Rathhaus
 3. Das alte Rathhaus
 4. Das alte Rathhaus

Prospekt des Größten Marktes
 1. Pauls schmalste
 2. die Straße vor
 3. die Vorüber Straße

Prospekt des Marktes
 1. Biergasse
 2. Platz vor dem
 3. Platz vor dem
 4. Platz vor dem

Rathausplatz in Göttingen um 1750, nach einem Stich von Georg Daniel Heumann



*Gerlach Adolph von Münchhausen
der erste Kurator der Göttinger Universität*

könne. „Gebe der Allmächtige . . . , daß das Bataillon eine ruhige Bestimmung erhalte. Noch habe ich ab und zu eine schwache Hoffnung dazu“

Bereits am Morgen des 23. vermerkt er, es sei zur Zeit „durchaus nicht wahrscheinlich, daß das Bataillon davon abkomme, weiter zu marschieren . . . wie man sagen will, wird das Hauptquartier bald abgehen. Der Himmel gebe, daß es anders komme.“ Am Mittag desselben Tages erhielt von Bonin vom Generalstabschef General Roneuf die offizielle Weisung, daß das Bataillon der 3. Division zugeteilt sei. Darauf meldete sich Bonin bei General Gudin. „Er nahm mich sehr artig auf und unterhielt sich mit mir wohl eine Stunde, mehrentheils von *allogria*“, schreibt von Bonin. Dieser erfuhr „in Rücksicht auf die Hauptsache“, daß Gudin das Bataillon einem französischen Regiment zuteilen würde und daß er über die Dauer des Aufenthalts in Stettin nichts wisse. Schließlich erklärte der General, daß es im Gegensatz zu 1809/10 diesmal „un peu plus loin“ gehen würde. „Das sind traurige Aussichten“, vermerkte von Bonin dazu in einer Nachschrift zu seinem Pro Memoria. Wenn er selbst noch am 26. glaubte, Grund zur Hoffnung zu haben, daß noch „mehrere Wochen“ bis zum Abmarsch vergehen würden, so bat er doch dringend, ihm aus Neustrelitz für die 4 Bataillonswagen 4 Knechte und 16 Pferde samt Sielengeschirr zu senden, in Stettin würde die Beschaffung „weit kostbarer werden“. Auch bat er um allerschnellste Nachsendung von wenigstens 30 Mann. Er hätte bereits zwei Deserteure und acht Kranke. Ferner bat er um leinene Hosen, um Gamaschen, um Jacken und vor allem um Schuhe und Geld!

Am 26. März mußte das Bataillon seine Waffen gegen französische vertauschen, und am 27. wurde Munition empfangen. Am gleichen Tage erfolgte die Unterstellung des Bataillons unter die Brigade des Generals Leclerc. Dabei erfuhr von Bonin von diesem „leider“, daß „wir wahrscheinlich morgen schon marschieren“. Und dabei hatte von Bonin dem Brigade-General „ganz grade heraus gesagt“, was ihm, um mobil zu sein, alles noch fehle“, um wenigstens noch einen Aufschub erhalten zu können. Aber Leclerc hatte nur gesagt, der Oberst solle durch einen Kurier alles Notwendige anfordern!

Um 17 Uhr traf der Abmarschbefehl nach Thorn für den 29. ein. „Wir stecken jetzt wirklich in einem großen Labyrinth, aus dem ich noch gar nicht weis, wie man sich heraus wickeln wird? Der Himmel muß Gnade geben! In der Seele thut es mir weh, wenn ich die Unkosten sich so vermehren sehe. Ein Herzogl. Militär-Collegium kann sich aber kaum vorstellen, wie ich geängstigt werde! Befehle, Korrespondenzen und Listen häufen sich täglich dergestalt auf, daß ich kaum vom Schreibtisch aufstehen kann. Und dabei die Aussicht, bald allen möglichen Ungemächlichkeiten ausgesetzt zu sein. Gott weis, auf wie lange Zeit? Doch so Gott will: *ça ira!* und die Ruhe wird hernach um 'so süßer schmecken. Jetzt ist und kann meine einzige Tendenz nur sein, in jeder Rücksicht meine Pflicht zu erfüllen.“

„ganz unverhältnismäßig mit schwerem Dienst belastet.“ Wenn man ihnen nicht eine Zulage gäbe, wollte keiner mehr Gefreiter werden. Als diese aber vom Herzog und vom Militärkollegium abgelehnt wurde, scheute der Oberst sich nicht, unverhohlen dem Militärkollegium gegenüber seine Enttäuschung und Empörung auszudrücken: Seinen Vorschlag habe er „nur notgedrungen und nicht aus bloßem Einfall“ gemacht. Er mußte ihn machen, weil der Dienst es durchaus verlangte. Die Ablehnung bedeute für ihn Mangel des Vertrauens der höchsten Behörde „in einer Lage von Pflichterfüllung, die in so mancher Hinsicht mit centnerschwerer Kraft mich drückt. Man muß in dieser meiner Lage sein, um zu fühlen den Eindruck, den die höchste Resolution in Ansehung der Gefreiten, oder vielmehr Corporalen, auf mich machen mußte“. (Pro Memoria vom 22., Bericht vom 31. 3. 1812).

Zum Schluß entringt sich seiner deprimierten und von Skepsis erfüllten Seele noch der Stoßseufzer: „Schon weis ich nicht, wo mir der Kopf steht, und Gott muß besondere Gnade geben, wenn alles gut gehen soll.“ In seinem letzten Bericht aus Stettin an den Herzog vom 28. März schreibt er über die Marschroute vom 29. III. bis zum 11. IV., die u. a. über Neumark, Pyritz, Filehne, Schneidemühl, Nakel, Bromberg bis Thorn sich erstreckte: „Ein langer beschwerlicher Marsch von 14 Tagen — Gott gebe seinen Seegen. Wie ich höre, setzt die ganze Armee sich in Bewegung. Möglich, daß das Bataillon noch glücklich ist, in Thorn zur Besetzung zu bleiben.“¹⁹⁾

Alle diese Äußerungen von Bonins lassen schon jetzt erkennen, daß der Oberst ein richtiger Feldsoldat oder gar ein Draufgänger wie Napoleons Troupiers²⁰⁾ keineswegs war. Ihm lag weit mehr die Tätigkeit als Organisator und in der Garnison. Wenn aber Endler (a. a. O., S. 3) einmal bemerkt, von Bonins „Sorge, daß er ins Feld kommen könnte, mutet merkwürdig an, zumal sie nicht aus einer Abneigung, sich für Frankreich schlagen zu müssen, entspringt, denn er ist ein Franzosenfreund“, so hat Endler hier doch über das Ziel hinausgeschossen! Wohl war von Bonin von Napoleons Persönlichkeit stark beeindruckt, wie aus dem Bericht des Obersten über die Revue des Kaisers bei Gumbinnen am 18. Juni hervorgeht²¹⁾. Aber mehr kann man aus der Stelle nicht herauslesen. Ja, „der heilige Schauder“ spricht geradezu gegen Endlers Behauptung! Im übrigen finden sich in seinen zahlreichen Berichten, Tagebuchblättern usw. keinerlei Hinweise, die für Endlers Behauptung sprechen könnten. Gewiß, von Bonin beherrschte die französische Sprache und Literatur vollkommen und kannte die französische Men-

¹⁹⁾ Zum Schluß heißt es: „Mit Verlangen sehe ich nun den Empfang aller mir noch so äußerst nöthigen Dinge entgegen.“ Dann bringt er noch folgende bemerkenswerte Nachricht: „Der Landmarschall [des Landes Stargard] Graf von Hahn ist gestern als Arrestant hierher und heute, nach überstandenem Verhör, auf das Fort Preußen gebracht worden, wo er indessen alle mögliche Freiheit, nur keinen Umgang und keine Schreibmaterialien haben soll. Wie man sagt, wird er beschuldigt, drei Deserteure durchgebracht zu haben.“ — Carl Graf von Hahn auf Remplin, Pleetz und Neuhaus, der bekannte „Theatergraf“, war schon 1807 von den Franzosen aufgehoben worden, und zwar war er damals denunziert worden, verwundete preußische Offiziere verborgen und gepflegt und junge Leute zum Kampf gegen den Kaiser ausgerüstet zu haben. F. A. Meyer: Charakterzüge aus dem Leben des Grafen Carl Hahn-Neuhaus, 1858, S. 14, 49ff.

²⁰⁾ So z. B. wurde der General Rapp, ein geborener Elsässer, „am 7. September 1812, beim Sturm auf die Schanzen von Borodino, . . . schwer verwundet. Es war seine 22. Verwundung! ‚Rapp, mußst Du denn immer dran glauben‘, rief Napoleon ihm zu“. Behm, S. 32/33, Anm. Auch der General Graf Gudin war „ein rücksichtsloser Draufgänger“. Am 18. 8. 1812, in der Schlacht bei Smolensk, „führt Graf Gudin zu Fuß das 7. leichte Infanterie-Regiment, bei gefälltem Bajonett ohne einen Schuß zu tun, über eine Brücke gegen die Russen; ein Granatsplitter zerschmettert ihm das Bein. Der Divisionär wird aus der Schlacht getragen, aber der Sturmangriff geht weiter . . . die feindliche Stellung wird genommen . . . Gudin erliegt der Amputation seines Beines“. A. Obst: Die Hamburger 1812 im Russischen Feldzuge, 1912, S. 14, 21/22.

²¹⁾ Näheres hernach unter dem 18. Juni. — Bemerkte sei, daß — ganz abgesehen von dem Verhalten Goethes und süddeutscher Fürsten — selbst der alte Blücher anfangs sehr von Napoleon beeindruckt war. Das zeigte sich bei einer Begegnung mit Napoleon in dessen Hauptquartier zu Finkenstein im Jahre 1807. Aber bereits im nächsten Jahr schlug seine Stimmung in einen glühenden Haß um, indem er, einem hellseherischen Propheten ähnlich, immer wieder erklärte: „Der Bonaparte muß herunter! Ich werde dabei schon mithelfen, und bevor das gethan ist, sterb' ich nicht. Herunter muß er!“ J. Scherr: Blücher. Seine Zeit und sein Leben, II, 1863, S. 284/85.

talität genau, aber er war lediglich bestrebt, diese Kenntnisse in seinem und des Bataillons Interesse auszunutzen, was ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelang! Mit Recht konnte aber der Oberst als alter Soldat stolz darauf sein, daß sein Bataillon bei allen Besichtigungen so gut abschnitt, zumal er die vorzügliche Ausrüstung seiner Leute gegen den Widerstand der Finanzleute von der herzoglichen Kammer durchgesetzt hatte. Daß aber von Bonin bei seiner besonderen Vertrauensstellung zum Herzoghaus ein „Franzosenfreund“ war, ist auch deswegen unwahrscheinlich, weil dieses seit dem Tod der Königin Luise (19. Juli 1810 zu Hohenzieritz) Napoleon geradezu haßte, denn „als dessen Opfer sah man sie an.“²²⁾ Schließlich kann dem Oberst die franzosenfeindliche Stimmung der Strelitzer Bevölkerung nicht verborgen geblieben sein! — Von Bonins Organisations-talent und die stetige Fürsorge für seine Soldaten zeigte sich, wie wir noch an vielen einzelnen Zügen und Tatsachen erkennen werden, auch während des Vormarsches und im Verlauf des russischen Feldzuges. Im Hinblick auf seinen schlechten Gesundheitszustand, auf seine Feinsinnigkeit und auf seine starke Sensibilität waren die körperlichen und seelischen Strapazen für ihn viel zu groß. Aber als ein Mann von stark ausgeprägtem Pflichtgefühl harter er viele Monate lang aus, so schwer es ihm auch wurde. Er dachte nicht daran, den Dingen ihren Lauf zu lassen und vor den vielen Unzulänglichkeiten, die sich auf den Gebieten des Nachschub- und Verpflegungswesens ihm entgegen stellten, zu kapitulieren. Vielmehr war er ständig bemüht, Abhilfe zu schaffen, neue Hilfsquellen zu erschließen und in seinen Forderungen der Regierung gegenüber nicht locker zu lassen. Schließlich hat er sich noch als Ortskommandant und als Organisator der Verteidigung der Stadt bewährt, gegen die am Ende des Feldzuges die russischen Reiter-scharen anbrannten.

Über das Schicksal des Strelitzer Bataillons seit dem Abmarsch aus Stettin und insbesondere in Rußland herrschte lange Zeiten fast völlige Unkenntnis. Boll behandelt in seiner Geschichte Mecklenburgs (II, 1856, S. 363) die „Schrecken dieses fürchterlichen Feldzuges“ und die Verluste der Schweriner Truppe sehr kurz und bemerkt zum Schluß nur so nebenbei: „Ähnlich waren die Schicksale und Verluste des Strelitzer Bataillons gewesen.“ Vitense (Geschichte von Mecklenburg, 1920, S. 388/89) schreibt: Über das Schicksal der Strelitzer ist von ihnen selbst nichts erhalten. Sie bildeten von Stettin aus das 3. Bataillon des im übrigen vorzugsweise aus Hamburgern bestehenden 127. Linienregiments . . . Nur spärliche Reste kehrten zurück. Wie viele davon Strelitzer waren, ist unbekannt.“ Vitense beruft sich auf das 1912 erschienene Buch von Werner Behm.²³⁾ Dieser gibt an (S. 30/31, Anm.), das Strelitzer Bataillon wäre dem genannten Regiment zugeteilt gewesen. Nach den erhaltenen Mitteilungen von Angehörigen des Regiments könne man „sich auch ungefähr das Schicksal der Mecklenburg-Strelitzer vorstellen“. — Als Quelle diene Behm das Buch von A. Obst: Die Hamburger 1812 im Russischen Feldzug. Geschichte des 127. französischen Linienregiments.²⁴⁾ Obst vermerkt, daß in Stettin diesem Regiment als 3. Bataillon das Mecklenburg-Strelitzsche Kontingent zugeteilt wurde (S. 15, Anm. 4). In den Berichten von Bonins, in den Tagebüchern seines Bataillons und in den französischen Tagesbefehlen findet sich aber nichts darüber! Obst stützte sich für seine Behauptung

²²⁾ Endler: Die Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz (1701—1933), S. 53

²³⁾ S. Anm. 15. — Behm war Abiturient des Carolinums (Ostern 1905); 1912 war er Leutnant und Adjutant im Großherzogl. Mecklbg. Füsilier-Regiment Nr. 90, Kaiser Wilhelm, zu Rostock. Er fiel bereits 1914.

²⁴⁾ Vortrag gehalten . . . am 3. Oktober 1912, gedr. im Verlag Hermes-Hamburg.

offenbar nur auf den Umstand, daß — wie Oberst von Bonin beiläufig bemerkt —, in Stettin am 21. März 1812 Teile des Strelitzer Bataillons mit solchen des 127. Regiments an der Wachparade teilgenommen und Offiziere und Unteroffiziere des 127. Regiments, denen des Strelitzer Bataillons am 25. März Unterricht „über die französische Chargierung“ erteilt hatten. Das Bataillon wurde vielmehr, wie schon erwähnt, am 27. März der Brigade des Generals Leclerc zugewiesen, die aus zwei alten französischen Regimentern, dem 7. leichten und dem 12. Linien-Regiment, bestand. Die 127er gehörten zwar auch zur Division des Generals Gudin, aber zu einer anderen Brigade! — Weiterhin heißt es bei Obst: „Das mecklenburg-strelitzsche Infanterie-Bataillon war nach preußischem Muster ausgebildet und sehr gut ausgerüstet, trotzdem ist das Bataillon im russischen Feldzug v o l l k o m m e n v e r s c h o l l e n. Zwei Kompagnien des Regiments mußten bis Moskau vor, die beiden anderen waren in Russisch-Lithauen stehen geblieben.“²⁵⁾ — Diese Nachrichten hat Behm übernommen, wobei Behm noch vermerkt, daß „trotz aller Bemühungen nähere Angaben nicht zu erlangen waren“. Nach Endler (Das Strelitzer Bataillon . . . 1812, S. 1) wurden Behm „die Akten nicht zugänglich gemacht“.²⁶⁾

„Nur eine Darstellung gibt es“, schreibt Endler, „bei der offenbar gutes Quellenmaterial benutzt ist, eine kleine F. W.^{26a)} gezeichnete Arbeit über Bonin, die 1913 in der Neustrelitzer Zeitung erschien, aber auch für sie hat nur ein Bruchteil der vorhandenen Akten vorgelegen.“ — Winkel schreibt aber in seinem Artikel nur: „In Rußland wurde das Bataillon getrennt, während die erste und zweite Kompanie unter ihrem Führer von Bonin sich an dem Zuge nach Moskau beteiligten, blieben die dritte und vierte in der Nähe von Wilna und fanden Gelegenheit, sich in mehreren Gefechten rühmlichst auszuzeichnen . . . Von dem ganzen Bataillon brachte der heldenmütige Führer, der mit seinen Leuten treulich Geld,

²⁵⁾ Schließlich bemerkt Obst: „Nur wenige Soldaten sollen in die Heimat zurückgekehrt sein, und über die näheren Schicksale der andern ist nichts bekannt geworden.“

²⁶⁾ Nach den Registraturakten des ehem. Neustrelitzer Landeshauptarchivs erhielt Behm von diesem die Auskunft, daß dort nichts vorhanden sei. Er wurde auf das Ministerium und auf das Militärdepartement verwiesen. Von diesem erhielt er aber nichts, vielleicht weil die dort befindlichen Akten in ungeordneten Beständen nicht ohne weiteres zu ermitteln waren. Sie gelangten erst nach Auflösung des Militärdepartements infolge der Revolution von 1918 ins Neustrelitzer Landeshauptarchiv.

^{26a)} Friedrich Winkel, Lehrer am Gymnasium Carolinum; Walter Karbe: Lehrer Friedrich Winkel, geb. 1853 † 1929, Mecklbg.-Strel. Heimatblätter, 5. Jgg., Heft 3, S. 37/39. — Eine gewisse schriftstellerische und poetische Begabung und vor allem die bittere Notwendigkeit, sein recht schmales Lehrergehalt verbessern sowie für Tochter und Enkelkinder sorgen zu müssen, drückten ihm immer wieder die Feder in die Hand. So verfaßte er für Zeitungen und Zeitschriften „vierzig Jahre lang“ insgesamt über 200 Artikel. Sie sind im Karbe-Wagner-Archiv zu Neustrelitz in acht stattlichen Bänden gesammelt. „Wie sich gebührt, fing er mit dem Fürstenhaus an . . . wobei Winkels Fürstenbilder etwas einseitig ausfielen.“ — War doch Winkel, im Gegensatz zu vielen seiner Standesgenossen, ein durchaus konservativer Mann. — „Dann kam das alte Neustrelitz daran, d. h. Neustrelitzer, die sich . . . irgendwie bemerkbar gemacht hatten, und endlich alles, was sich von Strelitzern der Dichtkunst in Poesie und Prosa befleißigt hatte.“ (Karbe). Dieses Gebiet lag Winkel besonders. Sonst sind seine Artikel zwar gewandt geschrieben, aber recht unterschiedlich an Wert und halten des öfteren einer kritischen Sonde nicht stand. Jedoch hat Winkel das Verdienst, die Erinnerung an Persönlichkeiten und geschichtliche Ereignisse, die der Vergessenheit anheimzufallen drohten, immer wieder geweckt zu haben.

Brot und Not geteilt hatte, nur 60 Mann zurück²⁷⁾ . . . Wenige Tage nach seiner Heimkehr, am 14. Februar 1813, ereilte ihn der Tod, dem er auf dem Schlachtfelde so oft unerschrocken ins Auge geschaut hatte.“ — Hiervon geben aber nur die ersten sechs Worte den tatsächlichen Ablauf der Ereignisse wieder! Alles andere stimmt, wie wir sehen werden, so wenig oder ist so durcheinander gebracht und durch der Phantasie entsprungene Zutaten entstellt, daß weder Winkel, noch die Autoren seiner Quellen, „Akten“, d. h. von Bonins Berichte usw., benutzt haben können! Es war auch gar nicht Winkels Art, für seine sehr zahlreichen Zeitungsartikel zeitraubende und schwierige Aktenstudien zu treiben! Vielmehr überarbeitete er ältere Bücher, Zeitungs- oder Zeitschriftenartikel und verbrämte sie mit eigenen stereotyp-patriotischen Zutaten, wie das zu jenen Zeiten üblich war! Dabei nannte er in der Regel seine Quellen nicht.²⁸⁾ — Aus Winkels Angaben über die Zahl derjenigen Leute, die aus Rußland zurückkehrten, geht hervor, daß er sicher zwei Artikel benutzt hat. Es ist zu vermuten, daß diese letzten Endes auf Erinnerungen von Feldzugsteilnehmern zurückgehen. Denn Napoleons Ausspruch über den Eindruck, welchen das Strelitzer Bataillon bei der Revue bei Gumbinnen auf ihn machte²⁹⁾: „Ce bataillon est beau, bien tenu; dommage qu'il ne contient pas 1200 hommes“, findet sich nicht in den Berichten und Tagebüchern von Bonins! Diesen Ausspruch wird der eine oder andere von den unter dem Kommando des Hauptmanns von Schmalensee nach Moskau gezogenen Offizieren — vielleicht sogar von Schmalensee selbst — aus seinen Erinnerungen mitgeteilt haben. Daran, daß Napoleon diesen Ausspruch getan hat, ist aber nicht zu zweifeln. Sonst hätte er in Moskau, wie von Schmalensee am 13. Oktober 1812 Herzog Carl berichtete, nicht sagen können, daß das Strelitzer Bataillon, als er es zum ersten Male sah, ein schönes Bataillon war!

Endlers Verdienst ist es, endlich Klarheit über Vormarsch, Einsatz und Schicksal des Bataillons sowie seines Kommandeurs geschaffen zu haben. Es glückte Endler, unter den umfangreichen Akten der arg durcheinander geratenen, ungeordneten Ablieferung des ehemaligen Militärdepartements „reichliches Quellenmaterial“ ausfindig zu machen. „Vor allem“ waren das „die Briefe Bonins, die bis zum November 1812 reichen und die zahlreichen Berichte der Versprengten, die nach ihrer Rückkehr vom Militärkollegium vernommen wurden.“ Auf Grund

²⁷⁾ Winkel ergänzt diese Zahl in einer Anmerkung dahin, daß „nach anderer Angabe es 136 Mann“ waren. Er bemerkt dazu mit Recht: „Dieser Widerspruch löst sich, wenn man bedenkt, daß nach dem Feldzuge noch manche Kämpfer aus russischer Gefangenschaft zurückkehrten, andere waren wohl versprengt und kamen, getrennt von den Trümmern des Bataillons zurück“.

²⁸⁾ „Winkels Quellen waren, abgesehen von mündlicher Tradition und mehr oder weniger in Vergessenheit geratenen Büchern hauptsächlich die Jahrgänge alter Zeitungen, wie Nützliche Beiträge, Monatsblatt von und für Mecklenburg, Freimütiges Abendblatt, Wendischer Bote, die alle in den politischen Stürmen der vierziger Jahre den Atem verloren hatten und eingegangen waren.“ Walter Karbe: Mecklb.-Strel.-Heimatblätter, 5. Jahrgang, Heft 3, S. 38. — „Es waren völlig unpolitische Quellen, die keine „staatsgefährlichen“ Nachrichten brachten. Diese Mentalität blieb nicht ohne Einfluß auf Fr. Winkel, und so darf es uns nicht verwundern, wenn wir in den Arbeiten „die gute alte Zeit“ wiederfinden, bemerkt dazu Annalise Wagner: Das Carolinum, 25. Jg., Nr. 28, Sonderheft 1959, S. 34. Sie vermerkt dort auch zutreffendes über Winkels „über-eifrige patriotische Note und den Gefühlsüberschwang besonders in den historischen Arbeiten, die uns heute befremden“.

²⁹⁾ Winkel hat in seinem: „Zum 14. Februar“ betitelten Zeitungsartikel, den Annalise Wagner aus den Beständen des Karbe-Wagner-Archivs dem Verfasser dankenswerterweise zur Verfügung stellte, 24., statt: 18. Juni.

dieses Materials hat Endler den äußeren Ablauf der Ereignisse seit dem Abmarsch des Bataillons am 29. März 1812 aus Stettin in seiner erwähnten Broschüre³⁰⁾ im allgemeinen zutreffend dargestellt bzw. skizziert.

Nun sind aber, seitdem Endler im Jahre 1923 seine Forschungen veröffentlichte, mehrere Einzelstücke verschiedener Herkunft³¹⁾ zum Vorschein gekommen, die das 1923 vorliegende Material ergänzen und erweitern. Hinzu kamen noch die vom 15. 3. bis zum 12. 6. reichenden „Tagebücher“ von Bonins, die in Form von einzelnen Bögen jeweils an Herzog Carl abgesandt wurden. In den vom Oberst zumeist eigenhändig geschriebenen, sonst aber von ihm entworfenen Berichten, Briefen und Tagebüchern besitzen wir einzigartiges Quellenmaterial über den ersten Feldzug einer mecklenburg-strelitzschen Truppeneinheit. Dabei ist noch zu betonen, daß der Oberst eine feingeistige und schriftstellerisch sehr versierte Persönlichkeit war. Es ist daher von großem Interesse, die Eindrücke, welche von Bonin hatte von dem ganzen Unternehmen Napoleons, von dessen Persönlichkeit und Auftreten, von dem Verhalten der Franzosen und der Strelitzer Füsiliere und von Land und Leuten der berührten Gegenden, genauer kennen zu lernen. Dabei ist es angebracht, die wichtigeren Niederschriften oder Ausarbeitungen von Bonins wörtlich wiederzugeben, die sich durch Offenheit und Realismus auszeichnen.

März
29. Im Verband der Brigade des Generals Leclerc marschierte das Strelitzer Bataillon am 29. März 1812 aus Stettin ab. — „Bei der Armee rechnet man es dem Bataillon zu einer großen Auszeichnung an, mit dem 12. Linien- und dem 7. leichten Regiment eine Brigade zu formieren, da gedachte Regimenter zu den ausgezeichnetsten der Französischen Armee gehören, alle Hauptschlachten mitgemacht und zum Theil mit gewonnen haben“, schreibt von Bonin am 4. April. Offensichtlich war er aber von dieser „Auszeichnung“ nicht begeistert! Sein Sinnen und Trachten war nach wie vor darauf gerichtet, irgendwo in der Etappe mit seinem Bataillon die Besatzung zu bilden! — Zum Transport seiner vier „caissons“ hatte der Oberst 16 „lose Pferde“ und außerdem einige vierspännige Wagen für Gepäck usw. requiriert. Neun Tage lang mußte marschiert werden, bis endlich am 7. April eine Pause im Vormarsch eingelegt wurde, damit die Leute sich von den bösen Strapazen ausruhen und ihre Sachen instandsetzen konnten.

März
31. „Nach einem 10stündigen Marsche auf den allerabscheulichsten Wegen, wo Menschen und Vieh versanken, und bei fortdauerndem Regen“, hatte von Bonin dem Militär-Kollegium bereits am 31. März aus seinem Marschquartier Granow bei Bernstein einen Bericht über das bis dahin Durchgemachte erstattet. Es heißt darin: „Was das Bataillon zur Zeit leisten mus und ausstehet, ist nicht zu beschreiben. V i e r z e h n Marschtage hintereinander — heute ist erst der 3te überstanden. Die Wege sind erschrecklich — bis ans Knie waden die Leute in den Lehm — Wagen und Pferde versinken — 4 Stunden wenigstens brauchen wir zu einer Meile, und kaum, daß die Leute Zeit haben, sich zu trocken und auszuruhen; mit nassen Schuhen und Füßen, und mit zerschlagenen Gliedern müssen sie immer weiter. Und doch mus ich ihnen das Zeugnis geben, daß bis jetzt auch keine Spur des Misvergnügens sich äußert — an Desertion [der Füsiliere] denke ich gar nicht mehr — kurz, das Betragen des Bataillons ist musterhaft; jeder Einzelne macht sich um seinen Herrn — um sein Vaterland verdient. Um so bitterer mus es aber auch für so brave Kerls sein, wenn sie von ihren Landsleuten Beweise un-

³⁰⁾ s. Anm. 4.

³¹⁾ Sie wurden eingefügt dem Faszikel: „Berichte des Obersten von Bonin während des Feldzuges 1812.“ — Das Faszikel liegt jetzt, ebenso wie das der „Tagebücher“ im Mecklb. Landeshauptarchiv zu Schwerin unter: Strelitzensia, VIII, Landesregierung.

freundlicher Stimmung erhalten.“ — So wurden den Frauen von zwei Füsiliere vom Neustrelitzer Magistrat die Quartiergelder versagt: Der Oberst bittet das Militärkollegium dringend, diese Angelegenheit gerechtest zu arrangieren. — „So wahr ein Gott ist, meine Leute verdienen jetzt, daß man eher zu viel als zu wenig für sie thut.“ Am 1. April hatte zum Glück trockenes, reines, wenn auch sehr kaltes Wetter geherrscht, die Wege waren besser gewesen, „sonst wären wir wahrscheinlich gar nicht an Ort und Stelle angekommen“, berichtet von Bonin aus Alt-Friedrichsdorf. Aber am 3. April hatte man wieder „einen äußerst beschwerlichen Marsch von 5½ Meilen“. Die meisten Füseliere hatten sich bereits die Füße wund gelaufen und mit den schlecht gearbeiteten Schuhen sah es sehr übel aus. Es gab schon viele Kranke. Um die Wagen fortzubewegen, hatten in den letzten Tagen Ochsen requiriert werden müssen. — Die Gegenden, welche man bis zum 4. April durchzogen hatte, waren immer ärmer geworden: „Schlechte Quartiere — schlechte Lebensmittel, wenigstens dem Mecklenburger ungewohnt, schlechter Rotwein, Rum, Toback, Liqueur usw. übertrieben teuer“, war Bonins Urteil. April 4.

Aus dem Ruheort Falmirowo schreibt der Oberst am 7. April: „Die Malpropreté und Armuth des hiesigen Landes ist kaum zu beschreiben — unsere Leute erhalten mehrentheils schlechte Kost, dagegen aber Ungeziefer. Indessen sind die Leute noch guten Muthes und hoffen auf bessere Zeiten. Ihr Betragen ist immer noch im Ganzen genommen gut, und noch schmeichle ich mir, daß das Bataillon aller Orten einen guten Namen hinterlassen hat.“^{31a)} — Sehr gute Quartiere bezog das Bataillon am 8. April im Amte Wirsitz nach einem sehr leichten Marsch von nur einer halben Meile. Am 9. und 10. April mußte, zu von Bonins Verdruß, eine halbe Kompanie zur Eskortierung der leichten Artillerie bis Bromberg gestellt werden. — Einen beschwerlichen Marsch von 5 Meilen hatte das Bataillon noch am 11. April zu überstehen, dann marschierte es am Vormittag des 12. April über die Weichselbrücke und wurde vom polnischen Adjutanten des Gouverne- April 7.
12.

^{31a)} Zum Schluß heißt es: „Das Verständniß und die Einigkeit des Offizier-Corps ist im ganzen genommen auch so, wie man es wünschen kann — jeder thut nach Kräften seine Pflicht, und ich würde ganz zufrieden sein, hätten die [jüngsten] Herrn Lieutenants Dühr und von Horn durch leichtsinniges und übereiltes Betragen mir nicht bereits zu wiederholten Malen Verdruss gemacht. Doch ich hoffe, auch diese werden in die nöthige Ordnung sich wieder fügen und das Geschehen wieder gut zu machen suchen. Die Lieutenants von Kamptz und von Seydlitz brauche ich — außer dem Adjutanten — am meisten; sie sind beide thätig, willig und ständig.“ — Näheres geht aus den Berichten und Tagebüchern nicht hervor. Es wird später (unter dem 19. 5.) nur vermerkt, daß Dühr zur 1. und von Horn zur 3. Kompanie versetzt wurden. In zwei Fällen mußte der Oberst gegen Unteroffiziere Strafen verhängen, die aber durch Verwendung der Kompanieführer gemildert wurden. Am 6. Mai wurde der Furier der 4. Kompanie Grüttner wegen Unordnung beim Transport von Lebensmitteln auf einen Monat von seiner Funktion suspendiert. Aber die Suspendierung wurde bereits am 11. auf Verwendung des Hauptmanns von Scheve aufgehoben. Der Unteroffizier Otto von der 2. Kompanie sollte am 6. Juni wegen unerlaubter Entfernung von der Kompanie und demnächst wegen grober Beleidigung des Junkers von Hobe auf 1 Monat zum Gefreiten degradiert werden. Auf Verwendung seines Hauptmanns von Normann und auf Fürbitte des Junkers von Hobe, den der Unteroffizier in Gegenwart Bonins um Verzeihung bat, wurde die Strafe in einen 14tägigen Arrest umgewandelt. Den meisten Ärger hatte von Bonin aber mit dem Bataillonstambour, der ein periodischer Trinker und Randalneur gewesen zu sein scheint. Jedenfalls mußte dieser am 6. 5. und am 6. 6. in Arrest gesteckt werden, „weil er ohne Urlaub nach der Stadt geritten und dort Exzes gemacht“ bzw. „weil er beim Appell groben Exzes gemacht“, wie in den Tagebüchern vermerkt wird.

ments durch Thorn geführt, um in sechs umliegenden Dörfern „Cantonnement“ zu beziehen. — Am Nachmittag des 15. kam endlich der am 2. April unter Führung des Unteroffiziers Dörbandt aus Neustrelitz abgegangene Transport beim Bataillon an mit 4 Trainknechten und 16 Pferden. Dörband brachte auch die Beurlaubten, Rekruten, 1000 Reichsthaler und leider nur wenige und zu kleine Schuhe mit, so daß von Bonin erklärte, er würde in die alleräußerste Verlegenheit geraten. Als seine Bemühungen, in Thorn Schuhe zu erhalten, fehl schlugen, schrieb er nach Neustrelitz, wenn er nicht einen Transport von 900 — 1000 Paar Schuhen erhalte, wären seine Leute in 6 Wochen barfuß. — In dieser Notlage kaufte er für 80 Paar Schuhe Leder ein, das er von den Bataillonsschustern „Tag und Nacht“ verarbeiten ließ. — Die Verhältnisse in den Unterkunftsorten waren trübe. „Die Leute liegen sehr schlecht, in z. T. abgedeckten Häusern, deren Einwohner blutarm sind, keine Lebensmittel und selbst die notwendigsten Hausgerätschaften nicht haben. Das liebe Polen ist überhaupt ein ausgesogenes blutarmes Land — nichts zu leben und dabei nur Schmutz und Ungeziefer“, schreibt von Bonin am 15. April aus Grambotzyn bei Thorn. Er klagt weiter, daß er bei der mageren Kost kaum satt werde, den Wein, welchen er leider ganz nicht mehr entbehren könne, müsse er selbst kaufen.

In diesem Kantonnement blieb das Bataillon bis zum 27. April. Während dieser Zeit wurde zweimal täglich exerziert und die Füsiliere, von denen am 15. „noch keiner ein [französisches] Gewehr laden“ konnte, mit Hilfe von Unteroffizieren des 7. leichten Regiments mit der „neuen Ladung“ vertraut gemacht. Am 20. konnte von Bonin berichten, daß seine Leute „merkliche Fortschritte“ machten, so daß er gewiß binnen 8 Tagen fertig wäre. Wie schon früher, so lobte der Oberst wieder seine Füsiliere, sie wären „noch immer guten Muths“. Leider hätte er viele Kranke, hauptsächlich infolge der elenden Quartiere, der schlechten Kost³²⁾ und des ungünstigen Wetters. Am 25. glückte es dem Oberst, in Thorn 200 Paar „ganz vorzüglich gearbeitete“ große Schuhe à 1 Reichsthaler 18 Schilling Preuß. Courant zu kaufen, die gewiß dreimal so lange hielten wie die Strelitzer. Es wäre ganz unverantwortlich, wie diese gearbeitet und dabei z. T. wahre Kinderschuhe wären. „Sehr mus ich bitten“, schreibt er hernach, „dem Juden Simon dergleichen Aufkäufe nicht mehr anzuvertrauen.“

„Ganz unvermuthet“ kam am 27. April der Befehl, am 28. eine andere Kantonnierung zu beziehen, „die besser sein sollte“. Das Bataillon bezog schon am Nachmittag des 28. Aprils Kantonnement in sieben um Rinsk gelegenen Dörfern, wo der Bataillonsstab einquartiert wurde, mußte aber bereits am 30. bis in die Gegend von Mohrunen weiter marschieren. Unterwegs beerdigte das Bataillon seinen ersten Toten, den 24jährigen Füsilier Neumann aus Wittenborn, der am 30. April an „Nervenfieber“ verstarb. In der Nacht vom 2./3. Mai desertierte³³⁾ aus seinem Marschquartier der verheiratete Füsilier Priem aus Ahrensberg. „Der

³²⁾ „Wir erhalten gar zu erbärmliches Fleisch, und ich habe mich schon deshalb bei meinem Brigadegeneral beschwert! Das Brodt hingegen ist ganz vortrefflich“ (Bonin).

³³⁾ Es waren wie erwähnt, schon während des Marsches von Neustrelitz nach Stettin 2 Füsiliere desertiert. Ferner desertierten zwischen dem 1. und 25. Mai außer Priem 5 Füsiliere. Insgesamt betrug die Zahl der Deserteure bis zum Ende des Feldzuges nur 19 (2 Unteroffiziere, 17 Füsiliere), während es 1809/10 bei der harmlosen Expedition nach Vorpommern über 30 gewesen waren! — Von seelischen Depressionen abgesehen, haben wir die Hauptursache für die Desertionen wohl in der chronischen Überanstrengung („Nervenfieber“!) der Füsiliere zu suchen, die von Haus aus nicht gewöhnt waren, derartige strapaziöse Märsche, belastet mit schwerer Ausrüstung, durchzumachen.

Mann muß toll geworden sein, sonst kann ich es mir nicht erklären“, schreibt von Bonin am 4. Mai. Er beantragt, falls der Deserteur in der Heimat auftauchen sollte, „äußerst exemplarische Bestrafung — mehrere Jahre Zuchthaus . . . Wenn nicht ein so abschreckendes Beispiel gegeben wird, so laufen wahrlich successive alle davon.“ Gleichzeitig empfiehlt der Oberst aber die Soldatenfrauen „der Gnade des Herzogs“. „Die einlaufenden Klagelieder dieser Weiber“, schreibt von Bonin, „machen deren Männer mismutig und zu verzweifelten Unternehmungen fähig. Fast vermuthet ich, daß Priem auch so in der Desperation nach einem äußerst beschwerlichen Marsche fortgelaufen ist. Und gewis die t r e u e n Seelen verdienen es zur Zeit, daß der Herzog etwas für sie thut, sie haben wahrlich nicht viel Freude — ungeheure Strapazen und magere Kost. Wer als ehrlicher Kerl aushält, macht sich um seinen Herrn und das Vaterland verdient — schon jetzt! und wie wird und kann es noch kommen? . . .“

Nach einem viertägigen, infolge schlechter Witterung und Wege, „sehr beschwerlichen Marsch“ war das Bataillon am 3. Mai in Alt Bestendorf eingetroffen und verblieb in dieser Gegend insgesamt 19 Tage, wobei fast die ganze letzte Woche schönes Wetter herrschte. Das Bataillon exerzierte 4mal in der Woche zusammen, 2mal „en detail“. — Jede Kompanie erhielt 500 scharfe Patronen zum Schießen nach der Scheibe. — Die Quartiere, welche das Bataillon in zehn Dörfern bezogen hatte,³⁴⁾ waren „im ganzen so leidlich“. Jedoch wurde es hier durch reitende Jäger von zwei französischen Regimentern „sehr beunruhigt“, welche wahrscheinlich ihre Quartiere verbessern wollten und die Füsilier verdrängten. Der Oberst erstattet jedesmal Bericht dem General, „und bald darauf erfolgte die Räumung. Der General Gudin behauptet immer stark die Rechte seiner Division“, vermerkte von Bonin.³⁵⁾ Am 21. Mai berichtete der Oberst aus Alt Bestendorf als besonderes Ereignis, daß das Bataillon am Sonntag, dem 17., in Groß-Wilmsdorf „Communion gehabt. In der That — ein sehr feierliches Schauspiel! Mehr denn 300 Unteroffiziere und Gemeine und ich mit dem größten Theile der Herren Offiziere an der Spitze . . . Die Hautboisten begleiteten den Gesang — der Prediger machte seine Sache recht gut . . . , die Kirche war gedrängt voll. Kurz . . . , es war wirklich eine schöne, dem Herzen wohlthunende Feierlichkeit . . .“

Über die allgemeine politische Lage erfuhr von Bonin auch während des Vormarsches „durchaus nichts“, wie er am 20. April vermerkte. „Sehr ist man indessen

Mai
3.

Mai
21.

³⁴⁾ Der Oberst war einquartiert in dem „schönen und großen Schloß“ von Alt Bestendorf. Es gehörte dem preussischen Major von Domhardt, „einem der reichsten Männer der Gegend“. Mit diesem hatte von Bonin vor 40 Jahren in Berlin in Garnison gestanden. Der Major ließ zwar den Oberst, seinen Stab und die 1. Kompanie „nicht hungern“, jedoch bewirtete er seine Einquartierung „seinen Umständen gemäß auch nicht, so gibt es z. B. nicht ein Glas Wein“, vermerkt von Bonin am 12. Mai!

³⁵⁾ Auch ein Adjutant Davouts zog am 13./14. bei dem Oberst Erkundigungen ein, ob die Jäger „Exzeß gemacht“. Der Adjutant hatte eine offene Order bei sich, daß „die etwan hier noch Cantonnierenden augenblicklich abmarschieren sollten“. Ferner erkundigte sich der Adjutant, ob die Lebensmittel und Unterkünfte gut wären. Er nahm zum Marschall als Probe ein Stück des Brotes mit, „weil es wirklich schlecht ist“. Auch sonst machten sich um die Mitte des Monats ein ziemlicher Wirrwarr sowie Unzulänglichkeiten im Nachschub- und Verpflegungswesen bemerkbar: Befehlsmäßig wurde am 16. Mai in Preussisch Holland für das Bataillon auf 15 Tage Reis empfangen. Aber am 17. kam nachts der Befehl, „den gestern erhaltenen Reis sogleich wieder nach Preussisch Holland zurückliefern und dagegen von 4 zu 4 Tagen Reis in Mohrungen zu nehmen, diesen aber nicht auszugeben, sondern wenigstens auf 15 Tage aufzubewahren; die Leute müssen sehen, wie sie sich indessen mit ihren Wirthen durchhelfen“, heißt es im Tagebuch vom 12. ff. Mai 1812!

noch immer der Hoffnung, daß es gar nicht zum Kriege kommt“, setzte er hinzu. Dieselbe Ansicht äußerte er auch am 27. April. Am 4. Mai schrieb er aber aus Alt Bestendorf: „Jetzt sind wir nur noch 15 Meilen von Königsberg, und wahrscheinlich geht unsere Bestimmung dahin und nach Memel. Hier werden wir wohl eine ganze Zeit Halt! machen müssen, wenigstens bis der Krieg erklärt ist.“ Hingegen heißt es in seinem Bericht vom 12. Mai wieder: „Noch sind wir hier und noch scheint es, als würden wir auch nur weiter vorrücken, wenn irgend etwas entschieden ist. Wie es am politischen Horizonte aussieht? wissen wir hier durchaus nicht — tausend Dinge werden erzählt, die keinen Glauben verdienen, nur der fast allgemeine Glaube ist, daß es zu einem Krieg mit Rußland nicht kömmt.“ Noch am 25. Mai schreibt von Bonin aus Taulen (bei Krönau, Kreis Preußisch Holland)³⁶⁾: „An einen Krieg glaubt man hier noch nicht so recht. Doch das sind alles dit-on's, denen kein Glauben beizumessen ist, und nur die Folge und die Zeit kann Wahrheit bringen.“

Von Ende Mai ab mehrten sich aber die „Anzeichen“, daß Napoleon bald gegen Rußland losschlagen würde. Leinensäcke für 8 Pfund Mehl pro Mann mußten angeschafft werden, beim Aufbruch sollte jeder Soldat 4 Pfund erhalten und mitnehmen sowie Brot für 3 Tage, ferner sollte Furance für 4 Tage mitgeführt werden. „Alle Leute, die zu schwach sind, den Krieg mitzumachen, sowie alle überflüssigen Effekten sollen nach Danzig zum kleinen Depot der 3. Division geschickt werden“, wird ausdrücklich im Tagebuch vom 25. Mai vermerkt. — In seinem Bericht vom 6. Juni spricht von Bonin bereits unumwunden von dem „wahrscheinlich nahe bevorstehenden Krieg“. Der Oberst erhielt ja auch an diesem Tage das „Ordre du jour“ aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu Dresden vom 28. Mai „betr. die Aufbewahrung der überzähligen Waffen“!

Am 29. Mai war das Bataillon bei Hagenau zusammengezogen worden. Der Brigadegeneral ließ exerzieren und verschiedene „manoevers“ machen. Er bezeugte dem Oberst „seine völlige Zufriedenheit“.

Juni 3. In 3. Tagesmärschen rückte das Bataillon aus dem Raume von Alt Bestendorf vom 31. Mai ab bis zu dem „Städtchen“ Zinten,³⁷⁾ 5 Meilen von Königsberg entfernt, vor, wo es am 3. Juni Kantonement bezog. — Wie sehr General Gudin auch während der Marschstage sich um das Wohlergehen des Bataillons bekümmerte, ersieht man aus folgender Eintragung im Tagebuch: „Juni 1. . . Eine Viertelmeile jenseits dieser Stadt [Mehlsack] kam der Divisions-General dem Bataillon nachgeritten . . ., als er hörte, daß das Bataillon bereits 2 Meilen gemacht und noch 4 Meilen zu machen habe, wies er demselben andere Cantonnements an, und rückte ungefähr noch eine Meile weiter . . .“

Juni 4. In Zinten traf am 4. Juni wiederum der Unteroffizier Dörbandt mit einem am 17. Mai aus Neustrelitz abgegangenen großen Transport „richtig und glücklich“ ein. Dank der Großzügigkeit des Herzogs und der Fürsorge des Militärkollegiums sowie nicht zuletzt infolge der sehr dringlichen Schreiben von Bonins

³⁶⁾ Hier und in der Umgegend hatte das Bataillon am 22. Mai Kantonement bezogen. Viermal in der Woche mußte der Oberst das Bataillon bei Hagenau zum Exerzieren zusammenkommen lassen, zumal da der Brigadegeneral nur eine halbe Meile von Taulen entfernt sich „ingelegt“ hatte, so daß von Bonin „keinen Augenblick vor seinem Besuch sicher“ war und täglich erwarten mußte, „ihn unvermutet beim Exerzieren ankommen zu sehen“!

³⁷⁾ Der Schönberger Drucker machte in Endlers Broschüre daraus Ziethen!

war nun das Bataillon reichlich versorgt, und zwar vor allem mit Schuhen.³⁸⁾ Es war mehr, als der Oberst erwartet hatte „und fast wünschte, da die Transport-Mittel immer schwieriger werden“. Den übersandten Wechsel über 1000 Reichstaler Courant hatte der Oberst durch seinen Adjudanten von Winterfeld in Königsberg realisieren lassen. Dringend ersuchte er aber das Militärkollegium, „des Rechnungswesens entledigt zu werden, und zwar sobald wie möglich“. Bei seinen anderweitigen, sehr gehäuften Geschäften sei er nicht imstande, jenem länger vorzustehen. „Ich muß nothwendig einen Officier payeur haben, wenn er auch von der heiligen Justitz nicht ein Wort versteht, diese brauchen wir hier nicht sehr“, schreibt der Oberst unter dem 6. Juni aus Zinten. — Bis auf weiteres mußte der Bataillonsadjutant die Zahlmeistergeschäfte mit versehen, was zu allerhand Unzuträglichkeiten führte.

Unter dem 5. Juni hatte von Bonin an seinen Freund, den Kammerrat Mende, u. a. geschrieben: „Gestern ist das Bataillon zum Erstenmale mit dem 7. Regiment zusammengestoßen, und der General hielt Revue über die ganze Brigade — 4500 Mann. Das Bataillon rückte daher zum Erstenmale in die Linie: Der Aufmarsch ging sehr gut; es ward weiter nicht exerziert, sondern nur alle Mundirungs- und Armaturstücke, Feldgerätschaften, Caissons . . . wurden sehr genau inspiziert. Zuletzt kam auch der Divisions-General, ließ das Bataillon besonders noch einigemal die Ladung machen („chargiren“) und vorbeimarschiren! Das Urtheil war wieder: „un Bataillon superbe! dommage qu'il ne contient pas 1000 hommes!“ — In Zinten habe er das Gute, das Bataillon vereinigt zu haben, aber auch das Unangenehme der Kommandantur. In Greifswald wäre diese [1809/10] gut und angenehm gewesen. „Hier aber“, schreibt von Bonin weiterhin an Mende, — „Sie haben keinen Begriff davon, wie ich geschoren werde. Niemand kann ein Stück Brodt ohne meine Anweisung erhalten, und die partiellen Durchzüge sind ununterbrochen. Fast keine Minute hab' ich Ruhe, nicht Tag, noch Nacht — die Schreibereien nehmen kein Ende. Und dabei schlechte Zehrung! Ich liege bei dem Pastor loci, der mir, laut Verordnung, nicht einen Trunck Wasser umsonst giebt — beim Bauer³⁹⁾ in Taulen hatte ich es weit besser. Hier mus ich geradezu für mein Geld zehren und kann obendrein nicht einmal etwas bekommen. Das Deputat: Fleisch und Brodt ist schlecht, so daß ich selten satt werde und durch unregelmäßige Lebens-Art meine wenige Gesundheit noch zusetze. Ich glaube überhaupt, daß ich wahrlich der Sache nicht lange mehr werde vorstehen können. Um so mehr thut es mir leid, daß man den Hauptmann von Norrmann⁴⁰⁾ abrufft — man sollte doch das Corps Offiziere kennen . . . Wie gern hätte ich die Stelle in Neubrandenburg angenommen; ich bin 12 Jahre älter als Norrmann, diene dem Herzogl. Hause 26 Jahre und doch denkt man nicht an mich!“

In seinem offiziellen Bericht an das Militärkollegium vom 6. Juni betont von Bonin, daß Norrmanns Abberufung ihm „in mehrerer Rücksicht äußerst unangenehm“ sein müsse. Er wisse „wahrlich fast gar nicht mehr, wie es werden“ könne,

³⁸⁾ Der Transport umfaßte: 625 Paar Schuhe, 140 Hemden, 320 leinene Hosen, 400 Paar Gamaschen und 400 Jacken. Es wurden davon ausgegeben: 400 Paar Schuhe, „so daß jeder Soldat d r e i Paar Schuhe trägt“, ferner alle Hosen und Hemden, alles andere blieb auf Vorrat. Der Oberst hatte außerdem noch Leder vorrätig. Trotzdem bat er, monatlich in der Heimat 100 Paar anfertigen zu lassen, um bei künftigem Bedarf für jeden Mann 2 Paar zur Verfügung zu haben!

³⁹⁾ Er war ein „sogenannter Köllmer, das ist etwas mehr wie Bauer — ein Eigenthümer“. Unterkunft und Essen war dort sehr einfach, aber der Bauer „that, was er konnte“, hatte der Oberst am 25. Mai vermerkt.

⁴⁰⁾ Er sollte Kommandant von Neubrandenburg werden.

Juni
5.

Juni
6.

wenn er „unfähig werden sollte, seine Pflicht ferner zu erfüllen“. 57 Jahre alt, 41 Jahre Dienste und, „wie bekannt, seit vielen Jahren kränklich“, wäre es ein Wunder, wenn er scheiterte? „Ist's vielmehr nicht ein Wunder, daß ich bis jetzt noch vermögend gewesen bin, meinem Posten noch vorzustehen? . . .“ Solange es seine Kräfte irgendwie erlaubten, würde er seine Pflicht erfüllen, bäte er aber je um seine Abberufung, so hoffe er, daß der Herzog überzeugt sein würde, daß ihm nur „die äußerste Notwendigkeit dazu bewegen könnte“. „Das arme Vaterland!“ schreibt er sodann, „gewis, in der Seele hat es mir weh gethan, was Ein Herzogl. Militär Collegium in seinem letzten Schreiben mir darüber zu sagen geneigt. Ich fühle es ganz, wie besonders drückend die Befriedigung der Bedürfnisse des Bataillons sein müssen, und der schönste Augenblick meines Lebens wird es sein, wo ich melden kann, daß dieser Druck aufhört und das Bataillon rückkehrt. Gott gebe es, daß ich diesen Zeitpunkt noch erlebe! Was ich thun kann, die Last zu mindern, das soll bei Gott geschehen . . . Man wird nie empfänglicher für das allgemeine Elend als in meiner Lage — täglich habe ich es jetzt vor Augen, stündlich höre ich Wehklagen und Jammer, ohne helfen zu können, zum allgemeinen Druck muß ich vielmehr selbst beitragen — den Leuten ihren letzten Ochsen, ihre letzten Scheffel Rocken wegnemen lassen, Pferde requiriren und wegnemen.⁴¹⁾ Kurz, das Elend hier läßt sich nicht beschreiben. Die Last ist zu groß und wird noch größer werden. Gott mag wissen, wie das enden soll“.

In Zinten erhielt der Oberst am 8. Juni um Mitternacht, wie er am 12. Juni aus Schwägerau berichtet, „so unerwartet Befehl zum schleunigen Aufbruche und zugleich noch so viele Anstalten zu diesem Abmarsche zu treffen, daß wahrlich der Kopf mir rund umging“. Aus dem Tagebuch vom 9. ff Juni ersehen wir, daß durch das Bataillon „zum Behuf des bevorstehenden Marsches sogleich 5 vierspännige Wagen requirirt werden mußten . . ., um demselben Lebensmittel nachzuführen, ferner acht Stück Ochsen und 16 Zentner Mehl, so daß jetzt jeder Soldat 8 Pfund Mehl bei sich hat — außerdem ward noch 3 Tage Brodt mitgenommen“. — Die Wagen fuhren nach Königsberg, um zusammen mit den Wagen der ganzen Brigade Lebensmittel zu empfangen. Mit den Wagen wurden auch 4 kranke Füsiliere nach Königsberg ins Hospital geschickt und in einem Depot 4 Kisten mit zur Zeit überflüssigen Montierungsstücken (Schuhe, Jacken, Gamaschen)⁴²⁾ abgestellt. — Von nun an wurde biwackiert. Es gelangten zwar Lebensmittel, Gemüse und Branntwein zur Ausgabe, aber keine Furage. Daher mußte sehr viel Wintersaat abgemäht werden (!)^{42a)} — die Ochsen wurden gehütet.

Über die Ereignisse seit dem Abmarsch aus Zinten, insbesondere aber über einen ärgerlichen Zusammenstoß mit dem Brigadegeneral Leclerc, berichtete Oberst von Bonin am 12. Juni aus Schwägerau folgendes: „Seit dem 9. marschieren wir nun mit dem 7. Regiment. Gestern hatten wir bei sehr heißem Wetter einen Marsch von beinah 6 Meilen; die Franzosen marschiren, wie bekannt, sehr schnell;

⁴¹⁾ Auch die Schweriner mußten derartige Gewalttaten durchführen! Behm, S. 34. Wie schwierig sich schon jetzt die ganze Ernährungslage der Großen Armee gestaltete, zeigt auch die Eintragung vom 8. Juni im Tagebuch: „Nachmittags auf Befehl des Divisions-Generals eine strenge Nachsuchung in der Stadt gehalten und alles vorräthige Getraide aufgeschrieben worden“.

⁴²⁾ Sie konnten später nicht mehr nachgeführt werden und fehlten dem Bataillon bereits am 6. August, wie von Bonin aus Widsy berichtete.

^{42a)} Der Futtermangel, das Verfüttern von abgemähtem grünen Korn und die Hitze verursachten hernach bei der Großen Armee katastrophale Pferdeverluste. „An 10 000 Pferde sollen allein schon auf dem Marsche nach Wilna zugrunde gegangen sein“. Behm, S. 42/43.

unsere Leute blieben sehr zurück, und mehrere kamen erst Abends 8 Uhr in's Bivouacque [jenseits der Stadt Wehlau]. Der Divisions-General, der in Wehlau lag, hatte es bemerkt, und ich erhielt heute deshalb Verweise vom Brigade-General ^{42b)}, worauf ich aber erwiderte:

qu'avec la meilleure volonté du monde il ne m'étais pas possible de donner des forces physiques a mes gens; que la course de hier avait été un peu forte, la chaleur grande, et que d'ailleurs mes gens n'étaient point encore accoutumés à marcher.

Er meinte: „Comment? Vos gens sont plus grands, plus forts, que les notres', dachte aber nicht daran, das große, starke Leute schlechter marschieren als kleine.

Auf seine weiteren Verweise, „que mes gens semblaient pourtant être bien accoutumés a prendre des oies et des poules', hätte ich gerne erwidert, daß sie in diesem Stück vielleicht nur zu gelehrig wären, und zu leicht gutem Beispiel folgten; allein ich schwieg vernünftigerweise still. In einem Hause, wo ich gestern lag, hatten die Franzosen, ehe ich hinkam, allein 7 Schweine weggenommen; überhaupt geht es zu wie in Feindes Land — das arme Preußen! Freilich ist es auch hart, wenn der Soldat 6 Meilen marschirt hat, um 4 Uhr Nachmittags ins Bivouacque kömmt und erst Abends spät Lebensmittel erhält. Exzessen sind bei diesen Umständen durchaus nicht ganz vorzubeugen“.

Wie empfindlich und sensibel Oberst von Bonin war, geht aus folgenden Zeilen seines Berichts hervor: „Übrigens, Unannehmlichkeiten auch von oben her zu haben, das halte ich um so weniger aus, da ich sie wahrlich nicht verdiene. Kömmt der Fall öfter, so spanne ich aus — meine physischen Kräfte sind überdem fast dahin. Zwei Nächte hab' ich nun schon in meinem Wagen zugebracht, und diese Nacht wird es auch nicht besser werden. Ich liege hier im Kr u g e, der immer von Franzosen wimmelt, die nichts als Unordnung machen, wo ich alle Augenblicke steuern mus. Höchstens 8 Uhr Abends erhalte ich etwas zu essen für mein schweres Geld, wenn ich nicht ewig und ewig nichts als Rindfleisch essen will. Alle Lebensmittel sind ungeheuer theuer — besonders Wein, Coffee, Zucker u. dergl. Dinge, die ich nicht mehr ganz entbehren kann, wenn ich einigermaßen auf den Beinen bleiben will. Mein Rotschimmel ist caput — die Mundirungsstücke reißen bei dieser nomadischen Lebensart ungeheuer; kurz, meine ganze Lage ist bei Gott! nicht reizend, ohne daß ich einem andern Lohn entgegen zu sehen hätte, als dem, meine Pflicht gegen meinen gnädigsten geehrten Herrn erfüllt zu haben.“

„Nach einem Marsch von 3 Meilen bivouacquiret das Bataillon bei dem Dorfe Schwägerau, hart am Pregel, wenigstens 100 Meilen von Neustrelitz. Morgen rückt die ganze 3. Division bei Insterburg ins Lager“, heißt es unter dem 12. Juni als letzte Eintragung im „Tagebuch“. — Bereits am 15. mußte die Division „sehr schnell wieder aufbrechen“ und ein Lager der Armee bei Gumbinnen beziehen, „um Revue vor dem Kaiser zu haben, der“, wie von Bonin am 17. Juni schrieb, „stündlich ankommen soll“. — Hier, im Lager zu Gumbinnen, setzte bereits die Detachierung von Teilen des Bataillons auf längere oder kürzere Zeit ein, indem zunächst 1 Offizier und 65 Mann für Fuhrdienste abkommandiert wurden. „Wenn mehrere

Juni
12.
Juni
15.
Juni
17.

^{42b)} Der einzige Fall, daß von Bonin persönlich einen Zusammenstoß mit einem französischen Offizier hatte. Sonst kam er immer mit im Range höheren und niederen Offizieren sehr gut aus. So schreibt er am 18. 3. 1812 an den Herzog aus Stettin, er habe zu Mentin (bei Loeknitz) am 17. mit zwei französischen „Capitains“ vom 13. Linienregiment in einem Zimmer geschlafen, „deren Betragen äußerst zuvorkommend und gefällig war“.

solche Detachements erfolgen, so bleibt nicht viel“, bemerkte von Bonin ahnungsvoll! So kam es denn auch. Noch vor dem 19. Juni mußte der größte Teil der 1. Kompanie nach Stallupönen detachiert und ein Kommando von über 20 Mann für Viehtransporte gestellt werden.⁴³⁾ — Die fortgesetzten Detachierungen führten dazu, daß das Bataillon zersplittert wurde und der Einsatz seiner Offiziere und Mannschaften an verschiedenen Teilen der Front erfolgte!

Juni
18.

„Am 18. Abends, $1\frac{1}{2}$ Uhr“, schreibt von Bonin,⁴³⁾ „hielt der Kaiser Revue über die 3te Division, und ich sah — wirklich von heiligem Schauer ergriffen — diesen großen Mann zum Ersten Male. Unser Bataillon stand sehr klein da, indem 160 und mehrere Leute bereits detachiert waren. Der Kaiser ritt ganz langsam, in der Jäger-Uniform, von einer ungeheuren Suite begleitet, die Fronte herunter; General Gudin neben ihm. Als er bei mir vorbeikam, fragte er diesen: ‚Strelitz? combien de monde?‘ In diesem Augenblick sah er mich an und schlug das feurige Auge langsam nieder — die einzige Art, mit der er zu grüßen pflegt. Das vive l'Empereur! ertönte himmelan. Von uns ritt er noch zur 2ten Division, und um 9 Uhr fuhr er durch unser Lager nach Gumbinnen zurück.“

„ . . . roth, gelb und schwarz Band“

Mit dem Artikel 22 des Grundgesetzes: „Die Bundesflagge ist Schwarz-Rot-Gold“ hat die Bundesrepublik im Mai 1949 eine demokratische Tradition fortgesetzt, die bis in die Freiheitskriege zurückreicht, deren Wurzeln jedoch dem hohen Mittelalter entstammen. Die drei Farben, die man „die alten deutschen“ nannte, waren schon — nach Symbolen getrennt — in der Staufenzzeit vorhanden: dem Kaiser wurde neben der Standarte, einem schwarzen Adler auf goldenem Grund, auch die rote Lehens- oder Blutsfahne vorangetragen. Diese Fahnen standen als Sinnbilder für Macht und Recht, und ihre Farbelemente waren Schwarz und Rot und Gold. Erstmals treten diese Farben gemeinsam um 1300 im Wappen von Kaiser Heinrich VI. auf, wie es die Manessische Liederhandschrift übermittelt hat: ein schwarzer Adler mit roten Krallen steht auf goldenem Schild. Parallel dazu läuft die fast gleiche Darstellung des Wappens von Friedrich II. aus der Züricher Wappenrolle und eine habsburgische Ritterfahne aus dem frühen 14. Jahrhundert, deren rotbewehrter schwarzer Adler auf heute noch erkennbarem gelben Tuche steht. Gelb und Gold sind in der Heraldik gleich. In die Reihe dieser Dokumentationen gehört auch ein vor wenigen Jahren freigelegtes Stifterbild von Heinrich II. in Zeil (Main), dessen schwarzer Wappenadler gleichfalls mit roter Wehr auf verblichenem Goldgrund ruht. Auch der Adler im Zeremonien-schwert der heute in Wien ausgestellten Reichsinsignien ist in den Farben Schwarz und Rot und Gold gehalten.

Eine weitere Spur geht vom Hauswappen der Stauffer aus. Drei übereinanderliegenden schwarzen Löwen auf goldenem Grund wurden, so will es die Legende, nach Konradins Enthauptung im Jahre 1268 die rechten Vorderpranken rot ge-

⁴³⁾ Bericht von Bonins: „Im Lager bei Swentzianowi“ (Nowo Swencjany) „in Russisch Litthauen, den 7. Juli 1812“.



In der Züricher Wappenrolle (13./14. Jahrhundert) trägt das Wappen Friedrichs II. die Farben Schwarz-Rot-Gold: ein schwarzer Adler mit roter Wehr steht auf goldenem Wappen

färbt; ein Wappen dieser Art mit den Farben Schwarz und Rot und Gold ist noch heute auf dem Lindauer Tor im allgäuischen Wangen zu sehen.

Auf die alte Farbenverbindung weist auch ein Kommentar zum „Sachsen-spiegel“, dem ältesten mittelalterlichen Rechtsbuch, hin. Dort heißt es im Jahre 1221: „Tume anderen het dat Ryke eyn Bannyr, darynne steyt eyn Arn, an deme steyt eyn Crucze vor die brust . . . Tum drudden het he eyn Vanen, die is vor roth unde hindene ghel . . .“ Diesem Hinweis gibt der etwa 100 Jahre später entstandene „Codex Balduini“ farbiges Zeugnis. Hier begegnen wir in der Darstellung des Italienzuges von Heinrich VII. mehrfach dem vorerwähnten Kaiserwappen mit dem schwarzen „Arn“, ebenso wieder der roten Blutfahne, aber auch einem langen Wimpel über dem kaiserlichen Reiterzug, der „vorne rot und hinten gelb“ ist.

In der schon erwähnten Manessischen Handschrift finden sich mehrfache Siegeldarstellungen, deren schwarzer Adler auf gelbem Grunde rot umrandet ist. Der Ritter von Homberg hält eine Fahne, die wiederum die alten Farben zeigt: ein goldener Wimpel mit drei schwarzen Adlern hängt am roten Schaft. Diese Fahne führt konsequent zu der am 3. März 1336 von Kaiser Ludwig dem Bayern dem Grafen Ulrich von Württemberg verliehenen Reichssturm-fahne; auch sie trug am roten Schaft das goldene Tuch mit dem schwarzen kaiserlichen Adler. Im Lud-

wigsburger Schloß und in der Tübinger Stiftskirche hat sich die Reichssturmfahne in zeitgenössischen Darstellungen bis auf den heutigen Tag erhalten, und ein Wappenfeld selbst noch im späteren württembergischen Königswappen hat ihr dauernde Erinnerung verbürgt.

Die letzten schwarzrotgoldenen Spuren, ehe das Kaiserreich unterging, sind vom ehemaligen kaiserlichen Reichswassergericht in der Wetterau überliefert, so in einer Chronik von Vilbel 1684: „... den Justiznagel vor sich hertragen lassend, der mit Rosmarin und kaiserlichem Libereiband rot, gelb und schwarz gezieret, desgleichen die Herren Wasserrichter an ihrem rechten Arm auch waren ...“ Und noch im Jahre 1799 wird in einer alten Schrift festgehalten: „Das Gerichtspersonale ist mit roten, gelben und schwarzen Schärpen gezieret, ebenso der Justiznagel ...“

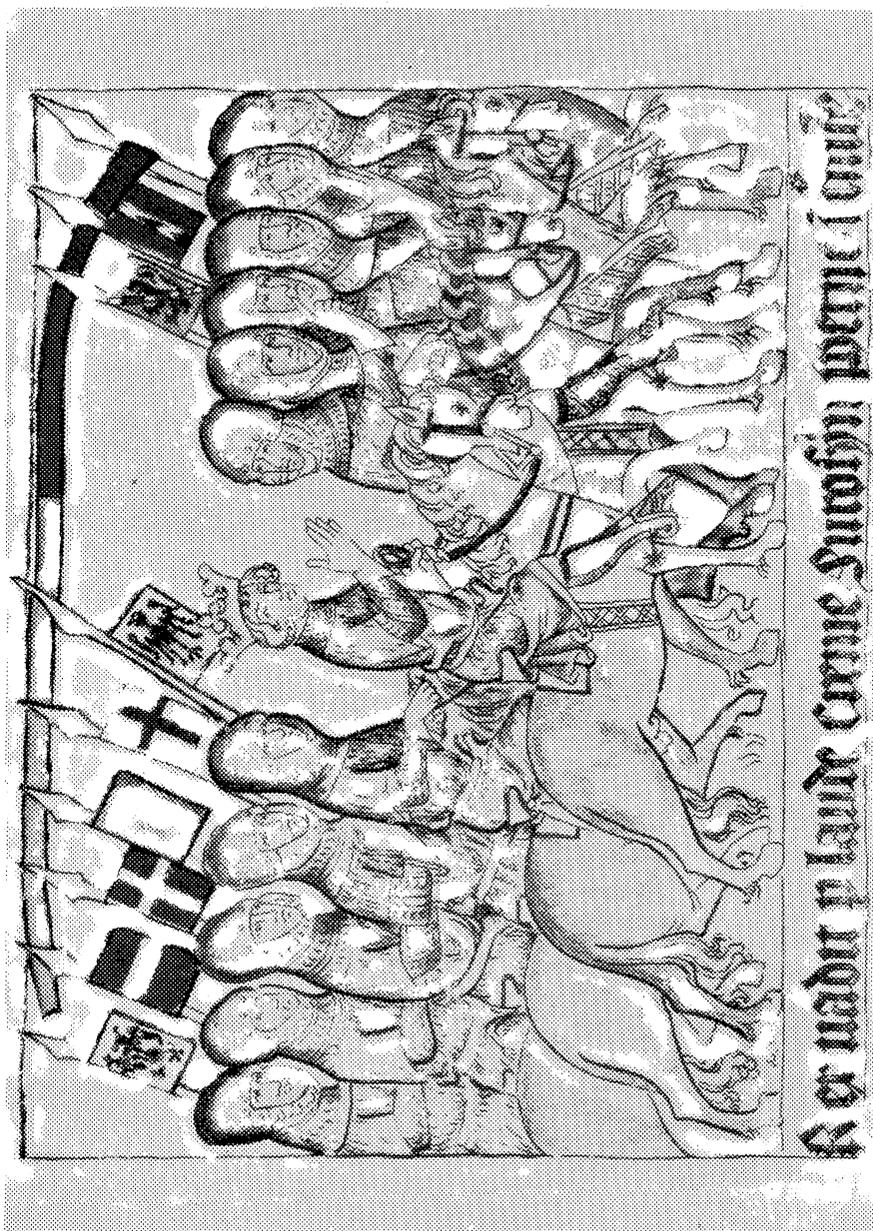
Im 19. Jahrhundert erneuern sich die Farben zum politischen Symbol für Freiheit und Einheit. In den Befreiungskriegen tauchen sie in der Uniform des Lützowischen Freikorps auf und erhielten von Friedrich L. Jahn ihren sinnbildhaften Gehalt: „Schwarz wie die Nacht der Knechtschaft, Rot wie das vergossene Blut, Golden wie die Freiheitssonne“. Studenten, die unter Lützow gekämpft hatten, übernahmen bei der Gründung der ersten deutschen Burschenschaft 1815 in Jena diese Farben: Rot-Schwarz-Rot war ihr Banner, umrandet von goldenen Fransen, inmitten einen goldenen Eichenzweig tragend. Freiheit, Einheit und das Recht auf Selbstbestimmung war das Ziel der Burschenschaft, die von den wiedererstandenen 38 deutschen Kleinstaaten als ein Element der Revolution angesehen wurde. 1818 zeigt die Burschenschaft die erste gleichmäßige schwarzrotgoldene Fahne der deutschen Geschichte. Allerdings nicht für lange: Nach dem Mord an Kotzebue verboten die „Karlsbader Beschlüsse“ radikal alles, was nur im entferntesten mit Schwarz-Rot-Gold sympathisierte. Die liberale Bewegung war jedoch auf die Dauer nicht mehr zu unterdrücken. Beim Hambacher Fest am 27. Mai 1832 sammelten sich 30 000 Menschen unter den schwarzrotgoldenen Farben, unüberhörbar nach politischer Einheit und nationaler Freiheit rufend.

1848 schien die Zeit dafür reif zu sein. Die Märzunruhen von Berlin und Wien schlugen den zündenden Funken. Kaiser Ferdinand in Wien und König Friedrich Wilhelm IV. in Berlin bekannten sich zum „ehrwürdigen Banner des Deutschen Reiches“. In der Frankfurter Paulskirche hielt am 18. Mai 1848 das erste deutsche, vom Volk frei gewählte Parlament seinen Einzug, um eine Verfassung auszuarbeiten. Ganz Frankfurt war in ein Meer von schwarzrotgoldenen Fahnen getaucht. Die Erfüllung der deutschen Einheit schien greifbar nah gerückt, scheiterte aber schließlich an den Eifersüchteleien zwischen Preußen und Österreich.

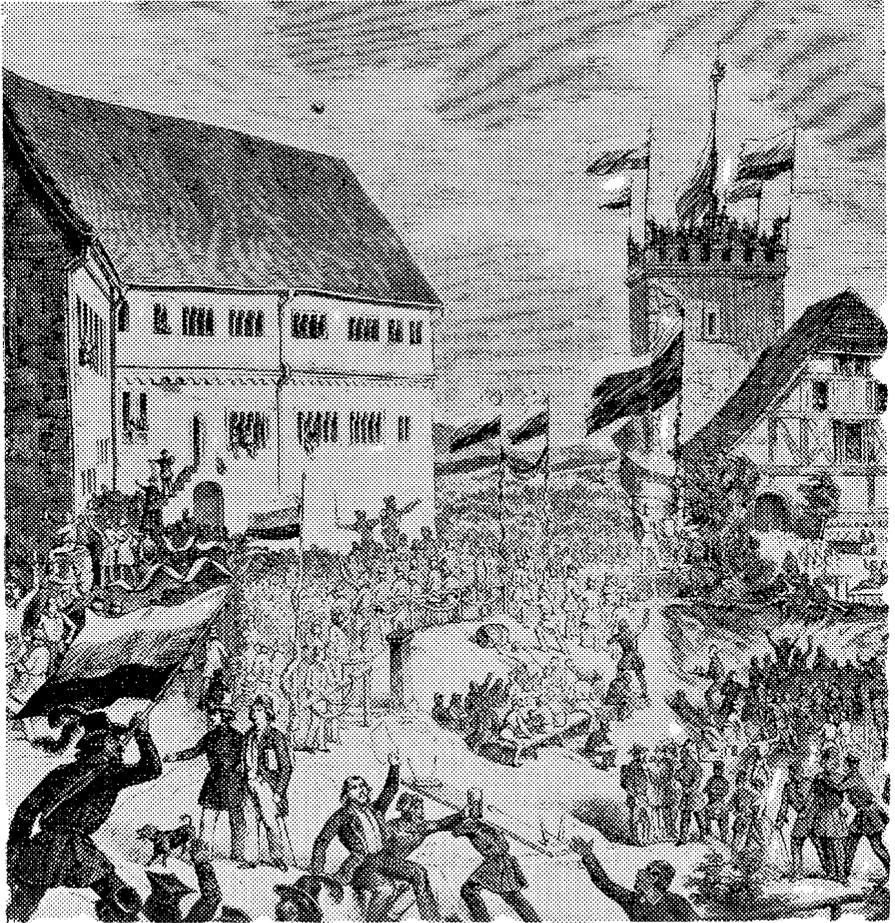
Es mußte erst noch das zweite deutsche Kaiserreich Bismarckscher Prägung in den Schlachten des ersten Weltkrieges untergehen, ehe die der Monarchie folgende Anarchie durch das staatliche Ordnungsprinzip der Weimarer Regierung im Zeichen von Schwarz-Rot-Gold abgelöst wurde.

H a n s A r m i n S c h r e y

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion; Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.
Goethe, Zähme Xenien



Im Codex Balduini Trevirensis, der den Italienzug Heinrichs VII. im Jahre 1312 festgehalten hat, sind die Farben Schwarz, Rot, Gold getrennt vertreten. Schwarz ist die Adlerstandarte, Rot und Gold der über dem Reiterzug flatternde Wimpel.



*Das Wartburgfest der deutschen Studenten am 12. Juni 1848
unter schwarzrotgoldenen Flaggen*

Ein nächtlicher Pirschgang auf Schmetterlinge

(Erinnerung an Beobachtungen im Mündungsgebiet der Oder)

Von Ernst Urbahn, Zehdenick/Havel

Schmetterlinge! — Löst dies Wort nicht bei allen Menschen eine Erinnerung aus an Sonne und Sommertage, an grüne Wälder und blumige Wiesen, wo bunte Falter von Blüte zu Blüte gaukeln und von ihrem Nektar naschen? — Gehören Schmetterlinge nicht zu den Licht- und Sonnentieren, wie Libellen, Bienen, Fliegen und zirpende Grillen? — Wir denken an den stolzen Schwalbenschwanz, an Weißlinge und Zitronenvögel, an Fuchs, Admiral, Trauermantel und Pfauenauge, an Schillerfalter, Perlmuttervögel, an Bläulinge und rotglänzende Dukatenfalter. Sie alle sind für uns die Kinder des Lichts, der Wärme und der Sonne, die echten Schmetterlinge, die Tagfalter.

Aber da entsinnen wir uns, daß wir einmal an einem warmen Sommerabend im Garten vor einem duftenden Phloxbeet standen, dessen bunte Farben eben im Dämmern zu verblassen begannen, und wie plötzlich vor einer Blüte ein kräftiger Nachtschmetterling, ein Schwärmer, mit wirbelnden Flügelschlägen in der Luft stand und seinen langen Rüssel tief in den geöffneten Blütenkelch senkte. Gleich darauf stand der Falter vor einer anderen Blüte. Eine kleine Bewegung von uns — und schon war er verschwunden, davongehuscht, so blitzschnell, daß ihm das Auge nicht zu folgen vermochte. Ein Weinvogel? Ein Wolfsmilchschwärmer? Oder gar ein Gast aus dem Süden Europas? Ein herrlicher Oleanderschwärmer? — Wie ein Schatten ist er aufgetaucht und wieder verschwunden im Dunkel des Gebüschs. Ist nicht auch er ein echter Schmetterling?

Und nun gar erst alle die vielen, vielen kleinen und großen Nachtfalter, die aus tiefer Dunkelheit zu uns ins Zimmer an das Licht unserer Lampe kommen und die der Volksmund verächtlich als „Motten“ bezeichnet, die Eulen und Spanner und die wild-schwirrenden Spinner, die winzigen Zünsler und die wirklichen Motten, vor denen wir unsere Wollsaachen hüten müssen! Sie alle sind Schmetterlinge mit einem Schuppenkleid auf den Flügeln, das bald in allen Farben schillert, bald eintönig und unscheinbar grau gefärbt ist. Mit Sonne und Blütenpracht haben sie nichts zu tun, und doch steckt auch in ihnen die Sehnsucht nach dem Licht, nach Wärme und süßen Pflanzensäften. Riesengroß ist ihre Artenzahl. Was bedeuten dagegen die wenigen Tagfalter, die noch nicht den zehnten Teil der Nachtvögel ausmachen! Aber wer kennt sie? Wer kann sie beobachten, wenn sie durch das nächtliche Dunkel schießen? Nur die wenigsten von ihnen haben vom Volk einen Namen erhalten, sie sind eben „Motten“ und etwas unheimlich, wie die harmlosen Fledermäuse.

Wer sich aber näher mit ihnen beschäftigt, der sieht erst, wie wunderbare Farben und Muster oft ihre Flügel tragen. Man muß sie nur draußen in freier Natur zu belauschen wissen, muß ihre Lebensweise kennen oder erforschen, muß unterscheiden können zwischen den wenigen schlimmen Schädlingen, die unsere Kulturpflanzen vernichten, und den vielen anderen Arten, die nirgends Schaden anrichten, die nur eine Bereicherung der Natur darstellen, die zur Lebensgemeinschaft unserer Felder und Wälder gehören und dort durch ihr Dasein ihre bescheidene Aufgabe im großen All erfüllen. Erst wenn man sie kennt, ahnt man, welch eine Fülle von lebenden Geschöpfen die Natur auch bei uns noch birgt. Wollen wir sie einmal gemeinsam beobachten? —

Ein heißer Junitag geht seinem Ende entgegen. Den ganzen Nachmittag über haben die Bauern das frisch getrocknete, duftende Heu eingefahren und sich beeilt, so sehr sie konnten, denn das Barometer fällt und im Rundfunk ist vom Wetterdienst Gewitterneigung angekündigt. Unerträglich war bei der Hitze die Bremsen- und Fliegenplage, aber nun senkt sich langsam der Abend. Ein leiser Luftzug aus Süden ist aufgekommen; noch zeigt sich keine Wolkenwand am Himmel. Das ist gerade das richtige Wetter für unseren Pirschgang auf Nachtfalter.

An der Südkante eines Bruch- und Moorwaldes führt ein Weg entlang, Birken und Erlen, Eschen, Weiden und Espen begrenzen ihn, dazwischen vereinzelt im Bestand ein paar Buchen und Eichen und an trockenen Stellen auch Kiefern und Fichten. Hier und da ein Faulbaum oder ein Kreuzdorn, darunter aber ein Gewirr von Brombeeren, wildem Hopfen, windendem Gaisblatt, Himbeeren, Farnen, Seggen und Gräsern und einer Unzahl von Kräutern. Hier gibt es Futterpflanzen für alle möglichen Raupenarten, hier werden wir unser Wild anködern. Vorsorglich haben wir in weithalsiger Flasche einen kostbaren Labe-trunk für Nachtfalter mitgebracht, gebraut aus süßem Bier, zähem Sirup, gären-dem Obstsaft und Fruchtresten. Diesen Köder werden wir jetzt mit einem Pinsel an die Randbäume des Waldes streichen. Jeder bequem erreichbare Baum in Abständen von einigen Metern bekommt in Brusthöhe einen handtellergroßen Klecks des stark duftenden Breies. So geht es an der Waldkante entlang bis zu einer quer verlaufenden Schneise, hinein in das Bruch und im großen Bogen wieder zurück zum Ausgangspunkt, bis die Köderflasche leer ist und viele Dutzend Bäume gestrichen sind. Keine leichte Arbeit ist das, denn jetzt ist die Mückenbrut erwacht und in ganzen Scharen überfallen uns die Quälgeister, finden Zugang zu den empfindlichsten Stellen an Ohr und Nacken, an Gesicht und Händen, wenn wir uns auch noch so sehr verummt haben, und lassen sich weder durch Rauchen — das ja auch verboten ist im Wald — noch andere Abschreckungsmittel fernhalten. Höchstens das gute, teure Nelkenöl hilft für einige Zeit.

Der Anstrich ist vollendet. Aufatmend verstauen wir unser Ködergerät und machen es uns auf einem alten Brückengeländer bequem. Gut Ding will Weile haben. Noch ist es zu früh. Die Dunkelheit kommt nur langsam in dieser Zeit der kurzen Nächte, wo selbst um Mitternacht noch ein fahler Schein am Nordhimmel den Stand der Sonne andeutet. Noch erkennt man alle Einzelheiten.

Bei unserer Rückkehr ist eine Bache, die wohl auf den Acker hinausstrebte, unwillig und keineswegs übereilt ins Dickicht zurückgetrollt. Ein Weilchen hört man noch das Brechen der morschen Äste, dann wird es still. Die Tierwelt des Tages ist zur Ruhe gegangen. Auch im fernen Dorf haben die Menschen den wohlverdienten Schlaf gefunden, nur ab und zu kläfft noch ein Köter und von weither, wo der Strom die Niederung durchzieht, tönt das wühlende Schraubengeräusch eines ausfahrenden Frachters. Herrlich ist diese Waldeseinsamkeit in der sinkenden Nacht, wenn nur die Mücken nicht wären! — Über uns zickzacken die Fledermäuse und aus dem Innern des Bestandes erklingt jetzt das monotone Surren des Ziegenmelkers, der da sein Lied spinnt. Vor einem Monat klang es ganz ähnlich vom Grabenrande her, wo eine Maulwurfsgrille ihren versteckten Gang hatte. Jetzt ist es die Nachtschwalbe. Bald wird sie mit klatschenden Flügelschlägen über uns sein, denn sie ist neugierig und zusammen mit den Fledermäusen unser schärfster Konkurrent beim Fang auf Nachtfalter. — Krrrrex kommt aus dem nassen Wiesengelände der Ruf des Wachtelkönigs, des Wiesenknarrers, den man die ganze Nacht hört, den man aber fast nie zu sehen bekommt.

Immer dunkler ist es geworden. Die Zeit der Ulenflucht ist da. Über uns brummt von der alten Weide ein großer Nachtfalter ab, der da unbemerkt und gut getarnt gesessen hat, ein Weidenbohrer. Es ist Zeit, den Köder abzuleuchten. Eine Karbidlampe flammt auf, längst ist das Fangnetz bereit. In den Taschen werden noch einmal all die vielen kleinen und großen Gläschen und Schachteln geordnet, die zum Fang leicht erreichbar sein müssen, darunter auch die mit eingegipstem Zyankalium versehenen Giftgläser, deren Blausäuredampf die Beute töten oder doch betäuben soll. Jetzt kann es losgehen! — Immer wieder ist das ein Augenblick voller Spannung. Wochenlang vorher schon hat man diesen Fangabend geplant und vorbereitet, hat in Tageswanderungen das Gelände sondiert, hat sich klargemacht, was alles um die Jahreszeit in einer solchen Gegend an Faltern zu erwarten ist, hat das Schrifttum noch einmal durchstudiert, das Fanggerät und alles andere geprüft und in Ordnung gebracht und sich immer wieder voller Sorge gefragt: wird auch das Wetter günstig sein für unsere Zwecke? Wird nicht in letzter Minute irgendein Hindernis, ein Anruf, ein Besuch, eine Sitzung, störend alles vereiteln? — Nein, diesmal nicht, diesmal ist es gut gegangen. Und die Nacht ist prächtig. Vielleicht glückt es uns heute, jene seltene kleine rötlichbraune Eule¹⁾ am Köder zu beobachten, deren Vorkommen wir schon längst in dieser Gegend vermuten, die aber noch nie hier festgestellt werden konnte, obgleich sie in Süddeutschland in ähnlichen Lebensräumen gefunden wurde. Gerade jetzt ist ihre Flugzeit. Wird das ersehnte Tier sich zeigen? — Da sind wir am ersten Köderbaum! Vorsichtig tastet sich der Lichtschein unserer Lampe an die Anstrichstelle — und schon wissen wir, daß es ein großer Fangabend werden wird: zwanzig, dreißig, nein, noch weit mehr Nachtfalter drängen sich um die Futterquelle, kleine und große, bunte und graue, ein Gewimmel von Eulen, Spannern und Kleinfaltern. Manche sind schon ganz dem süßen Trunk hingegeben, andere, wohl temperamentvoller oder eben erst angefliegen sitzen mit erhobenen Flügeln absprungbereit am Stamm, irren umher, stören die anderen und — plötzlich ist der ganze Spuk zerstoßen, der Köderfleck leer. Wie kam das? — Unser junger Freund, der zum ersten Male einen solchen Abend erlebt, hat voller Begeisterung, wenn auch leise, ein Wort gesprochen: „Da“ hat er gesagt, überwältigt von dieser Masse von Tieren, die er am Tage auch bei eifrigstem Suchen kaum in einem einzigen Stück finden konnte. Der Atemhauch traf die Falter. Hörten sie es? Witterten sie oder fühlten sie die Nähe der Menschen? — Der schwache Lichtschein hat sie nicht sonderlich gestört, aber dies eine Wort hat sie vertrieben. Sie sind an diesem warmen Abend aufgeregter als sonst, der Luftzug steht zu ihnen hin, und noch sind sie erst kurze Zeit am Köder. — Lautlos geht es weiter. Und Baum für Baum bietet dasselbe Bild, dieselbe überwältigende Menge von Tieren! In der Hauptsache sind es natürlich einige der häufigsten Arten. Sie stellen das Gros der Köderbesucher, aber in geringerer Zahl ist auch manche seltenere Art darunter. Und nun heißt es, gut aufpassen, schnell beobachten und mit einem Blick erfassen, was am Köderfleck alles sitzt. Wir wollen und können die Tierchen ja beileibe nicht alle fangen! Feststellen wollen wir, was es hier alles gibt und in welcher Häufigkeit und Formenfülle. Das eine oder andere Stück, das uns auffällt oder interessiert, wird behutsam mit dem Glase abgenommen, vielleicht ein Weibchen, das wir lebend zur Eiablage mitnehmen, um die Lebensweise der Raupen kennenzulernen; vielleicht ein abweichend gefärbtes oder gezeichnetes Exemplar —

1) Es handelt sich um *Paradiarsia punicea* Hbn., eine auf Moorböden lebende Art, die bis 1934 in Norddeutschland nur aus Friedland in Mecklenburg und aus Ostpreußen bekannt war.

wir kennen sie ja alle auf den ersten Blick. Aber halt, was sitzt da für ein kleines rötlichbraunes Eulchen? Das sieht anders aus, das sahen wir noch nie! Sollte es — ? Weg ist es! Rückwärts abgesprungen und verschwunden, noch bevor das Glas darüber gestülpt oder das Netz daruntergehalten werden konnte. Alles Nachsuchen am Boden ist vergeblich. Längst hat sich das Tierchen verkrochen im dichten Bodenwuchs oder ist davongeflogen. War es die gesuchte Art? — Weiter geht es. Hin und wieder ein Baum, an dem kein Falter sitzt. Ein paar Eulen tanzen aufgeregt am Stamm auf und ab, kommen aber nicht zur Ruhe, denn hier ist der Köderfleck dicht bedeckt von Ameisen, die ebenfalls den Weg zur gastlichen Stätte gefunden haben. Auch Ohrwürmer können in solchen Massen auftreten, dazwischen Käfer, besonders die großen Laufkäfer, verspätete Fliegen und Wespen oder Hornissen, Mücken, Schaben, Tausendfüßler, einzelne Nachtschnecken und wohl gar eine Raupe, die am Köder nascht. Alles ist vertreten, wenn auch nicht in solchen Massen, wie die Nachtfalter und gelegentlich die Ameisen und Ohrwürmer.

Ganz vereinzelt kommt auch ein Köderfleck in den Lichtschein, der völlig leer von Tieren ist. Warum? — Man sieht den Grund nicht ein, aber es gibt eben Bäume, die gut besucht sind und einzelne, die auch beim günstigsten Wetter mehr oder weniger versagen. Wo man oft ködert, kennt man schon die guten und die schlechten.

Endlich ist der Rundgang vollendet. Eine kurze Pause wird zum Nachfüllen von Karbid und zum Versorgen und Unterbringen der mitgenommenen Tiere benutzt. Dann geht es von neuem los, denn inzwischen können andere Arten angefliegen sein. Viele halten ganz bestimmte Zeiten inne, die einen kommen früher, die andern später, manche bleiben die ganze Nacht am Köder, andere verschwinden bald wieder. So ist denn auch jetzt das Bild verändert. — Vorsichtig! — Jetzt nähern wir uns wieder der Stelle, wo vorhin die kleine rötliche Eule absprang. Richtig, da ist sie wieder, am selben Baum. Blitzschnell ist das Netz unten an den Stamm gebracht, das Glas übergestülpt — nein, zu spät, wieder ließ sie sich fallen, aber diesmal fing sie das Netz auf. Schnell ist sie mit dem Glas herausgefischt. Wird es die gesuchte Seltenheit sein. — Einen Augenblick müssen wir warten, bis das Tierchen betäubt ist, dann kommt der große Moment! Im Lichtschein liegt der Falter auf der Hand. Wie oft haben wir diese Art in der Sammlung oder im Bilde genau betrachtet und uns jede Einzelheit ihrer Färbung und Zeichnung einzuprägen versucht, um sie im geeigneten Augenblick sicher von anderen, ähnlichen Arten unterscheiden zu können. Jetzt heißt es zeigen, was wir gelernt haben. Zu leicht trägt der Schein und wird der Wunsch zum Vater des Gedankens. Aber diesmal sind wir unserer Sache sicher, sie ist's! Es ist die so lange vermißte, immer wieder vergeblich gesuchte Art, die nach der ganzen Örtlichkeit hier zu erwarten war, deren Vorkommen in unseren Gegenden aber nun erst sicher nachgewiesen ist. Nur ein kleines Eulchen ist es, unscheinbar, und doch kann die Freude über ein erlegtes Großwild bei einem Afrikajäger nicht größer sein. Und schon zwei Bäume weiter sitzt wieder ein Stück am Köder. Dann ist aber Schluß. Seltene Arten sind eben auch an so günstigen Abenden nur spärlich zu finden.

Noch ein dritter Rundgang wird durchgeführt. Jetzt sind die Reihen der Falter schon stark gelichtet. Nur einige Unentwegte zechen noch und sind schon so voll des süßen Saftes, daß sie nicht mehr fliegen können. Sie lassen sich kaum noch stören, torkeln umher, springen schließlich ab und fallen ins Gras, wo vielleicht schon eine Kröte auf den fetten Bissen wartet. Das Spiel ist aus. —

Wie spät ist es eigentlich? – Wir haben keine Ahnung. Im Fluge ist die Nacht vergangen. Schon wird es heller im Nordosten und die Rohrspatzen regen sich. Die Laternen sind ausgebrannt. Der Wind ist eingeschlafen, eine dicke Wolkenwand schiebt sich am Horizont drohend höher und höher. Zuweilen wetterleuchtet es in ihr und ganz in der Ferne hört man es grummeln. Jetzt heißt es eilen, damit wir zum Schluß nicht doch noch das drohende Gewitter aufladen. Ein Glück, daß wir nicht allzu weit eine Scheune wissen, mit deren Besitzer wir bekannt sind und wo wir den Rest der Nacht verbringen können. Immerhin brauchen wir noch eine kleine Stunde bis dorthin! So geht es denn im Geschwindmarsch heimwärts. Noch spüren wir keine Müdigkeit, noch sind wir zu erfüllt von den Erlebnissen der Nacht. Noch heißt es, all die Hunderte und Tausende von Faltern in ihren fünfzig, ja sechzig und mehr Arten im Geist festzuhalten, damit wir zu Hause sie alle genau und wahrheitsgetreu buchen können als Grundlage für eine exakte Erfassung alles dessen, was an Schmetterlingsarten in unserer Heimat vorkommt.

Eine Stunde später aber liegen wir todmüde im Heu und hören gerade noch, wie der Sturm losbricht und der Regen zu rauschen beginnt. Wir aber träumen von Eulen, so groß wie Fledermäuse, und von einer kleinen rötlichen Art, die wir nie ins Netz bekommen können.

Aphorismen

von Ilse Siemers

Blumen sind die letzten Grüße aus dem Paradies.

Wer dies Leben allzu wichtig nimmt, wird nie zu innerem Frieden und zur Ruhe kommen. Sieh es als Übergangsstadium deines Fluges im Weltenraum an.

Willst du mit dir und deinem Ich nicht brechen, kann sich das Bessere dir niemals nahen.

Wir sind immer noch Raupen und vom Schmetterlingsstadium weit entfernt. Wie nötig wäre uns der Zustand einer Ruhe in der Metamorphose!

Solange du das Leben mit großen erwartungsvollen Augen ansiehst und von den Menschen mehr als von dir forderst, wirst du nichts fördern. Fordere zunächst nur von dir selber, sieh mit nachsichtigen Augen um dich, aber mit um so schärferen in dich.

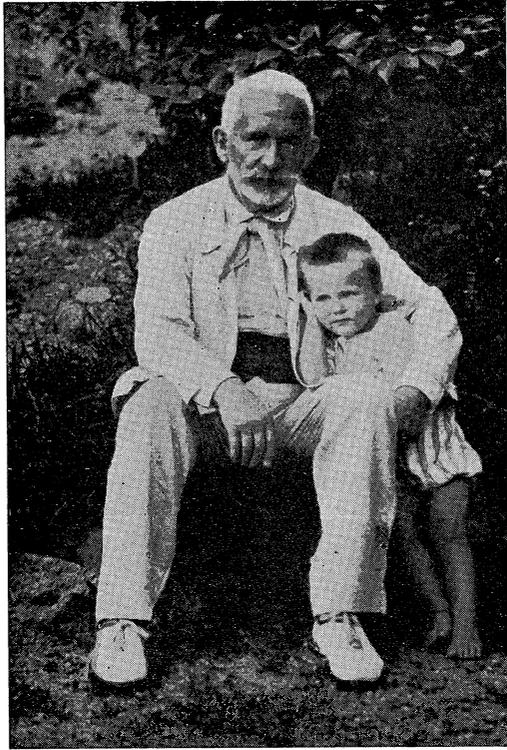
Wer seiner selbst nicht sicher sein kann, sollte sich den Tadel am andern nicht erlauben.

Den weiten Raum und das Licht der Sterne allzeit über sich fühlen, ist wichtig, um Sinn und Ziel des Lebens nicht aus dem Auge zu verlieren. Sonst kann der Kampf mit dem Dasein leicht zu einem sinnlosen Umsichschlagen werden.

Weise ist der, der im Leben viel schweigt. Und wer viel geschwiegen hat, hat am intensivsten gelebt.

Arbeit muß uns mehr bedeuten als eine Existenz- und Lohnfrage, sonst sind wir ihrer nicht wert.

Dichter sind Blinkfeuer auf den Meeresfahrten des Lebens. Sie sollen den Schiffen Wegweiser sein in dunkler Nacht.



Der Psychiater Emil Kraepelin (1856-1926)

von Kurt Kolle

Kraepelin war der erste Direktor, der in dem 1904 eröffneten Neubau der Kgl. Psychiatrischen Universitätsklinik seines Amtes waltete. Kraepelin genoß, als er 1903 von Heidelberg nach München berufen wurde, bereits Weltruf. Die von Kraepelin in mühseligen Untersuchungen geschaffene Systematik, die er in den neun Auflagen seines Lehrbuches darlegte, bildet noch heute die wichtigste Grundlage der wissenschaftlichen Psychiatrie. Sein besonderes Verdienst, aus dem Chaos psychisch-abnormer Phänomene die endogenen Psychosen „dementia praecox“ und „manisch-depressives Irresein“ als selbständige Krankheitseinheiten abge-sondert zu haben, wird nicht geschmälert durch die indes gewachsene Skepsis gegen die vereinfachenden Gruppierungen. Neuerdings ist sogar in Frage gestellt worden, ob der von Eugen Bleuler zur „Gruppe der Schizophrenien“ erweiterten dementia praecox überhaupt ein einheitlicher Krankheitsvorgang zugrunde liegt. Geschweige denn, ob diese Psychosen (Hebephrenie, Katatonie,

Paranoid) vorwiegend auf krankhafter Erbanlage beruhen, nicht vielmehr durch ungünstige Umwelteinflüsse bedingt sind. Auch der manisch-depressive, jetzt zweckmäßig zylothym genannte Formenkreis scheint sich mehr und mehr in pathogenetisch verschiedenartige Typen aufzulösen. Einige Psychiater scheinen sich sogar ganz davon abkehren zu wollen, überhaupt nach Krankheiten zu suchen; sie beschränken sich mehr oder weniger darauf, psychopathologische Syndrome zu diagnostizieren und deren Herkunft aus einem vielgliedrigen somato-psychischen Kräftefeld zu deuten. Solcher Resignation — ein gelinder Rückfall in die vorwissenschaftliche Zeit der Psychiatrie — huldigte schon einmal, vor 50 Jahren, der Freiburger Psychiater H o c h e. Kraepelin dagegen, der die Psychiatrie aus jener symptomatologischen Ära endgültig zu befreien schien, forderte naturwissenschaftliche Grundlagenforschung. Wie immer der Weg der Psychiatrie künftig verlaufen wird: Kraepelin wird das Verdienst bleiben, mit seiner Systematik das Tor geöffnet zu haben zu einer sachgerechten wissenschaftlichen Psychiatrie, die den psychisch Kranken von allen Seiten anschaut.

Kraepelin beschäftigte sich nicht nur sehr eingehend mit seinen Kranken, deren genaue Beobachtung ihn zu allgemeinen Erkenntnissen führte; er schaute beständig über die Grenzen seines Faches hinaus in dem Streben, die Ursachen seelischer „Entartung“ an der Wurzel zu fassen und damit auch dem allgemeinen Volkswohl zu nützen. Sein bedeutender Schüler Robert G a u p p senior — selbst Schöpfer einer neuen Forschungsrichtung in der Psychopathologie — hat diese Seite der wissenschaftlichen Arbeit von Kraepelin folgendermaßen gekennzeichnet. In einem 1938 auf der Jahresversammlung der Gesellschaft deutscher Neurologen und Psychiater gehaltenen Referat über „Die Lehren Kraepelins in ihrer Bedeutung für die heutige Psychiatrie“ sagte G a u p p : „Um die Quellen der Entartung im deutschen Volkskörper zu bekämpfen, um der weiteren Ausbreitung des Irreseins wirksam entgegenzutreten, schreckte er nicht vor dem Gedanken des Eingriffs des Staates in die persönliche Freiheit des Einzelnen zurück. 1918 schrieb er in seiner schönen historischen Arbeit ‚Hundert Jahre Psychiatrie‘ die ahnungsvollen Worte: ‚Ein unumschränkter Herrscher, der, geleitet von unserem heutigen Wissen, rücksichtslos in die Lebensgewohnheiten der Menschen einzugreifen vermöchte, würde im Laufe weniger Jahrzehnte bestimmt eine entsprechende Abnahme des Irreseins erreichen können.‘ Diese Worte, 15 Jahre vor dem Umbruch geschrieben, entsprachen seiner Auffassung von den Quellen der Entartung. Er dachte dabei in erster Linie an den Kampf gegen den Alkohol und die Lues, aber weiterhin doch auch an die Verhütung des Irreseins durch vorbeugende eugenische Maßnahmen, durch die Stärkung des Gesunden und Kraftvollen und die Zurückdrängung des Kranken und Schwächlichen“ ¹⁾.

Kraepelin hatte etwas von einem Weltverbesserer an sich. Ein naiver, von keiner philosophischen Selbstbesinnung angekränkelter Fortschrittsglaube beflügelte ihn und ließ seine Kritik überall dort verstummen, wo seine Weltanschauung über seinen nüchternen Verstand siegte. Kraepelin überschätzte die von außen (z. B. Alkohol) und von innen (Anlage) kommenden materiellen Kräfte gleichermaßen. Von der Eigenständigkeit seelischen Lebens hielt auch der Psychologe Kraepelin nicht viel; er zeigte hier Verwandtschaft mit den Behavioristen. Vom

Aufschwung des Geistes spürt man bei Kraepelin keinen Hauch, trotzdem seine wichtige geschichtliche Studie „Hundert Jahre Psychiatrie“ den Untertitel trägt „Beitrag zur Geschichte menschlicher Gesittung.“

In der Tat: Wir sollten aus der Geschichte lernen. Die Staatsmänner, die die Geschicke der Völker lenken, scheinen wenig begabt dafür. Wir forschenden Psychiater sollten auf Grund unserer durchschnittlich leidlichen Bildung, unserer Einsichten in die menschliche Seele vorbildlich sein als Schüler. Aber es scheint, daß wir keinen Anlaß haben, uns zu rühmen. Alle Fehler der Vergangenheit müssen anscheinend von jeder Forschergeneration wiederholt werden; glücklicherweise werden sie oft, wenn die jungen Forscher zu Großvätern herangereift sind, auch wieder korrigiert! Kraepelin, der den Wert einer an der Geschichte orientierten Selbst-Besinnung klar erkannte, hätte wohl zugestimmt, wenn er noch hätte lesen können, was der Philosoph H ö n i g s w a l d im Jahre 1929 über „Philosophie und Psychiatrie“ geschrieben hat:

„Weder die lähmenden Schlagworte einer geschäftigen Popularphilosophie, noch eine ominöse ‚Anwendung‘ gangbarer Philosopheme, oder gar die bequeme Umdeutung psychiatrischer Aufgaben in philosophische helfen hier weiter. Mehr als sie es selbst wissen und zugeben mag, leidet die Psychiatrie der Gegenwart unter dem zwiespältigen Geschick, zur Philosophie hingetrieben, und doch auch wieder gleichsam auf eine Philosophie aus zweiter Hand angewiesen zu sein. Man interessiert sich für eine philosophische Lehre, weil sie vielleicht der eigenen Geisteshaltung entspricht oder sonst wertvolle Motive zu enthalten scheint. Man fühlt sich durch sie psychiatrisch ‚angeregt‘ und beeilt sich, ihre Thesen ins Psychiatrische zu übersetzen, ohne zu bemerken, daß man damit die eigentlichen und fruchtbarsten sachlichen Beziehungen zur Philosophie preisgibt. Das tiefe Wort, man habe nicht eine Philosophie, sondern das Philosophieren zu erlernen, klingt wie für den Psychiater geprägt“ 2).

Aber Kraepelin war kein philosophierender Mensch. Deswegen hat er sich z. B. niemals zu der von philosophischen Impulsen getragenen Methodenlehre von Jaspers geäußert. Deswegen war es ihm versagt, die fruchtbaren Gedanken, die von der Psychoanalyse ausgingen, anders als kritisch-ablehnend zu würdigen. Deswegen hätten ihm gewiß auch die neuen Ansätze zu einer anthropologisch fundierten Psychopathologie oder der Daseinsanalyse nur ein mißbilligendes Kopfschütteln abgenötigt. Der nüchterne Empiriker hatte gar keinen Verstand für „Interpretation“. Merkwürdig genug für den Schüler von Wilhelm W u n d t, dem man die Kunst der Interpretation nicht gut wird abstreiten können. Der Wundt-Schüler war aber begeistert von der experimentellen Psychologie. G r u h l e, der anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Heidelberger Klinik „Kraepelins Bedeutung für Psychologie“ musterergütlich darstellte, sagt: „Jedenfalls war die Grundlegung der Arbeitspsychologie Kraepelins Verdienst“ 3). Gleichzeitig unterstreicht Gruhle aber die Kritik von H e l l p a c h: in der Psychiatrie sei durch psychologisch-experimentelle Arbeit nichts Entscheidendes geleistet worden.

Dieses Urteil von Hellpach aus dem Jahre 1919 gilt auch heute noch. Aber inzwischen sind wir in ein neues Zeitalter der Fragebogen eingetreten. Schmachhaft

zurechtgemacht werden sie uns jetzt als Tests serviert. Fast fürchte ich, daß der- einst die Kritik über den Wert dieser Test-Psychologie für die Psychiatrie nicht viel günstiger ausfallen wird als die von Hellpach. (Sollte jemand versucht sein, mich zu großer Skepsis zu ziehen, will ich ihm verraten, daß ich unlängst an meiner Klinik ein psychologisches Laboratorium wieder eröffnet habe, in dem auch solche Tests erprobt werden!)

Die meisten gegenwärtig lebenden Psychiater werden wenig geneigt sein, Kraepelin in folgenden Punkten Gefolgschaft zu leisten: Die Idee völkischer Auf- artung findet nach den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit keinen Beifall mehr; die Errichtung der Psychiatrie auf experimentell-psychologischer Grundlage ist eine durch die negativen Ergebnisse dieser Methode überholte Arbeitshypo- these. Der Abstand, der uns von dem in materialistischen Vorurteilen befangenen Kraepelin trennt, darf uns nicht hindern, einen Forscher zu ehren, der ein uner- schrockener Wahrheitsucher war. Deswegen folgen wir G r u h l e , der (in dem bereits erwähnten Vortrag) sagt:

„Die meisten Gedächtnisreden unserer Zeit sind wertlos, weil sie selbst für die unbedeutendsten Persönlichkeiten übersteigerte Ausdrücke verwenden. Kraepe- lin selbst wäre eine kritiklose Lobrede contre coeur gewesen. Ich selbst erinnere mich noch mit der größten Achtung, wie er jede Kritik vertrug, ja sie geradezu herausforderte. Ebenso wie er selbst rücksichtslos und oft scharf seine Meinung sagte, so forderte er diese Offenheit auch von seiner Umgebung.“ Auch die lang- jährigen Mitarbeiter von Kraepelin, sein Lieblingsschüler J o h a n n e s L a n g e (in seinem Glückwunsch zum 70. Geburtstag), und neuerdings Eugen K a h n ⁵⁾, berichten übereinstimmend, daß Kraepelin auf Anfragen seiner Assistenten, die ihn in schwierigen Sachen um Rat fragten, stets geantwortet habe: „Antworten Sie, wie es ist.“ Wir schildern also, von ihm selbst autorisiert, Kraepelin so, wie er war. Das noch immer fortwirkende Werk von Kraepelin hier zu umreißen, kann ich mir ersparen; mehrfach in letzter Zeit habe ich mich darüber schriftlich geäußert ⁶⁾. Aber die Person des Forschers, der die Welt der Psychiatrie mit seiner Leistung begeisterte, fordert unsere Aufmerksamkeit gerade heute heraus.

Felix P l a u t ⁷⁾, sein langjähriger Weggenosse, schildert Kraepelin als Willens- menschen: die „gewaltige Willensspannung“ sei „etwas ganz Elementares“ ge- wesen. Ebenso spricht J o h a n n e s L a n g e ⁸⁾ von der „Wucht, die Kraepelins Willen zum Ziel treibt.“ Mit dieser Willenskraft hielt Kraepelin aber weise zurück und setzt sie in „eiserner Selbstzucht“ (P l a u t) nur da ein, wo die Sache es unbedingt erforderte. Autokrat durch und durch liebte er servile Naturen nicht, sondern zog den Umgang mit seinesgleichen, mit freien Menschen vor. Allerdings verkehrte er auch mit seinen engsten Mitarbeitern stets nur par distance. Eugen K a h n , viele Jahre Assistent bei Kraepelin, schilderte folgende kleine Episode: Lange kam zu seinem Meister mit persönlichen Schwierigkeiten und erfuhr kühle Abweisung mit den Worten: „Psychopathisch kann man schon sein; aber man darf sich dadurch nicht in seinen Handlungen bestimmen lassen.“

Im Kreise seiner älteren Mitarbeiter, seiner Fachgenossen und seiner Familie erscheint Kraepelin — sofern wir die uns überlieferten Bilder richtig deuten — nicht als verschlossener Einsiedler.

Wir müssen jetzt noch einmal G r u h l e hören, der bei Kraepelin in München seine Doktorarbeit fertigte und später lange Jahre unter Kraepelins Nachfolger N i s s l in Heidelberg den Geist der Kraepelinschen Klinik aufnehmen konnte. Gruhle rühmt das „E t h o s seiner Persönlichkeit“, der „die S a c h e über allem stand“ . . . „kein persönliches Interesse spielte auch nur andeutungsweise hinein.“ „Für die unselbige moderne Auffassung der Wissenschaft als eines Betriebes hätte er nichts wie Verachtung gehabt. Für ihn war die Wissenschaft kein Mittel zu einem Zweck, sondern das große Idol, sie war Zweck an sich.“

Aber hinter der Fassade des beherrschten, anscheinend nur von Sachleidenschaft getriebenen Pflichtmenschen verbarg sich ein reiches Gemüt, dessen Bedürfnisse vor allem aus dem Familienleben und dem Umgang mit der Natur gestillt wurden. Die von Kraepelin verfaßten, künstlerisch gewiß nicht sehr wertvollen Gedichte, die nach seinem Tode veröffentlicht wurden, künden uns ein einfaches menschliches Lied von Liebe, Sehnsucht und Verzweiflung. Gemühtiefe und Wärme, Sinnenfreudigkeit, Aufgeschlossenheit für Wunder und Zauber der irdischen Welt kommen vielleicht auch zum Ausdruck in Kraepelins Vorliebe für subtropische und tropische Landschaften. Die uns heute altmodisch und pompös anmutende Pracht seines Besitztums am herrlichen Lago Maggiore läßt gar nicht auf den strengen, harten Denker aus dem Norden, viel eher auf einen Renaissancefürsten schließen, der sich zu orgiastischen Festen in sein Tusculum zurückzog. Ja, Orgien feierte Kraepelin dort unten, aber Orgien der Arbeit. Wie arbeitete Kraepelin? Hören wir P l a u t : „Er konnte gar nicht genug Fälle untersuchen, ihre Entwicklung, ihren Verlauf, ihren Ausgang verfolgen; er war immer damit beschäftigt, die Krankengeschichten der Tausende und aber Tausende von Kranken, die durch seine Hände gegangen waren, durchzuarbeiten, allen Einzelheiten nachzugehen, das Gefundene immer wieder zu gruppieren und umzugruppieren. Dabei ließ er sich sehr wenig helfen, wollte alles selbst machen, damit ihm ja nichts entginge. In der Art und mit dem Fanatismus, wie er psychiatrischen Dingen nachspürte, war er wie ein Sammler, etwa wie ein Sammler von seltenen Büchern oder Kunstgegenständen. Und ganz wie ein Sammler empfand er immer wieder die echte Entdeckerfreude, wenn er etwas, das er noch nicht kannte, herausgefunden hatte.“ Die von ihm entworfenen und eingeführten Zählkarten, deren Muster sich wohl auch andere Kliniken zum Vorbild genommen haben, füllte er persönlich an Hand der Krankengeschichten aus. Für sein Lehrbuch übertrug er die ihm wichtig erscheinenden Befunde auf Arbeitsblätter. Diese einfache, aber mühselige, zeitraubende Methode klinisch-empirischer Forschung trug ihre Früchte. Die von Kraepelin geschaffene Systematik war nicht am Schreibtisch ersonnen und überzeugte denn auch mehr und mehr die anfänglich große Zahl der Zweifler. L a n g e sagt: „In seinem Lehrbuch wie in zahllosen Arbeiten, die unter seinem Einflusse zustande gekommen sind, ist nichts behauptet, als was durch Tatsachen zu belegen ist. Nie wird selbst eine allgemeinere Bezeichnung, wie etwa häufig oder selten in seinen Ausführungen zu finden sein, ohne daß ein zahlenmäßiger Beleg in seiner Hand ist.“

Der persönliche Lebensstil eines Mannes, der seine ganze Lebenskraft so abschließlich in den Dienst seines Werkes stellte, mußte in und außer Amt einfach

und geordnet sein. Kraepelin war, so sagt P l a u t , „das Gegenteil von dem, was man einen Gesellschaftsmenschen nennt. Er befand sich sogar immer in einer Art von Abwehrstellung gegenüber Menschen, die ihm seine Zeit stehlen wollten. Er konnte dann recht ablehnend sein und hatte nicht die Fähigkeit, sich glatt und verbindlich in Sicherheit zu bringen.“ Neu an die Universität berufene Kollegen, die ihm ihren Antrittsbesuch machten, stattete er keinen Gegenbesuch ab, sondern schrieb ihnen ein freundliches Kärtchen, auf dem er sich bedankte und seine Unhöflichkeit mit dringender Arbeit entschuldigte.

Kraepelin war ein fanatischer Gegner des Alkohols; diesem Kampf gegen Trinksitten und Alkohol-Gewerbe hat er zahlreiche Arbeiten gewidmet. Er lebte selbst völlig abstinent, rauchte natürlich auch nicht. Er besaß weder eine Kutsche noch ein Auto. Zum Wandern benutzte er die Beine oder ein Fahrrad.

Habe ich einige markante Züge, die dem Forscher und Menschen Kraepelin zu eigen waren, auch nur einigermaßen treffend wiedergegeben, so drängt sich unwillkürlich ein Vergleich mit seinem nur um ein Jahr jüngeren Altersgenossen E u g e n B l e u l e r auf. Jakob K l a e s i hat mir einen ebenso formvollendeten wie inhaltsreichen biographischen Aufsatz über seinen Lehrer für mein soeben erschienenes Buch „Große Nervenärzte“ geschrieben. Liest man diese Schilderung, die Klaesi vom Leben und Wirken Eugen Bleulers gibt, und hält ihr gegenüber, was wir über Kraepelin wissen, könnte man versucht sein, einfach die Personen zu vertauschen. Person und Werk von Kraepelin und Bleuler zeigen viel Gemeinsames. Das ist nicht verwunderlich. Beide sind Kinder der gleichen Zeit. Beide kommen aus der Anstaltspsychiatrie. Beide stammen aus schlichtem, arbeitssamem Milieu. Beide haben das Glück, sich in einer Epoche entfalten zu können, in der ein psychiatrischer Kliniker noch echte Entdeckungen machen konnte. Wahrscheinlich könnte man noch mehr Entsprechungen aufdecken. Darüber wollen wir nicht übersehen, daß Kraepelin und Bleuler ausgeprägte Individualitäten waren. Dadurch vor allem sind sie uns noch heute große Männer. Da ich den Vorzug hatte, Eugen Bleuler mehrfach zu begegnen, bin ich in der Lage, eine kleine, für Bleuler kennzeichnende Begebenheit zu berichten. Nach dem einer wissenschaftlichen Sitzung folgenden Essen setzte sich Bleuler zu mir, um mich seiner Anteilnahme an meinen Paranoia-Studien zu versichern. Eine neben uns sitzende Dame beehrte, sich eine Zigarette anzuzünden, hatte aber augenscheinlich kein Zündholz bei sich. Da griff Bleuler in seine Tasche und bot der Dame das Feuer. Ich kann mir schwer vorstellen, daß Kraepelin zu einer solchen Geste fähig gewesen wäre; wahrscheinlich trug er auch keine Zündhölzer bei sich. Nun, dieser kleine Zug einer artigen Weltbeflissenheit enthüllt uns wohl ein wenig vom Wesen des Menschen Bleuler, seiner Toleranz bei all seiner grundsätzlichen Unduldsamkeit gegen die Schwächen der menschlichen Natur. Kraepelin dagegen war kein duldsamer Mensch, er forderte von sich und anderen stets das Unbedingte. Für den Historiker wäre es gewiß sehr reizvoll, die Verschiedenheiten der beiden Forscher, deren Werke noch immer die wissenschaftliche Psychiatrie stark inspirieren, genauer zu analysieren.

Ein Lieblingsthema von Kraepelin war die vergleichende Psychiatrie. Die beiden bedeutenden Männer vor dem Hintergrund einer vergleichenden Völker-

psychologie kurz zu beleuchten, sei mir zum Schluß gestattet. Der Mecklenburger Kraepelin, nahe den preußischen Kernlanden zu Hause, war — in der Sprache seiner Zeit ausgedrückt — Alldeutscher, deutsch-national, Royalist. Typischer Repräsentant seiner Nation, mußten sein Denken und sein stets kampfbereites Handeln sich in viel engeren Bahnen bewegen als das seines schweizerischen Zeitgenossen, den schon in seinen Jugendjahren die weite weltbürgerlich abgestimmte Atmosphäre demokratischer Neutralität umging.

Das Werk von Kraepelin, noch immer ziemlich beständig — wie mir scheint ⁹⁾ — wurde und wird vertieft und erweitert durch Schweizer Psychiater, die auf Grund ihres von dem unseren verschiedenen Gesellschafts-Bewußtsein die Probleme der Psychiatrie sehr unbefangen und weltoffen anpacken konnten. Diese glückliche Zusammenarbeit ist ein gutes Omen für eine zu verwirklichende europäische Psychiatrie.

Schrifttum

¹⁾ Zbl. Neurochir. 165 (1939), S. 73. — ²⁾ Hönigswald, R.: Philosophie u. Psychiatrie. (Arch. Psychiatr. 87 [1929].) — ³⁾ Gruhle, H. W.: Arch. Psychiatr. 87 (1929). — ⁴⁾ Lange, J.: Münch. med. Wschr. 73 (1926). — ⁵⁾ Kahn, E.: Mschr. Psychiatr. 1956. — ⁶⁾ Kolle, K.: Emil Kraepelin in „Große Nervenärzte“. (Stuttgart 1956.) — ⁷⁾ Plaut, F.: Worte der Erinnerung an Emil Kraepelin. (Zschr. Neurol. 108 [1927].) — ⁸⁾ Lange, J.: Emil Kraepelin †. (Münch. med. Wschr. 73 [1926].) — ⁹⁾ Schneider, K. (Fortschr. Neur. 24 [1956]), schreibt mit Recht: „Die Epoche Kraepelins ist noch nicht zu Ende. Die von ihm eingeschlagenen Pfähle stehen. Wenn sie, wie wir zeigten, schwanken, so schwanken sie nicht, weil sie etwa brüchig wären, sondern weil sie elastisch sind.“

Schlaf

Wenn die Gedanken
zögernd zerfließen
und der göttliche Schlaf
sich auf die Stirne mir senkt

schwebe ich
flüchtiger Flaum
den der rote Milan
rüttelnd über dem See
im blauen Winde
verlor.

G. H.

Der Mann

(Erinnerung an einen Wald in Deutschland)

Der Wald erschien verzaubert unter Licht und Schatten. Er war fast eingeschlossen in dem Flüsterton der Blätter von Pinien und Kastanien, die sich wie die schlanken Säulen einer byzantinischen Kathedrale oder eines gotischen Domes erhoben. Die Äste sahen aus wie bunte Stoffe. Oben schlang sich das Laub zu sonderbaren, lichthellen Figuren. Durch geheimnisvolle Zwischenräume glitzerten die Strahlen der Sonne. Ich drang tiefer in den Wald hinein mit dem Wunsch, jemanden zu treffen. In der Mitte war es fast dunkel. Ich sah einen Mann, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Er saß auf einem Stein und betrachtete einen Strauch. Ich zweifelte, ob ich weitergehen sollte, ohne ihn anzureden. Die Welt ist manchmal schöner so. Ich blieb in einiger Entfernung stehen.

„Guten Tag“, sagte ich.

Er antwortete nicht. Er hatte mich nicht gehört.

„Guten Tag“, sagte ich noch einmal und fügte hinzu: „Herrlicher Tag heute, nicht wahr?“

Der Mann drehte sich um und lächelte mich an.

„Guten Tag“, sagte er endlich. Er war weder jung noch alt.

„Wohnen Sie in dieser Gegend?“ fragte ich.

„Jenseits des Waldes“ und er stand auf.

„Wie schön ist die Natur heute.“

„Wunderbar!“

Wir gingen zusammen weiter. Er schneller als ich.

„Wann geht die Sonne hier unter?“

„Früh.“

Er sprach wenig, aber manchmal lächelte er.

„Wie groß ist dieser Wald?“

„Wie man will“ antwortete er, ohne stehenzubleiben.

Sein Schritt spürte fest den Pfad, auf dem wir gingen. Es war ein kräftiger Schritt, geräuschlos und ohne Unsicherheit. Das Moos dämpfte ihn. Der Mann trug einen Rucksack. Das Schweigen hatte sich zwischen ihn und mich geschoben und ich dachte daran, wie an etwas, das noch nicht vorhanden gewesen war.

„Machen Sie auch einen Spaziergang?“

Er guckte mich an. „Ja. Sozusagen.“

Ich wurde nach und nach neugierig, den Mann kennenzulernen. Wer war er? Was tat er? Das Schweigen aber dauerte an. Es dauerte nur für uns an. Ich brach es wieder, als ob ich versuchte, die Türschwelle eines geschlossenen Hauses zu beschreiten.

„Arbeiten Sie in dieser Gegend?“

„Ich arbeite!“

„Was für eine Arbeit?“

„Alles!“

Dann schwieg er wieder und ich auch. Die Zeit verrann und der Mann ging immer weiter. Der Wald stieg einen Hügel hinauf und fiel dann wieder sanft hinab. Der Mann stieg auch hinauf und ich folgte ihm.

„Kennen Sie den Weg gut?“

„Ich kenne ihn!“

Sein Schritt war sicher und seine tiefe Stimme erreichte mich, still, eindringlich und dennoch weit. Der Nachmittag war schon da und ich dachte an die Rückkehr. Der Mann ging weiter und ich sagte ihm:

„Bitte, ich muß zurück. Welchen Weg raten Sie mir, um mich nicht in dem Wald zu verlieren? Wissen Sie, ich bin fremd hier und ich habe keine Ortskenntnis.“

„Nehmen Sie denselben Weg“, antwortete er. Dann grüßte er mich. „Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte ich und war im Begriff, ihm die Hand zu geben. Aber er war schnell den Pfad entlang hinabgegangen.

„Auf Wiedersehen?“ dachte ich. Warum, wenn wir uns nicht mehr wiedersehen? Und ich sah ihn an, während er schnell auf dem eine kleine Ebene entlang laufenden Pfad dahinstapfte. Dann ging er wieder in den Wald und verschwand.

Edoardo Rivolta (Aus dem Italienischen von Detlev Schröder)

Wilhelm Unger 1775–1855

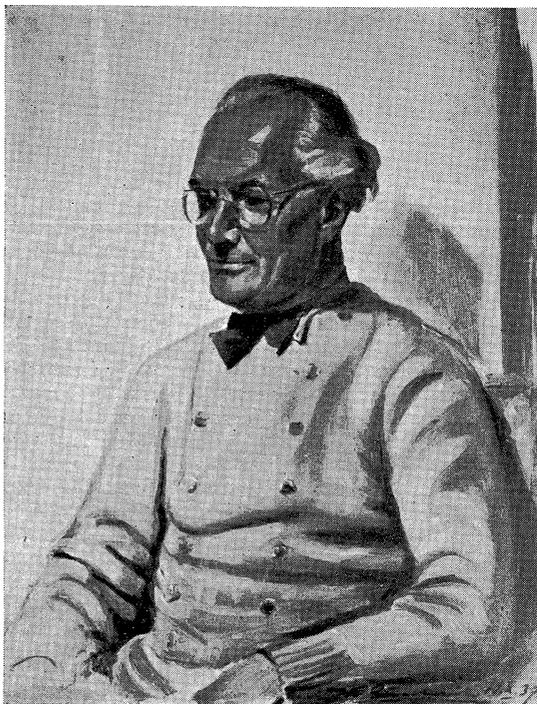
Neffe von Wilhelm Tischbein
Hofmaler und Professor in Neustrelitz

von Eckhard Unger

Anhang I, Biographisches

1. Auszug aus dem Kirchenbuch 1673–1755 der Pfarrei Ober-Ohmen: „Noch mehr getaufte im Kirchenspiel Ober-Ohmen 1743: Johanneß, Johanneß Ungers zu Zeylbach und uxor: Maria Elisabetha nat. Römerin Söhnlein, ward gebohren Dom. b. nat. Xti war der 29. Xbr nachts zwischen 11 und 12 Uhr und wiedergebohren den folgenden Dienstag. Gevatter war Conrad Römers lediger Sohn daselbst, der Mutter Bruder.“
2. Pfarramt Kirchlotheim: Ungar (nach Pfarrer Hecker mit „a“ geschrieben! Zusätze von Strieder (III), sowie Pfarrer F. Fischer, Kirchlotheim (16. VIII. 1961): „Johannes Ungar wurde zu Zeilbach im Gericht „Ober-Ohmen im Freiherrl. Riedeselschen 1743 (Monatsdatum fehlt!) geboren, war bei dem Freiherrl. Riedeselschen Konsistorialdirektor von Schwarzenau zu Gießen Bedienter und seit dem 17. November 1768 Schuldiener und Organist in Kirchlotheim. Am 20. Juli 1770 wurde er mit Margarethe Luise, Tochter des Kirchseniors und Klosterschreiners Johann Conrad Tischbein aus Haina, in Kirchlotheim getraut. Kinder aus dieser Ehe:
Nr. 1. Wilhelmine Amalie Christiane Henriette Unger, geb. 14. IV., get. 19. IV. 1771, gestorben 7. VIII. 1772 (Fischer). — Paten: Wilhelmine Karoline Amalie Tischbein, Tochter des Prof. Tischbein in Kassel und Johann Heinrich Tischbein, Maler.
Nr. 2. Charlotte Wilhelmine Unger, geb. 8. III. 1773; unter den Paten: Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, Maler in Amsterdam. — Pflingsten 1787 konfirmiert (Fischer).
Nr. 3. Christian Wilhelm Jacob Unger, geb. 25., getauft 28. II. 1775, Paten: Christian Tischbein, Kunst- und Porträtmaler in Amsterdam und Heinrich Jacob Tischbein, Maler in Kassel; gest. 18. VIII. 1955 in Neustrelitz.
Nr. 4. Johann Heinrich Wilhelm Unger, geb. 15. I. 1777, unter den Paten: Johann Heinrich Tischbein, fürstl. Gallerieinspektor in Kassel; gestorben: 13. IV. 1832 in Remplin (I, 18). — Gärtner (Strieder III).
Nr. 5. Jacob Ludwig Unger, geb. 27., getauft 31. VIII. 1778, gestorben 23. XI. 1850 in Paris. — Buchhändler (Strieder: III), vgl. I, 18.

- Nr. 6. Christian Wilhelm Unger, geb. 15., getauft 17. X. 1780, gestorben 1784 (am 25. I.: Strieder: III).
- Nr. 7. Johann Heinrich Friedrich Unger, geboren 21., getauft 25. II. 1783. — Pate: Johann Conrad Unger in Zeilbach, des Vaters (Johanneß) Bruder (Fischer). — Gestorben 1785 (am 21. III.: Strieder: III).
- Johanneß Unger starb als Schuldiener und Organist in Kirchlotheim den 3. VIII. 1784, dort begraben den 5. VIII. 1784, alt 40 Jahre, 6 Monate, 5 Tage (Sterberegister in Kirchlotheim).“
3. Carl C. W. Schiller, „J. H. Tischbein, Aus meinem Leben“, 1861, S. 301: Tischbein, Biographie, Deutsche Jugendbücherei Nr. 153, S. 16:
 „Auch zur Kirchmesse nahm mich mein Vater oft mit nach Todenhausen, nebst meiner Schwester Louise, die später an Unger verheiratet wurde; und wenn es zum Scheiden ging, wurden wir mit soviel Backwerk und Kringeln beschenkt, daß wir nicht alles tragen konnten und es dem uns begleitenden Hunde umhängen mußten.“
4. Mecklenburg-Strelitzischer Staatskalender 1814, S. 21: „Hofmaler Franz Anton Zeller, abwes.“ 1815 bis 1820: desgleichen. — 1821: „Maler Franz Anton Zeller, abwes. — Wilhelm Unger, Professor.“ — 1822—1836: desgleichen. — 1837, S. 21: „Maler: Wilhelm Unger, Professor.“ 1838—45: desgleichen. — 1846: „W. Unger, Professor.“ — 1847—49, desgleichen. — 1850, S. 21: „Professor W. Unger in Neustrelitz.“ — 1851—55, desgleichen.
5. MSAH, Mittwoch, den 29. III. 1820, S. 179:
 „Beförderung. Se. Königliche Hoheit haben allergnädigst geruhet, den Mahler Wilhelm Unger aus besonderer Gnade und in Anerkennung seiner Geschicklichkeit den Charakter als Professor beizulegen.“

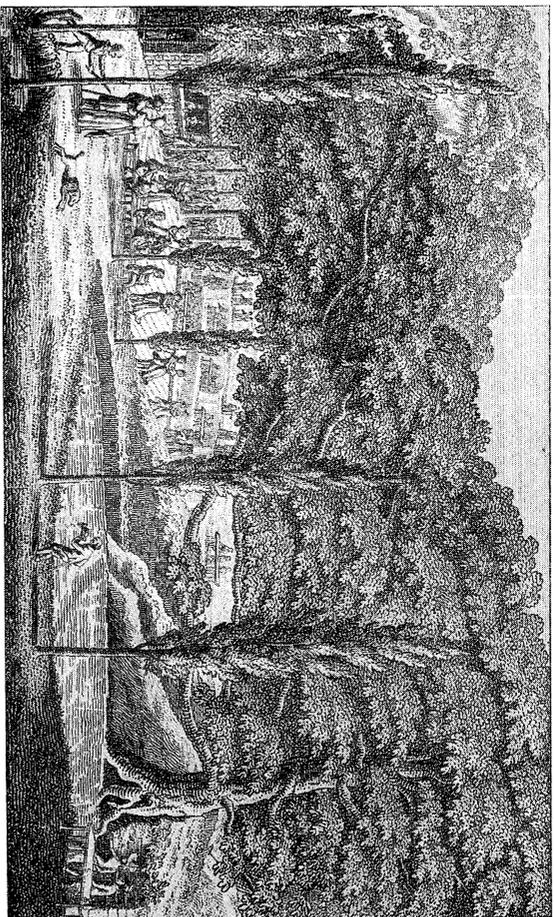


Der Verfasser der in unseren Heften erscheinenden Monographie „Wilhelm Unger (1775—1855), Hofmaler und Professor in Neustrelitz“ Professor Dr. Eckhard Unger, Ölbild von Walther Günteritz, 1937. Unterschrift: „Walther Günteritz, 12. X. 1937“. — Deutscher Gelehrtenkalender, 1950, Spalte 2140.

6. Auszug aus dem Trauregister der ev.luth. Kirchengemeinde, Neustrelitz Hofg. Jahrgang 1820, Nr. 9: „Unger, Christian Wilhelm Jacob, evangelisch, Professor der Malerei, Wohnort: Neustrelitz. — Trautag: 17. VII. 1820, Braut: Böhlke, Dorothea Carolina Friderica, evangel. — Vater des Bräutigams: Schulmeister Johannes Unger zu Kirchlotheim im Darmstädtischen. — Vater der Braut: Kaufmann, Bürger und Höcker (in der Abschrift aus Schwerin steht irrig: Bäcker) Martin Christian Böhlke.
7. MSA, 1820, vom 26. VII., S. 434, Nr. 30: „Heirats-Anzeigen: 2. Die am 17ten d. M. vollzogene eheliche Verbindung meiner 2ten Tochter Dorothea mit dem Herrn Professor Unger hieselbst zeige ich hierdurch ergebenst an. Neustrelitz, den 22. Juli 1820 M. C. Bohlke“ (Druckfehler statt Böhlke).
8. MSA, vom 23. VI. 1830: „Am 15. Juni endete sanft am Nervenschlage mein geliebter Mann M. C. Boehlke im 67ten Jahre seine tätige irdische Laufbahn. Diese Anzeige widmet allen Teilnehmenden im Namen der Kinder und Schwiegersöhne die tiefbetrübte hinterbliebene Witwe Charlotte Boehlke, geborne Schneck. Neustrelitz, den 20. Juni 1830.“
9. MSA, 1830, S. 570: „Vermietung. Im Flügel meines in der Schloßstraße hieselbst belegenen Hauses sind zu Michaelis d. Jahres noch drei ausgemalte Stuben nebst Kammer, Küche und Keller, auch Holzstall zu vermieten. Würde es verlangt, so könnte auch Pferdestall und Wagen-Remise beigelegt werden. Neustrelitz, den 10. Juli 1830. Charlotte Boehlke.“
10. MSA, vom 5. XI. 1834, S. 726: „Allen Verwandten und Freunden zeigen wir das am 2ten d. M. Abends gegen 8 Uhr erfolgte sanfte Dahinscheiden unserer geliebten Mutter und Schwiegermutter Sophie Charlotte Boehlke, geborne Schneck, hiedurch ergebenst an. Die hinterbliebenen Töchter und Schwiegersöhne. Neustrelitz, den 2. November 1834.“
11. MSA, 1849, S. 167: „Geburt. Die glückliche Entbindung meiner lieben Frau Marie, geb. Lehste, von einem gesunden Knaben zeige ich allen Verwandten und Freunden, statt besonderer Meldung, hiermit ergebenst an. Lenzerwische, den 8. März 1849. Unger.“
12. NZ, Mittwoch, den 22. VIII. 1855: „Todesanzeigen. Das heute Vormittag 1/212 Uhr im 81ten Jahre erfolgte sanfte Dahinscheiden ihres geliebten Mannes und Vaters, des Professors W. Unger, zeigen Teilnehmenden hiermit tiefbetrübt an. D. Unger, geb. Böhlke. Wilhelm Unger, Neustrelitz, den 18. August 1855.“
13. Auszug aus dem Begräbnisregister der ev. luth. Kirchengemeinde, Neustrelitz, Hofg. Jahrgang 1855, S. 30, Nr. 19: „Verstorbener: Unger, Wilhelm, evang. luth., Maler mit dem Titel Professor, Wohnort: Neustrelitz, Todesursache: Entkräftung, Alter 80 Jahre, 5 Monate, Geburtsort: Kirchlotheim im Darmstädtischen, Sterbetag: 18. VIII. 1855, Sterbeort: Neustrelitz, Begräbnistag: 21. VIII. 1855, Vater: Küster.“
14. NZ, Sonntag, den 28. I. 1872, Nr. 11: „Todesanzeigen. Heute Morgen endete ein sanfter Tod das Leben unserer lieben Mutter, Großmutter und Tante, der Frau Professor Unger. Neustrelitz, den 27. Januar 1872. Die trauernden Hinterbliebenen.“
15. NZ, 2. II. 1872, Nr. 13: „Kirchliche Nachrichten. Gestorben: Am 27. die Professor-Wittwe Unger, geb. Böhlke, 72 Jahre, 10 Monate, Lungenlähmung.“
16. Auszug aus dem Begräbnisregister der ev. luth. Kirchengemeinde: Neustrelitz, Hofg. Jahrgang 1872, S. 73, Nr. 3: „Verstorbene: Unger, geb. Böhlke, Dorothea, ev. luth. Wittwe, Wohnort: Neustrelitz, Todesursache: Lungenlähmung, Alter 72 Jahre, 10 Monate, Geburtsort: Neustrelitz, Sterbetag: 27. I. 1872, Begräbnistag: 30. I. 1872, Wittve des am 18. VIII. 1855 hier verstorbenen Professors Malers Wilhelm Unger.“
17. (1855 und 1872): Grab von Wilhelm Unger und Dorothea Unger in Neustrelitz, Neuer Friedhof. Der Grabstein war, nach der Aufnahme von Konrad Hustaedt im Jahre 1910, eine einfache oben rundbogig abgeschlossene Granitstele von ca. 1,00 m Höhe, 0,50 m Breite und 0,10 m Dicke. Die Inschrift in lateinischen Buchstaben: Wilhelm Unger, geb. 25. Februar 1775, gest. 18. August 1855
Dorothea Unger, geb. Boehlke, geb. 9. April 1799, gest. 27. Januar 1872.
Jetzt ist es die Grabstätte von Otto Wilhelm Kähler, gest. 13. XII. 1925 und seiner Frau Marie Kähler.



*Landesvater der Göttinger Studenten im Kerstlingeröder Wald
in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1790*



MARIASPRING — der berühmte Ausflugsort im alten Göttingen

18. MSA 5. XII. 1832. Vorladung betreffend Erbgang des verstorbenen Bruders Heinrich Wilhelm Unger, Mittwoch, den 5. XII. 1832, MSA 1832, S. 938.
33. Auf Antrag des Herrn Professors Unger in Neustrelitz, der für den abwesenden Kaufmann Herrn Ludwig Unger bestellten Curatel, der Ehefrau des Herrn Notarii Horn in Mirow, Juliane geb. Klasen, des Schiffszimmermanns Daniel Klasen, der Ehefrau des Schneidermeisters Gundlach zu Teterow, Maria Melosine, geb. Klasen, des Tischlermeisters Ulrich Klasen und des Zimmergesellen Ludwig Klasen zu Teterow, als Testamentserven des am 13. April d. J. hieselbst verstorbenen Gärtners Herrn Heinrich Wilhelm Unger und der bereits am 11. Februar 1830 verstorbenen Ehefrau desselben, Maria Elisabeth, geb. Klasen, um Erlassung der Proclamata über den Nachlaß der Verstorbenen, haben wir einen Liquidationstermin auf den 16ten Januar kommenden Jahres Morgens 10 Uhr angesetzt, und laden hiedurch alle diejenigen, welche aus Erbrecht, Schuld oder sonsterdenklichem Grunde an den Nachlaß dieser Verstorbenen Ansprüche machen zu können glauben, peremptorisch hiedurch vor, solche in dem gedachten Termin bestimmt anzugeben und gehörig zu bescheinigen, unter dem endlichen Nachteile der Ausschließung eines ewigen Stillschweigens. Remplin, den 3ten November 1832. Das Patrimonialgericht
19. Marburg (Lahn), Staatsarchiv II/45/55, den 4. II. 1955
 „Auf Ihr an Herrn Dr. Herzog gerichtetes Schreiben teilen wir Ihnen mit, daß sich hier ein Aktenstück über Wilhelm Unger befindet. Danach ist er laut Bestallung am 24. IV. 1799 zum Hofmaler des Fürsten Friedrich von Waldeck angenommen worden, mit 450 Reichstaler Gehalt bei freier Wohnung, Essen und Feuerung. 1806 wird er als solcher noch erwähnt; er war damals zu seinem besseren Fortkommen nach Hamburg beurlaubt. Im September des Jahres wurde er entlassen, offenbar aus Ersparnisgründen. Im Jahre 1820 einigte er sich mit dem Nachfolger des Fürsten Friedrich über die rückständige Gage. gez. Dr. Papritz
 Hierzu vgl. auch die ähnliche Notiz in „Bau- und Kunstdenkmäler von Kassel“, Neue Folge Nr. 2. Kreis der Twiste, Arolsen, Schloß, 1938, S. 29.
20. Zu Kapitel 9 und 19 (S. 18, Nr. 34), die Familie Böhlke betreffend möchte ich auf eine Urkunde aufmerksam machen, die vielleicht einem Mitgliede der Familie Böhlke angehört. Die Urkunde ist eigenhändig geschrieben vom mecklenburg. Schwerin. Hofmarschall und Landrat Balthasar Henning von Wendeseßen auf Lichtenberg, bei Feldberg, nördlich vom Breiten Lucin, von 1743 bis 1774 dort Gutsbesitzer (Krüger, Kunst- und Geschichts-Denkmäler Meckl. Strelitz I, 2, 1925, S. 180). — Die Urkunde lautet: „Vorzeiger dieses Joh. Christoph Bölcke ist 36 Wochen als Kostbursche bey mir in Diensten gestanden und hat sich aufgeföhret daß Ich ihn jedermann gern recomendire. Lichtenberg, den 10ten May 1759. B. H. von Wendeseßen.“
 Über die Familie Böhlke, die sich auch anders schreibt, gibt es eine familiengeschichtliche Schrift von Karl Boelcke, Die Familie Boelcke 1680 — 1930, 1933. — aus Brandenburg und Rathenow (Havel). Für eine spätere Forschung könnte diese Arbeit wertvoll sein. Denn mehrere, die in der Zeit des Johann Christoph Bölcke damals gelebt haben von dieser Familie B., sind noch nicht ermittelt worden.

Eine Zeitschrift begibt sich eines ihrer vornehmsten Kennzeichen, wenn sie nicht Anreger und Vorkämpfer ist. (Die Welt, 14. 10. 1960)

Die Rose

Eine wunderbare
gelbe Rose
schwebte einst
vor mir hernieder,
bot die zarten
süßen Glieder
mir zum Gruß
und Kusse hin.

Voller Staunen stand ich,
voll Entzücken,
wagte nicht,
sie zu berühren.

Wartend säumte sie,
o lange wartend,
schlug das dunkle Mandelauge auf
und sann.
Langsam,
ach, ganz langsam nur,
stieg sie wieder
himmelan.

G. H.

Ein Brief aus Südafrika

Tsumeb, den 25. August 1961

Sehr verehrter, lieber Herr K.

. . . . Unsere Kinder sind wohltauf und munter. Uschi geht seit Jahresbeginn zur Schule (Hier beginnt das Schuljahr jeweils im Januar). Ihr Wissensdurst ist groß. Die Lehrmethode sagt uns nicht sehr zu. Sie besteht viel im Auswendiglernen, statt in der Erziehung zum selbständigen Denken. Doch haben wir hier den Vorteil, unsere Kinder in deutschsprachige Abteilungen schicken zu können. Ein schwacher Punkt ist leider der große Mangel an Deutschlehrern, was zur Folge hat, daß die deutschen Abteilungen sehr vernachlässigt werden müssen. Viele Lehrer werden aus Deutschland hierher verpflichtet. Doch stehen bei weitem nicht genügend zur Verfügung. In ganz Südwest, das dreimal so groß ist wie die Bundesrepublik und eine weiße Bevölkerung von 70 000 Einwohnern hat, gibt es drei deutsche Privatschulen, eine in Windhuk, eine in Karibit und eine in Lüderitzbucht. Sie alle müssen auf eigenen Füßen stehen und sind deshalb gezwungen, Schulgeld zu erheben. Dieses Geld reicht bei weitem nicht aus. So hat sich die Regierung bereiterklärt, eine Beihilfe pro Kind zu zahlen. Die Bundesrepublik tut ein weiteres und gewährt ebenfalls großzügige Unterstützung. Die Schulen selbst veranstalten einmal im Jahr einen großen Schulbazar mit sportlichen Veranstaltungen und Vorführungen, verkaufen selbstverfertigte Gegenstände, gestiftete Bücher, Handarbeiten, Kleidungsstücke usw. Unterstützt wird dieser Bazar in hohem Maße von der Elternschaft, und der Erfolg bleibt nie aus. Nebenbei fördert diese Zusammenarbeit sehr das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Die bedeutendste Privatschule befindet sich in Windhuk. Es wird an einer deutschen Privatschule viel von den Kindern verlangt. Neben dem von der Regierung vorgeschriebenen Lehrplan läuft der deutsche Lehrplan, der an die Kinder zusätzliche Anforderungen stellt. Der Schulabschluß ist das Matrik, das dem Abitur gleichkommt. Zwölf Schuljahre sind es bis zu diesem Abschluß. Mit Sub A und Sub B beginnend, teilen sich die nächsten Jahre ein in Standard 1 bis 10. Um den deutschen Kindern das Studium in Deutschland zu erleichtern, ist an der Privatschule in Windhuk das 13. Schuljahr eingeführt worden.

Jeder deutschen Privatschule und fast jeder Regierungsschule ist ein Schülerheim angeschlossen. Diese Schülerheime haben den Zweck, Kinder aufzunehmen, deren Eltern auf Farmen oder in entlegenen Orten wohnen und ihre Kinder nicht zur Schule bringen können. Für viele Eltern und Kinder bedeutet es eine Härte, so früh voneinander getrennt sein zu müssen. Dazu kommt für die Eltern die zusätzliche Geldausgabe für die Unterbringung im Heim, die bei Privatschulen recht hoch, in den Regierungsschulen dagegen ermäßigt ist.

Das Internat hat natürlich vieles für sich. Das Kind wird zur Selbständigkeit erzogen, und das Lernen wird überwacht, aber das Kind entgleitet doch teilweise oder auch ganz der Erziehung der Eltern. Die Ferien reichen gerade dazu aus, die Familienbande wieder enger zu knüpfen. Und wie leicht drückt man ein Auge zu, wo Strenge am Platz gewesen wäre, nur um selbst die Stunden ungetrübt zu genießen, die man gemeinsam mit den Kindern verbringen kann! Dies ist kurz gesagt das Los der meisten Südwestler Eltern und Kinder, denn der überwiegende Prozentsatz der Bevölkerung besteht aus Farmern.

Das Leben in Südwest hat viele Für und Wider. Das Nachteiligste ist wohl im letzten Punkt gesagt. Der Vorteile sind aber auch genug. Vor allem ist es uns vergönnt, unsere Eigenart zu bewahren und unser privates Leben nach eigenem Ermessen gestalten zu können; dabei bleibt natürlich der Einfluß einer anderen Umwelt nicht ganz wirkungslos. Südwest ist ein sehr freies Land und sehr von deutschem Einfluß gekennzeichnet. Im Berufsleben reicht zwar nicht immer die deutsche Sprache aus, aber für den Besucher und Reisenden bilden mangelnde Sprachkenntnisse kein Hindernis. Selbst bei den Behörden bemüht man sich dank des Entgegenkommens der Regierung, wenn irgend möglich, den Deutschen in ihrer Sprache zu begegnen. Deutsch ist die dritte anerkannte Landessprache. Die Amtssprachen sind Afrikaans, die Sprache der Burenbevölkerung, und Englisch, die Sprache der Nachkommen der eingewanderten Engländer, die aber in Südwest in geringer Zahl ansässig sind. Unsere Kinder lernen in der Schule alle drei Sprachen.

Viele alte Gebäude erinnern überall an die Zeit der deutschen Verwaltung. Das markanteste ist wohl der alte deutsche Verwaltungssitz, der sogenannte „Tintenpalast“ in der Hauptstadt von Südwest, in Windhuk. Das bekannte Reiterdenkmal „Der Reiter von Südwest“ in der Nähe des Tintenpalastes erinnert an die Schwierigkeiten bei der Besiedelung dieses Landes. Viele Straßen in Windhuk tragen deutsche Namen. Besonders zu erwähnen ist die Hauptstraße, sie heißt heute noch „Kaiser-Straße“. Andere heißen Leutwein-, Francois- und Göring-Straße (nicht nach Hermann Göring!). Sie alle erinnern an Männer, die sich um die Entwicklung dieses Landes verdient gemacht haben.

Mit großer Sorgfalt werden die Friedhöfe gefallener Schutztruppensoldaten gepflegt. Im ganzen Lande gibt es eine Vereinigung „Alte Kameraden“ ehemaliger Schutztruppler, die sehr interessant aus alter Zeit erzählen können. Damals gab es noch keine Autos, und die großen Entfernungen mußten im Ochsenwagen, zu Pferde oder, wie im Hereroaufstand, teilweise zu Fuß überwunden werden. Was das in diesem Sonnenlande bedeutet, vermag nur der zu ermessen, der dieses Land kennt. Wochenlang waren die Transportfahrer der damaligen Zeit unterwegs, in Ochsenwagen mit 16 Ochsen davor, und die nötigen Treiber liefen zu Fuß nebenher. Übernachtet wurde im Freien. Ob in der kalten Zeit oder in der Regenzeit, beschwerlich waren solche Reisen immer. Wie leicht konnte der Regen die Pads (so nennt man hier die Straßen) in unpassierbaren Schlamm verwandeln, oder ein abgekommenes Revier (ein Fluß, der nur in der Regenzeit Wasser führt) die Weiterfahrt für Tage unterbinden. Selbst heute noch ist es oft ein zweifelhaftes Vergnügen, in der Regenzeit mit dem Auto auf Reisen zu gehen, weil es sehr wenig asphaltierte Straßen gibt. Die sogenannten Pads werden laufend von Padkratzern (Straßenhobeln) glatt gekratzt, weil sich durch starkes Befahren das von allen Südwestern gehaßte „Wellblech“ bildet. Dieses Wellblech hat nur die Wellenform mit dem eigentlichen Wellblech gemeinsam, aber das genügt, um das Autofahren zu einer Tortur für Fahrer und Auto werden zu lassen. Von einem Auto kann hier deswegen keine lange Lebensdauer erwartet werden.

Das Leben selbst zeigt in Südwest noch nicht eine so stark ansteigende Fieberkurve wie in Europa, obwohl ein Ansatz zur Hast auch schon spürbar wird. Allein die Weitläufigkeit läßt ein so geschäftiges Treiben nicht zu wie in den Großstädten Europas. Einzig in Windhuk gleicht der Betrieb manchmal einem Ameisenhaufen, und deshalb fahren wir Provinzler auch nicht gerne dorthin, auch weil die Verkehrsdisziplin der Landeshauptstädter einiges zu wünschen übrig läßt.

Heute Abend bin ich allein. Gisela und die Kinder sind zu einem bunten Abend. So kann ich in Ruhe schreiben und mit Ihnen plaudern. In Verbindung mit der Heimat stehen wir jeden Abend durch das Radio. Auf Kurzwelle hören wir von 19.00 bis 22.00 Uhr (Südafr. Zeit) die Sendungen der deutschen Welle aus Köln. Der Empfang ist gut. Zu Beginn und am Ende der Übertragung wird der Wetterbericht durchgegeben. So wissen wir, daß bei Ihnen kein sommerlich schönes Wetter herrscht. Wie schade! Auch für manchen Südwestler, der jetzt die alte Heimat besucht und furchtbar frieren muß. Das Klima hier und die Höhenlage verdünnen unser Blut, so daß wir sehr kälteempfindlich sind und bei einem Deutschlandbesuch gerne den Sommer bevorzugen. Hoffentlich gelingt auch mir bald einmal der Rutsch über den Ozean!

In alter Verbundenheit Ihr

Hannes Lösch

Steinach am Brenner

Die Straße glüht. Der Strom der fremden Wagen
Vereint den stillen Ort der weiten Welt,
Indes von Hängen, die noch Häuser tragen,
Der Blick auf Steinachs helle Kirche fällt

Und aufwärts über grüne Matten gleitet
Und zu den Bergen, dichtbewaldet, steigt.
Wenn unter Wolken sich die Ferne weitet
Und Sonne ihre Strahlen blendend neigt,

Dann rücken jene schneebedeckten Riesen
Ganz nahe an das heimatliche Tal,
Und Licht und Wärme quillt aus vollen Wiesen

Und öffnet bunte Blüten sonder Zahl.
Und immer schäumt und rauscht seit Urgedenken
Des Bergbachs kühle Flut durch Stein und Senken.

Fritz Hagemann

Mecklenburg und Rostock - Geschichtliche Streifzüge

von Carl Meltz

Mecklenburg, ein deutsches Land an der Ostseeküste zwischen der Lübecker Bucht und dem Darß, ist uralter germanischer Siedlungsboden. Dort wohnen in vorgeschichtlicher Zeit deutsche Volksstämme. Das Gebiet der Sachsen umfaßt von Nordwesten her auch das spätere Fürstentum Ratzeburg. Ostwärts, also in Nordwestmecklenburg, schließen sich Langobarden an. Ob in der Mitte und im Osten Mecklenburgs Warnen oder Burgunder sitzen, ist umstritten. Das Gebiet der Rugier reicht von der Insel Rügen und Vorpommern auch über die mecklenburgische Ostgrenze. Die Wohnsitze der Semnonen erstrecken sich über die Priegnitz und das Havelland bis in den Süden Mecklenburgs hinein.

Seit dem Ausgang des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt wandert die germanische Urbevölkerung allmählich ab. Um das Jahr 500 ist Mecklenburg bis auf unbedeutende Bevölkerungsreste im Zuge der Völkerwanderung geräumt. Um das Jahr 600 beginnen von Osten her slawische Stämme, von dem nahezu menschenleer gewordenen Gebiet Besitz zu ergreifen. Etwa 200 Jahre dauert diese Landnahme. Dann sind ansässig in Westmecklenburg die Abodriten oder Obodriten¹⁾ und in Ostmecklenburg die Wilzen, später L(i)utizen genannt. Beide gliedern sich in mehrere Stämme. Von ihnen seien nur die zu den letzteren gehörenden Redarier²⁾ genannt. In ihrem Gebiet, das sich ungefähr mit dem späteren Land Stargard, nämlich Mecklenburg-Strelitz ohne das Fürstentum Ratzeburg, deckt, liegt das dem Radegast geweihte I(i)utizische Heiligtum Rethra. Es spielt in den Kämpfen zwischen Deutschen und Slawen als einer der Mittelpunkte des heidnischen Glaubens eine Rolle und wird wahrscheinlich 1068 im Vergeltungsfeldzug wegen des großen Wendenaufstandes von 1066 gegen die Christianisierung zerstört. Über Rethras Lage herrscht noch immer jüngst neu entbrannter Streit. Wahrscheinlich haben wir es aber auf einer Halbinsel im Wanzkaer See an der Stelle zu suchen, wo vor 1283 das Nonnenkloster W a n z k a der Zisterzienser entsteht.

Noch vor der Jahrtausendwende beginnen die Deutschen, wieder in das von ihnen während der Völkerwanderung verlassene Gebiet vorzustoßen. Jahrhundertelange wechselvolle Kämpfe sind die Folge. Die Tributpflicht der Slawen zwischen Elbe und Oder gegenüber Karl dem Großen hört bereits unter seinen Nachfolgern wieder auf. Mit dem großen Wendenaufstand von 983 bricht die deutsche Herrschaft auf brandenburgischem und mecklenburgischem Boden plötzlich wieder zusammen.

Schließlich gliedert Sachsenherzog Heinrich der Löwe Mecklenburg endgültig in den deutschen Kulturbereich zurück. Im Kampf gegen den Löwen fällt 1160 N i k l o t, der letzte freie Obotritenfürst und Stammvater des mecklenburgischen Fürstenhauses. Sein Sohn P r i b i s l a w läßt sich taufen, wird 1167 Reichsfürst und erhält im gleichen Jahre sein väterliches Erbe mit Ausnahme der

¹⁾ Von ihnen leiten die Burschenschaften Obotritia-Rostock und Obotritia-Berlin ihren Namen her; beide tragen als Band die mecklenburgischen Farben blau-gold(gelb)-rot.

²⁾ Sie geben den Redaren ihren Namen; die Burschenschaft Redaria-Rostock wählt für ihr Band die Rostocker Farben hellblau-weiß-rot; 1950 schließt sich ihr Altherrenverband vorläufig mit dem der Alten Straßburger Burschenschaft Alemannia zu Hamburg zusammen; am 27. Juni 1959 vereinigen sich beide Burschenschaften endgültig zu der Burschenschaft Alemannia-Redaria.

Grafschaft Schwerin als Lehen von dem Welfenherzog zurück. Der sächsische Löwe setzt damit einen Schlußstrich unter die jahrhundertelange Periode der Grenze- und Glaubenskämpfe zwischen Deutschen und Elbslawen.

Der politischen Unterwerfung folgt auf friedlichem Wege die völlige Christianisierung und Germanisierung, zuerst in der Grafschaft Schwerin, später nach und nach im übrigen wendischen Gebiet mit zeitlichem Schwerpunkt in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Bis zur Zeit des welfischen Löwen kommt es den Deutschen wesentlich darauf an, politisch über das Land der Wenden zu gebieten und ihnen das Christentum zu bringen. Erst mit dem Löwen setzt der Strom deutscher Siedler und Kaufleute ein, welche das Wendenland wieder eindeutschen.

Das 19. Jahrhundert sieht in der deutschen Ostsiedlung des Mittelalters eine von nationalen Ideen getragene Großtat. Es überträgt bedenkenlos die zeitbedingten Anschauungen seiner Epoche auf ein Zeitalter, dem solche Ideen fremd sind. Wir denken heute frei von nationalen Anwendungen nüchtern und erkennen als die Haupttriebfeder den Kreuzzugsgedanken, das unabweisliche religiöse Bedürfnis, den Unglauben auszurotten und unter den heidnischen Wenden die christliche Heilslehre zu verbreiten. Dazu gehört die politische Herrschaft, um einen Rückfall in das Heidentum auszuschalten.

Allerdings empfängt dieser kirchliche Eifer später starken Auftrieb aus der Notwendigkeit, dem Bevölkerungsdruck nachzugeben und der erheblich angewachsenen Bevölkerung Deutschlands neuen Lebensraum zu schaffen. Mit der Absicht, dem Deutschtum verloren gegangene Gebiete zurückzugewinnen, hat das nichts zu tun. Die überschüssige deutsche Bevölkerung sucht Siedlungsraum und glaubt, ihn in Nord- und Ostdeutschland zu finden.

Gleichwohl darf die deutsche Ostkolonisation, die sich ja nicht auf Mecklenburg beschränkt, sondern auf weit größere Gebiete erstreckt, auch als große nationale Tat gewertet werden. Vielleicht tiefer als die Deutschen berührt die verfehlte rein nationalistische Betrachtungsweise der ostdeutschen Kolonisation die westlichen Slawen. In umgekehrter Wertung des Charakters der deutschen Ostsiedlung sehen sie in ihr ein großes ihnen geschehenes Unrecht. Die so mißverständene deutsche Ostsiedlung nimmt einen wichtigen Platz ein in ihrem allgemeinen Geschichtsbild von einer angeblichen deutsch-slawischen Erbfeindschaft. Von einer solchen allerdings verfehlten Überzeugung ist der Schritt nur kurz zu der politischen Forderung nach „Wiedergutmachung eines geschichtlichen Unrechts“. Dieses Verlangen spielt nach dem ersten Weltkrieg bei der Grenzziehung eine nicht unbedeutende Rolle und wird nach dem zweiten Weltkrieg furchtbar verwirklicht durch die rücksichtslosen und grauenvollen Massenaustreibungen der Deutschen nach 1945.

Der neudeutsche Volksstamm der Mecklenburger bildet sich im Zuge der Kolonisation seit dem 12. und 13. Jahrhundert durch Vermischung der siedelnden Vlamen, Niedersachsen, Ost- und Westfalen untereinander und mit einer Schicht slawisch-wendischer Bevölkerung, welche Jahrhunderte zuvor die Reste der germanischen Urbevölkerung aufsaugt. Zu Beginn der Neuzeit wird z. B. in der Jabeler Heide noch wendisch gesprochen. Gar mancher Orts- und Flurname erinnert noch heute an die wendische Zwischenzeit. Das Fürstenhaus erinnert sich gerne seines wendischen Stammvaters. Der mecklenburgische Mensch ist bedacht-sam, oft schwerfällig und langsam, aber gutmütig und zuverlässig und von breitem Humor, wovon besonders Fritz Reuters, des Jenenser Burschenschafters, Schriften beredtes Zeugnis ablegen.

Seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts gehen bäuerliche Siedlung und Städtegründungen Hand in Hand mit der Missionstätigkeit der neuen Bistümer Ratzeburg und Schwerin und des Zisterzienserordens. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts entstehen die wichtigsten mecklenburgischen Städte: Schwerin 1161, Rostock 1218, Wismar zwischen 1224 und 1229, Parchim 1225 und Güstrow 1228, um nur die bedeutendsten zu nennen.

Nach Heinrichs des Löwen Sturz (1181) erlangt der Dänenkönig Waldemar die Oberherrschaft über Norddeutschland und damit auch über Mecklenburg. Er wird 1223 durch den Grafen Heinrich von Schwerin gefangen genommen, aber später gegen Lösegeld wieder freigelassen. Seine Niederlage von Bornhöved 1227 nimmt dem Dänenkönig endgültig seine Vormachtstellung in Norddeutschland. Zwei Jahre später teilen Urenkel Pribislaws das Land in vier Teile. Davon setzt sich im Laufe der Zeit die Linie Mecklenburg durch, genannt nach Niklots Stammsitz Mikilnburg (große Burg) bei Wismar. U. a. erwirbt sie durch Heirat das Land Stargard und 1358 durch Kauf die Grafschaft Schwerin.

Das Land Stargard, genannt nach der 1170 erstmalig urkundlich erwähnten, aber schon vorgeschichtlichen Burg gleichen Namens, an deren Fuß später eine Stadt entsteht, gelangt 1236 von dem Pommernherzog Wratislaw an die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg. Von Brandenburg aus wird es auch kolonisiert. Dadurch unterscheidet es sich vom übrigen Mecklenburg. Friedland (Vredeland) wird 1244 gegründet und Neubrandenburg 1248. Strelitz, das später dem Herzog- und Großherzogtum seinen Namen gibt, erhält erst lange danach Stadtrecht.

Durch die Heirat der Markgrafentochter Beatrix 1292 mit Heinrich II., dem Löwen zu Mecklenburg, der nicht mit dem Welfenherzog gleichen Vor- und Beinamens verwechselt werden darf, gelangt das Land Stargard an Mecklenburg, de jure schon 1300 mit dem Tode des Markgrafen Albrecht III., de facto erst durch den Wittmannsdorfer Vertrag 1304.

Kaiser Karl IV. (Wenzel) erhebt 1348 die mecklenburgischen Fürsten zu reichsunmittelbaren Herzögen und beseitigt damit die sächsische Lehnsheheit. Herzog Albrecht III. zu Mecklenburg ist von 1364 bis 1389 zugleich König von Schweden. 1418 wird die Universität Rostock gegründet. Die Erbverbrüderung von Wittstock 1442 räumt Brandenburg das Erbfolgerecht für den Fall des Aussterbens des mecklenburgischen Fürstenhauses ein.

Die Reformation setzt sich in Mecklenburg nur langsam durch. Der Prediger Nikolaus Ruß wird 1516 zunächst aus Rostock vertrieben. Seit 1523 verkündigt Joachim Slüter in Rostock mit gutem Erfolg die lutherische Lehre. Aber erst auf dem deshalb so bedeutungsvollen Sternberger Landtag, dem sog. Landtag an der Sagsdorfer Brücke, von 1549 wird das Luthertum förmlich zum Glaubensbekenntnis des Landes erhoben. Seitdem ist Mecklenburg evangelisch-lutherisch. Erst im 19. Jahrhundert bilden sich kleinere katholische Gemeinden.

Etwa seit 1520 sondern sich die Länder Schwerin und Güstrow mehr und mehr von einander ab und werden 1621 endgültig geteilt. Dabei bleiben gemeinsam Rostock mit der Universität, das Hofgericht, das Konsistorium und die Stände.

Im Dreißigjährigen Krieg werden beide Herzöge wegen ihres dänischen Bündnisses vertrieben und geächtet. 1627 erhält der kaiserliche Generalissimus Wallenstein, der sich in Güstrow sein Residenzschloß baut, das Land zu Lehen. 1631 führt Gustav Adolf von Schweden die angestammten Herzöge zu-

rück. Im Westfälischen Frieden kommen Wismar sowie die Ämter Pool und Neu-kloster an Schweden. Als Ausgleich für diesen Gebietsverlust erhalten die Her-zöge die säkularisierten Bistümer Ratzeburg und Schwerin.

Der Dreißigjährige Krieg räumt furchtbar unter der mecklenburgischen Be-völkerung auf, insbesondere unter der bäuerlichen und vornehmlich in den Jahren 1637 bis 1639, als in den hin- und herwogenden Kämpfen Mecklenburg immer wieder Kriegsschauplatz wird und zugleich Seuchen unter der hungernden Be-völkerung wüten. Im Amt Mirow, dessen Verhältnisse als durchschnittlich gelten können, sind von 194 Bauernstellen des Jahres 1606 im Jahre 1666 noch 135 „wüste“, also 70 vom Hundert.

Durch diese Entwicklung verlagert sich der Wert des Bauernhofes für den Grundherrn von den Geld- und Naturalabgaben grundlegend auf die Arbeitskraft des Bauern und seiner Familie. Die Leibeigenschaft bildet sich. Denn nunmehr kommt es für den Grundherrn im Gegensatz zu früher entscheidend darauf an, den Bauern auf dem Hof zu halten, um der Arbeitskraft der bäuerlichen Familie nicht verlustig zu gehen. Gleichwohl werden im ritterschaftlichen Teil des Landes zahlreiche Höfe nicht wieder besetzt; die noch besetzten werden trotz des in der Regel nutzlosen Widerstandes der herzoglichen Kammer „gelegt“ und nach und nach die schleswig-holsteinische Koppelwirtschaft eingeführt. Damit entsteht der Großgrundbesitz, der bis 1945 die Agrarstruktur des Landes weitgehend bestimmt.

Im Gegensatz zu den Rittern betreiben die Herzöge eine weitsichtige und bauernfreundliche Agrarpolitik. Insbesondere die Ansetzung von Kleinlandwirten, sog. Büdnern und Häuslern (Häuschenleuten), ist ein fürstliches Ruhmesblatt, nicht minder die Vererbpachtung der bäuerlichen Stellen im 19. Jahrhundert.

Mecklenburg büßt im Dreißigjährigen Krieg seinen Charakter als reines Bauernland ein, das es seit der Kolonisationszeit ist. Kleinstädtisches Bürgertum und Landadel prägen nunmehr stärker das Gesicht Mecklenburgs, das über Bodenschätze nicht verfügt, aber über die Häfen Rostock und Wismar Handel treiben kann. Auch die einschneidende Bodenreform der Jahre 1945 und 1946 stellt den Charakter als Bauernland nicht wieder her, beseitigt aber den Großgrundbesitz und verändert dadurch ähnlich einschneidend wie der Dreißigjährige Krieg die Agrarstruktur des Landes.

1820 endet die Leibeigenschaft. Der nunmehr wieder freie Bauer muß in zahl-losen Fällen besonders im Gebiete der Ritterschaft seine Stelle verlassen. Er ist als unerwünschte Nebenfolge seiner persönlichen Freiheit wirtschaftlich weitgehend schutzlos. Auch fehlt jetzt die Fürsorgepflicht des Grundherrn. Das alles führt bei dem starken Anwachsen der Bevölkerung zu anhaltenden lebhaften Auswanderungen vor allem nach Übersee und damit zu erheblichen Bevölkerungs-verlusten. Trotzdem steigt die Bevölkerung der beiden Mecklenburg von 308 000 und 73 000 im Jahre 1816 bzw. 1817 auf 494 000 und 90 000 im Jahre 1840 bzw. 1839, 558 000 und 97 000 im Jahre 1871 (Deutsches Reich 41 Millionen), 608 000 und 103 000 im Jahre 1900. 1933 zählen beide Mecklenburg 708 000 und 113 000 Einwohner (Deutsches Reich 68 Millionen). 1939 hat Mecklenburg 900 000 Seelen. Seine Bevölkerungsdichte ist die niedrigste unter den deutschen Ländern. Sein Staatsgebiet ist 16 000 Quadratkilometer groß. Davon entfallen auf Schwerin 13 000 und auf Strelitz 3000.

Die Stände, deren Anfänge in das 13. Jahrhundert zurückreichen, wahren gegenüber der häufigen fürstlichen Landesteilung ihre und damit weitgehend auch die Einheit des Landes Mecklenburg. Die Ritter genannten Eigentümer der Ritter-

güter bilden den Stand der Ritterschaft. Den Stand der Landschaft stellen die Städte dar. Der dritte Stand der Kirche fällt mit der Reformation des Landes fort. Die Landtage treten abwechselnd in Sternberg und Malchin zusammen. Das Fürstentum Ratzeburg bleibt außerhalb der landständischen Verfassung. Sein Landtag tritt niemals zusammen.

Die am 1. August 1523 zu Rostock geschlossene Union der Landstände legt staatsrechtlich die Grundlagen des in Wirklichkeit längst bestehenden mecklenburgischen Ständestaates. Wegen seiner Streitigkeiten mit den Ständen wird **K a r l L e o p o l d** zu Schwerin 1728 vom Reichshofrat abgesetzt und sein Bruder **C h r i s t i a n L u d w i g I I.** vom Kaiser als Regent eingesetzt. Letzterer schließt nach endlosen Verhandlungen mit den Ständen am 18. April 1755 zu Rostock den Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich, dem **A d o l f F r i e d r i c h I V.** zu Strelitz am 30. September 1755 beitrifft und den der Kaiser im Jahre darauf bestätigt. Der Landesgrundgesetzliche Erbvergleich vollendet den Ständestaat in seiner schärfsten Ausprägung und stellt die mecklenburgische Verfassung dar. Nur im nichtständischen Gebiet, dem Domanium, sind die Herzöge unumschränkte Herren. Die Stände haben das Steuerbewilligungsrecht und dadurch einen starken Einfluß auf das landesherrliche Regiment der Fürsten. Sie verfügen über eine eigene Finanzverwaltung, den sog. Landkasten in Rostock. Sie sind an der Gesetzgebung beteiligt, soweit ihre Gerechtsame betroffen werden, und das ist in zahllosen und wichtigsten Angelegenheiten der Fall.

Alle Bestrebungen, eine dem Gedankengut der französischen Revolution und des 19. Jahrhunderts entsprechende demokratische Verfassung für Mecklenburg zu erreichen, scheitern am Widerstand der Stände. Die Revolution von 1848 bringt nur Schwerin eine neue Verfassung, die aber 1850 im Freienwalder Schiedsspruch für unwirksam erklärt wird. Auch die Zugehörigkeit der beiden Mecklenburg zum Deutschen Reich seit 1871 läßt die landständische Verfassung unberührt. Zahlreiche und zum Teil bis in den Deutschen Reichstag vorgetragene Vorstöße wegen einer zeitgemäßen Verfassung scheitern am Widerstand der Stände. So findet die Revolution von 1918 in den beiden Mecklenburg als einzigen deutschen Bundesstaaten noch Ständestaaten vor.

1695 erlischt die Linie Mecklenburg-Güstrow. Der Erbfolgestreit zwischen **F r i e d r i c h W i l h e l m** von Mecklenburg-Schwerin und seinem Oheim **A d o l f F r i e d r i c h** endet mit dem Hamburger Vergleich von 1701. Darin erhält letzterer das Land Stargard und das Fürstentum Ratzeburg. Er bildet aus diesen beiden durch Mecklenburg-Schwerin räumlich getrennten Gebietsteilen das Land Mecklenburg-Strelitz. Er baut, als sein Schloß in Strelitz 1712 abbrennt, das benachbarte Jagdschloß Glienke als Residenz aus und gründet im Anschluß daran 1733 die Landeshauptstadt Neustrelitz, die Domanium bleibt und an der landständischen Verfassung als einzige Stadt Mecklenburgs nicht teilnimmt.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts haben beide Mecklenburg unter den gewaltsamen Werbungen für preussische Truppenteile zu leiden. Im Siebenjährigen Krieg nehmen Zwangswerbungen, Plünderungen und Beitreibungen für das zu den Gegnern Preußens gehörende Herzogtum Schwerin beträchtlich zu. Es wird zeitweilig sogar von Preußen besetzt. Der Strelitzer Hof, zur Rheinsberger Zeit des Preußenkönigs in Mirow residierend und mit dem damaligen Kronprinzen befreundet, verhält sich neutral; das Land Stargard wird infolgedessen nur mehr am Rande in Mitleidenschaft gezogen.

1803 erlangt Mecklenburg die Seestadt Wismar mit den übrigen 1648 abgetretenen Gebieten als Pfand zurück. 1903 verzichtet Schweden auf die Einlösung des Pfandes. 1808 treten Schwerin und Strelitz dem Rheinbund bei. Zum Feldzug Napoleons gegen Rußland stellen sie Kontingente, die weitgehend aufgegeben werden.

1813 schließen sich Schwerin und Strelitz der deutschen Erhebung an. Herzog Carl zu Mecklenburg-Strelitz, der Lieblingsbruder der Königin Luise von Preußen, befehligt die nach ihm benannten und rühmlichst im Freiheitskampf hervorgetretenen C-Husaren, und wird später preußischer General, um nur seine militärischen Verdienste zu nennen. Der C-Husar Timm erbeutet bei Leipzig-Möckern den einzigen französischen Legionsadler. Der Freiheitsdichter und Lützower Jäger Theodor Körner fällt 1813 bei Wöbbelin auf mecklenburgischem Boden. Generalfeldmarschall Leberecht Fürst Blücher von der Wahlstatt aus mecklenburgischem Uradel führt die verbündeten Truppen zum Siege gegen Napoleon. Sein Geburtshaus in Rostock sinkt in den Bombennächten des April 1942 in Schutt und Asche. Sein von Rauch gegossenes Denkmal mit Versen von Goethe steht noch heute vor dem Universitätshauptgebäude auf dem Platz, welcher nicht mehr Blüchers Namen trägt.

Der Wiener Kongreß erhebt 1815 die beiden Herzogtümer Mecklenburg zu Großherzogtümern. Beide schließen sich dem Deutschen Bund an. Beide treten 1867 dem Norddeutschen Bund und als Folge davon 1868 endlich auch dem schon 1834 entstandenen Deutschen Zollverein bei. Der schweigsame Generalfeldmarschall und Generalstabschef Graf Helmuth von Moltke, wie Blücher aus mecklenburgischem Uradel, führt 1864, 1866 und 1870/71 die preußischen und deutschen Truppen zum Siege.

Adolf Friedrich VI. zu Mecklenburg-Strelitz scheidet am 23. 2. 1918 freiwillig aus dem Leben. Die Frage seiner Nachfolge ist in tatsächlicher wie rechtlicher Beziehung trotz des im Hamburger Vergleich von 1701 vorgesehenen wechselseitigen Thronfolgerechts undurchsichtig. Friedrich Franz IV. zu Mecklenburg-Schwerin tritt deshalb vorsorglich nur die Regentschaft an. Er dankt, bevor die Thronfolge geklärt werden kann, am 14. November 1918 für beide Mecklenburg ab.* Mit ihm verläßt das älteste regierende deutsche Fürstenhaus den Thron.

Der Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich in Leipzig entscheidet 1926, daß beide Mecklenburg Länder im Sinne der Weimarer Reichsverfassung seien; Strelitz habe in jedem Falle durch die nachfolgende staatsrechtliche Entwicklung wieder die Stellung eines Landes erlangt, selbst wenn es sie durch den Thronfall eingebüßt haben sollte. Der Staatsgerichtshof läßt die strittige Frage, ob Strelitz durch den Tod seines letzten Großherzogs an Schwerin gefallen sei, ausdrücklich unentschieden. Diese auch nach Klärung der tatsächlichen Fragen noch mit einer Fülle staatsrechtlicher Probleme gesättigte und wohl zu bejahende Frage hat nach der Revolution von 1918 finanziell nicht unerhebliche Bedeutung, weil Strelitz ein finanzkräftiges, Schwerin dagegen ein minder begütertes Land ist.

Mit dem 1. Januar 1934 gehen beide Mecklenburg in einem Lande auf, cum grano salis vergleichbar mit dem Zustand bis zur Landesteilung von 1229. Das Gesetz vom 30. 1. 1934 über den Neuaufbau des Reichs hebt die Volksvertretungen der Länder auf und überträgt die Hoheitsrechte der Länder auf das Reich. Die Landesregierungen, deren Befugnisse bereits durch das Reichsstattthaltergesetz

* S. hierzu S. 88 Ein Blatt aus der mecklenburgischen Geschichte.

vom 7. 4. 1933 stark eingeengt sind, führen nunmehr lediglich ein Schattendasein und sinken praktisch zu wenig bedeutungsvollen Provinzialregierungen ab. Sitz des Reichsstatthalters in Mecklenburg (Schwerin und Strelitz) und Lübeck ist Schwerin.

Am Ende des zweiten Weltkrieges wird Mecklenburg von der Roten Armee besetzt. Den Weststreifen mit Schwerin nehmen die Engländer in Besitz, überlassen ihn aber schon im Juni 1945 der Sowjetunion. Seitdem ist Mecklenburg mit Ausnahme des stets mecklenburgischen Domes zu Ratzeburg ein Teil der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands; die Stadt Ratzeburg gehört seit jeher zu Lauenburg und damit zuletzt zu Preußen. Die sowjetische Besatzungszone Deutschlands verwandelt sich im November 1949 in die „Deutsche Demokratische Republik“. Im Sommer 1952 werden in allen mitteldeutschen Ländern ähnlich wie 1934 die Länderparlamente beseitigt und darüber hinaus die Landesregierungen aufgelöst. Das bereits 1945 um Vorpommern vergrößerte Gebiet Mecklenburgs gliedert sich seitdem in die drei Bezirke Schwerin, Rostock und Neubrandenburg. Die beiden letzteren umfassen auch Vorpommern. Der Bezirk Rostock reicht von der Lübecker Bucht bis kurz vor das jetzt polnische Stettin. Er ist schmal und langgezogen, erstreckt sich über die gesamte mitteldeutsche Ostseeküste und sitzt wie ein Deckel auf der Deutschen Demokratischen Republik. Staatsrechtlich besteht Mecklenburg seit dem 23. Juli 1952 nicht mehr.

Kurz vor ihrer Mündung in die Ostsee verbreitert sich die Warnow boddenartig zum Breitling. Dort liegt die Hanse- und Universitätsstadt Rostock. Sie leitet ihren Namen her von einer wendischen Siedlung auf dem rechten Flußufer, benachbart dem Heiligtum der abodritischen Kessiner auf dem heutigen Schloßberg bei Fresendorf. Die wendische Siedlung wird 1160 von den Dänen zerstört und 1170 von dem Abodritenfürsten Pribislaw wieder aufgebaut.

Auf dem linken Warnowufer entsteht, seit 1189 urkundlich nachweisbar, eine deutsche Kaufmanns- und Bürgersiedlung. Diese deutsche Siedlung wird 1218 zur Stadt erhoben und mit lübischem Recht bewidmet. Seit 1229 ist sie Sitz der Herren von Rostock. 1265 schließt die erste deutsche Niederlassung sich mit ihren nach ihr weiter westlich gegründeten Schwestern, der Mittel- und der Neustadt, zusammen. Diese drei zunächst selbständigen Städte mit ihren vier großen Pfarrkirchen, die bis 1942 weithin das Stadtbild beherrschen, wachsen bald zu einem einheitlichen Gemeinwesen zusammen, das trotz mancher innerer Wirren und Kämpfe mächtig und angesehen dasteht.

Als nach dem Sturz Heinrich des Löwen der deutsche Einfluß zunächst zurückgeht und sich auch später immer wieder gegen die dänischen Herrschaftsbestrebungen durchsetzen muß, schließen Hansestädte unter Lübecks Führung 1283 mit benachbarten Fürsten das Rostocker Landfriedensbündnis, um sich gegen neue Angriffe Dänemarks zu schützen. Gleichwohl gerät Rostock 1301 bis 1323 unter dänische Oberhoheit. Seit 1352 gehört die Stadt den Schweriner Herzögen und bleibt bei späteren Landesteilungen gemeinsam, bis sie nach dem Erlöschen der Linie Güstrow bei der letzten mecklenburgischen Landesteilung 1701 endgültig an Schwerin fällt, allerdings unter Wahrung ihrer Sonderrechte.

Rostock gehört durch seine geographische Lage, die die Stadt zu einem idealen Stapel- und Umschlageplatz für Handelsgüter und Waren aus allen Himmelsrichtungen macht, zu den geborenen Hansestädten. Sie zählt zu jenen Ostseestädten, welche an einer Flußmündung am Schnittpunkt des Seewegs mit einem ins Binnenland führenden Wasserwege als Einfallstor von See her ins Hinterland liegen. So steht Rostock von Anbeginn an in dem hansischen Zusammenhang. Die

hansischen Gegebenheiten und Erfordernisse bestimmen Entwicklung und Schicksal Rostocks. Zugleich ist Rostock aber auch eine mecklenburgische Landstadt. So sehr es sich als solche seine Selbständigkeit auch zu wahren vermag und bisweilen den Freien Reichsstätten an Unabhängigkeit kaum nachsteht, so hat es doch mit Einengungen und Bindungen zu rechnen, je mehr sich die mecklenburgische Territorialgewalt festigt. Es muß besonders in der hansischen Spätzeit im mecklenburgischen Lager stehen. Gerade in Krisenzeiten der Hanse macht dieser Zwiespalt sich bemerkbar.

Den deutschen Ostseeraum beherrscht im Mittelalter der mächtige hansische Städtebund, der nicht eigentlich gegründet wird, sondern aus dem politischen und wirtschaftlichen Kräftefeld seines Machtbereiches entsteht. Der Hanse gehören seit dem 14. Jahrhundert nicht nur alle bedeutenden Seestädte der Nord- und Ostseeküste an, sondern auch zahlreiche west- und norddeutsche Binnenstädte. Als Gesamtheit besitzt die Hanse Niederlassungen, besonders in Osteuropa und Skandinavien. Daher rühren Rostocks enge wirtschaftliche und kulturelle Verflechtungen mit dem Norden, die auch nach Gründung der Universitäten Uppsala 1477 und Kopenhagen 1479 den Zustrom skandinavischer Studenten zur alma mater Rostochiensis nahezu unvermindert fließen lassen.

1418 gibt sich die Hanse, der längst die Bedeutung einer Großmacht zukommt, eine einheitliche Verfassung. Schon 1293 bzw. 1418 wird Lübeck von allen Hansestädten als Vorort und Oberhof in Rechtssachen anerkannt. Aus dem weithin im Ostseeraum und darüber hinaus verbreiteten lübischen Recht entwickelt sich das Rostocker Stadtrecht. Es gilt, soweit nicht die sog. Reichsjustizgesetze schon einzelne Stücke herausbrechen, in seinen privatrechtlichen Teilen bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich am 1. Januar 1900.

Die Universität Rostock wird 1419 gemeinsam von den Herzögen zu Mecklenburg und der Stadt gegründet. Bezeichnenderweise ist dabei die Hansestadt der treibende Teil. Das Interesse der Hanse an dieser ersten Universitätsgründung in ihrem engeren Bereich und im Ostseeraum liegt auf der Hand. Die Hanse verwendet sich beim Papst für die Bewilligung der zunächst wegen des freien Geisteslebens in Rostock verweigerten theologischen Fakultät. Als noch im 15. Jahrhundert die Universität nach Greifswald übersiedelt, weil Rostock in Acht und Bann getan ist, und später zurückkehren will, setzt die Hanse sich für die Rückkehr nach Rostock ein, welche die über den Auszug empörte Stadt zunächst verweigert. Der Schwerpunkt der Universität liegt bei der juristischen Fakultät. Das muß als Folge der vielfältig mit Rechtsfragen verknüpften hansischen Wirtschafts- und Handelsbeziehungen gewertet werden. Auch die 1432 eingerichtete theologische Fakultät, die gewöhnlich an erster Stelle steht, erlangt kaum das Übergewicht über die juristische.

Auf den auch in Rostock abgehaltenen Hansetagen nimmt Lübeck den ersten Platz ein und „hält das Wort“. Köln, das Lübeck zeitweilig den Rang streitig macht, steht an zweiter Stelle. Um den dritten Platz ringen Hamburg und Bremen. Diesen Schwierigkeiten hilft schließlich die „zweiseitige“ Sitzordnung ab; der runde Tisch ist damals noch unentdeckt. Bremen sitzt rechts von Köln und damit auf einem dritten Platz, Hamburg links von Lübeck und damit auf einem zweiten. Auf Bremen folgt Rostock — mithin an vierter Stelle —, Stralsund und Wismar, auf Hamburg Dortmund und Lüneburg.

Die Hanse ist in Quartiere eingeteilt, in das westfälische mit Köln, das preußische mit Danzig, das sächsische mit Braunschweig und das wendische mit

Lübeck als Vorort. Das wendische Quartier, dem Rostock und Wismar angehören, ist führend, nicht durch Satzung oder förmlichen Beschluß, sondern allein durch die lebendige Entwicklung, welche die hansische Welt auszeichnet. Im übrigen ist der als geographischer Begriff benutzte Name wendisches Quartier dafür bemerkenswert, daß man sich der slawischen Zwischenzeit nicht schämt, sondern die Wenden als voll- und gleichberechtigte Mitglieder der mittelalterlichen europäischen Völkerfamilie ansieht. Auch die Rostocker Burschenschaften tragen die Namen wendischer Volksstämme.

Die überragende Bedeutung Lübecks spiegelt sich auch auf kulturellem Gebiet wider. Lübeck ist seit 1473 die erste Frühdruckstadt in Norddeutschland und im Ostseeraum. Sie bleibt auch die bedeutendste. Bereits drei Jahre später werden auch in Rostock Bücher gedruckt. Die Brüder vom gemeinsamen Leben, in Rostock Michaelisbrüder, Fraterherren oder fratres domus viridis horti genannt, bringen 1476 die schwarze Kunst Johann Gutenbergs nach Mecklenburg. Von ihren Drucken sind viele nur noch in einem Stück erhalten. Ungewöhnlich viele der auf unsere Zeit gekommenen Exemplare befinden sich in nordischen Bibliotheken. Das ist kaum zufällig, sondern erklärt sich aus den vielfältigen und engen Wirtschafts- und Kulturbeziehungen mit den skandinavischen Ländern. Die Michaelisbrüder drucken nicht nur kirchliche Literatur in Latein, sondern auch weltliche Schriften in Niederdeutsch. Darunter befinden sich Kleinstdrucke, die als Amtsdruksachen gelten können. Niederdeutsch ist damals noch die Amtssprache. Aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sind fünf Michaelisbrüderdrucke in Dänisch bemerkenswert.

Rostock zählt 1410 fast 14 000 Einwohner und zwei Menschenalter später nur noch etwa 11 000. Damit ist Rostock noch durchaus eine große Stadt. Lübeck, die 1143 durch Graf Adolf von Schauenburg gegründete ungekrönte Königin der Hanse, weist 1410 rund 17 000 Einwohner auf und hat auch in den Zeiten seiner höchsten Blüte kaum mehr als 22 000. Größer als Lübeck sind im Reich nur Prag, Köln, Nürnberg und zeitweilig auch Hamburg sowie in Flandern Brügge und Gent. Um noch ein Zahlenbeispiel zu bringen, seien die Bewaffneten angeführt, die 1362 gegen Waldemar Atterdag von Dänemark gestellt werden: Lübeck 600, Rostock und Stralsund je 400, Wismar, Greifswald und Stettin je 200, Kolberg 100, Stargard in Pommern und Anklam je 50 und Kiel 40.

1880 hat Rostock 37 000 Einwohner, zur Jahrhundertwende 55 000. 1924 sind es 68 000. Das Seebad Warnemünde zählt damals unter 7000 Seelen. Von 121 000 Einwohnern 1939 sinkt die Einwohnerzahl 1946 auf 115 000 ab. Der gegenwärtige Stand beläuft sich auf etwa 150 000.

Während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Rostock wiederholt Residenz der Landesherrn. Mit ihnen liegt die Stadt allerdings seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts fast ununterbrochen im Streit. Erst der Erbvertrag von 1788 schafft ein mehr ausgeglichenes Verhältnis. Rostock behält darin seine Vorrechte, die es fast wie einen Staat im Staate erscheinen lassen. Es nimmt innerhalb der Landesherrschaft eine bevorzugte Stellung ein und entsendet in den Landständischen Landtag drei Abgeordnete, darunter einen ins Direktorium, und hat außerhalb des Landtags einen Sitz im engeren Ausschuß. Die Hanse- und Seestadt Wismar sowie die Vorderstädte Güstrow, Neubrandenburg und Parchim haben je zwei Abgeordnete. Die übrigen Städte verfügen über je einen Abgeordneten und Neustrelitz lediglich über einen Beobachter ohne Stimmrecht.

Rostocks-Schiffe führen auf den Weltmeeren den gelben Rostocker Greif auf blauem Grunde. 1885 sind in Rostock 311 seegehende Schiffe gegenüber 36 in Wismar beheimatet. Vor dem Anschluß Mecklenburgs an den Deutschen Zollverein besitzt Rostock die größte Handelsflotte unter den Ostseestädten.

Der durch Schiffahrt und Handel erworbene Wohlstand findet seinen äußerlich sichtbaren Ausdruck im Stadtbild. Mit seltener Großartigkeit zeigt dies Vicke Schorlers „Wahrhaftige Abcontrafractur der See- und Handelsstadt Rostock“. Auf einer fast 19 Meter langen und etwa 60 Zentimeter hohen Rolle hält er von 1578 bis 1586 in zwei farbigen Streifen mit nahezu photographischer Genauigkeit jede bauliche Einzelheit seiner Heimatstadt für die Nachwelt fest. Dieses Bild großartiger Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Antlitzes einer nordischen Hansestadt gehört längst der Vergangenheit an. Mehr als 700 und damit etwa die Hälfte der Bürgerhäuser fällt 1677 einem großen Brande zum Opfer. Weitere starke Breschen schlägt der Unverstand gegenüber dem gotischen Baustil besonders im 19. Jahrhundert. Was an Bürgerhäusern noch übrig bleibt, vernichten bis auf kärgliche Reste die Bombennächte des April 1942.

Von den eindrucksvollen Zeugen einer großen hansischen Vergangenheit stehen unversehrt vornehmlich nur noch das Rathaus mit seinen sieben Türmen und dem Renaissancevorbau, die wuchtige spätgotische Marienkirche mit ihrer astronomischen Uhr und die sieben Stadttore. Die Stadtmauer zwischen Kröpeliner Tor und Fischerbastion (Kanonenberg) fällt vor wenigen Jahren der Spitzhacke zum Opfer. Auf der gleichen Strecke wird der Wallgraben zugeschüttet. Der Neue Markt, jetzt Thälmannplatz genannt, büßt seine Giebelhäuser fast restlos ein und verliert damit sein charakteristisches Gepräge. Petri- und Nikolaikirche, beide stark beschädigt, werden notdürftig wieder als Gotteshäuser eingerichtet. Aber die 127 Meter hohe schlanke Spitze des Petrikirchturms ragt nicht mehr in den Himmel, schon auf der Ostsee den heimkehrenden Schiffern von Ferne das näherkommende Rostock ankündigend. Die Trümmer der Jakobikirche werden bis auf den wuchtigen Turmstumpf in der Nachkriegszeit abgerissen. Die Universitätsgebäude stehen unversehrt. Der Bücherbestand der Universitätsbibliothek erleidet nur geringe Verluste.

Die Innenstadt Rostocks ist mehr als zur Hälfte zerstört. Die Neubauten vermögen nur stellenweise zu befriedigen. Gut gelungen ist der Postneubau am Neuen Markt. Die Lange Straße wird nach dem Vorbild der Berliner Stalinallee unvorteilhaft verbreitert. Die daran errichteten Hochbauten erinnern stilmäßig an orientalische Vorbilder und zerstören durch ihre Ausmaße weiterhin den ohnedies schon stark angeschlagenen organisch gewachsenen Stadtkern. Allerdings beeinträchtigen bereits die während der Dreißigerjahre in Backsteinrohbauweise aufgeführten Getreidesilos am Hafen durch ihre Höhe die Stadtsilhouette. Deren markantester Punkt bildet jetzt allein die wuchtige Marienkirche, wenn auch nicht mehr in harmonischem Zusammenklang mit den drei anderen großen mittelalterlichen gotischen Pfarrkirchen.

Die Bauten des Sozialismus in der Langen Straße legen sich quer vor die zum Hafen führenden Straßen und sperren nicht nur bildlich die Seestadt von ihrem Hafen ab, sondern in gewissem Umfange auch verkehrsmäßig. Dabei wird größter Wert auf den Ausbau des Hafens gelegt und sein Fassungsvermögen erheblich erweitert, um von dem Hamburger Hafen unabhängig zu werden. Trotzdem bilden Handel und Schiffahrt nicht mehr wie einst die ganz überwiegenden Mittelpunkte des privaten wie öffentlichen Daseins und Interesses, auch nicht die stark

geförderte Universität mit ihren neuen Fakultäten — die juristische ist aufgehoben — und der gegenüber früher mehr als verdoppelten Studentenzahl. Die großen Werften in Rostock und Warnemünde stehen unverkennbar im Vordergrund. Andere Industriezweige müssen hinter ihnen zurücktreten, haben aber dennoch teilweise Vorrang vor der Universität. Der Vorraum des Universitätshauptgebäudes ist abgesperrt. Wer es betreten will, muß sich ausweisen, sogar der Rector Magnificus.

Das Leben in Rostock ist ganz anders geworden. Der hansische Geist lebt nicht mehr oder führt im Hintergrunde ein verborgenes Schattendasein. Mancher alte Rostocker würde sich heute in seiner Heimatstadt nicht mehr zurechtfinden. Aber das ist ein weites Feld und sprengt den Rahmen zwangloser geschichtlicher Betrachtungen und Streifzüge.

Alexander Puschkin (1799-1837)

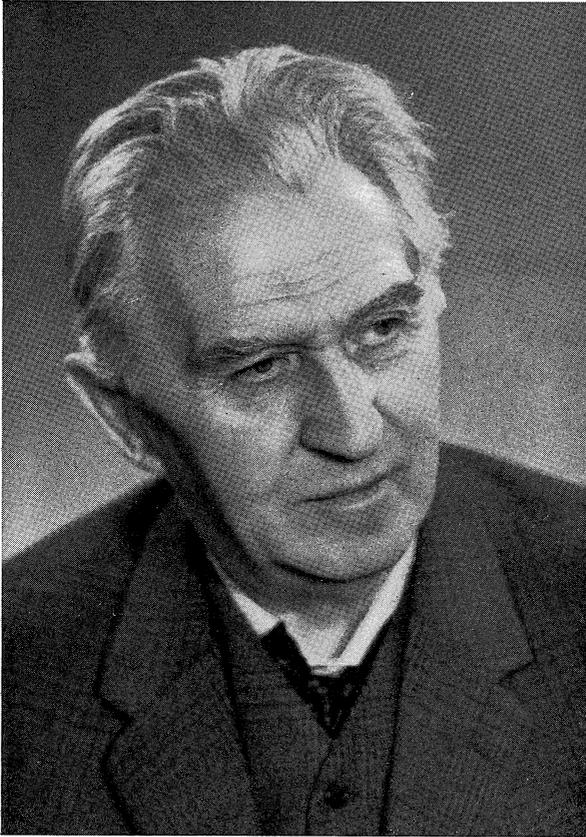
Wenn das Leben dir auch nachtet,
sei nicht traurig, nicht zerquält!
Hat dein Herz das Leid geachtet,
hat dein Gott dich schon erwählt.

In der Zukunft lebt die Seele,
denn das Jetzt ist freudenlos:
Alles sinkt ins Grab ohn' Fehle;
so nur wird es lieb und groß.

(Aus dem Russischen von G. H.)

Puschkin formte eine neue Sprache — die russische Literatursprache, die bis heute die Basis aller sprachlichen Entwicklungen darstellt, er reformierte entscheidend das Versmaß, er schuf eine alle Gefühlsregungen umfassende Lyrik, er ist der Schöpfer der russischen Verserzählung, er gestaltete das Drama (an Shakespeare orientiert) von Grund auf um, er arbeitete eine neue, für alle literarischen und wissenschaftlichen Äußerungen geeignete Prosa heraus, er schrieb zum erstenmal einen russischen Roman, eine russische Novelle, so wie wir diese Gattungen auch jetzt verstehen. Gleichzeitig war Puschkin ein glänzender Kritiker, ein hervorragender Literaturhistoriker, ein anregender, kritischer Geschichtsforscher, ein geistreicher Journalist, ein brillanter, witziger Briefschreiber.

Vsevolod Setschkareff



Friedrich Griese



*Das Ret-Hus in Parchim (Markower Mühle),
das Heim des Dichters Friedrich Griese bis 1945*

Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg*

von Irmgard Unger-Brückner

II, 3. Selbstbiographie von Johann Heinrich Voß um 1820¹⁾

„Gegen den Frühling 1766 begleitete mich der Vater nach Neubrandenburg, eine starke Meile von Penzlin, um den gütigen Versprechern eines Freitischen, und dem gepriesenen Rektor der Schule, dem Magister Dankert, mich vorzustellen. Leider schwanden die Freitische auf fünf herab, da zwei der eifrigsten Zollfreunde sich mit unvorhergesehenen Hindernissen entschuldigten; und die fünf beschränkten sich meist auf die Mittagskost. Doch unverzagt! tröstete mich der Vater: Die Vorsehung wird helfen! Der ernsthafte Magister, im geschäftlosen Lehnstuhl zur Seite der gleich ernsthaften Magisterin, milderte sein Antlitz uns zu einem fast freundlichen Empfang. So viel stirnwölkende Amtswürde, so viele an allen Wänden hinauf strotzende Bücherreihn (die zwar später als alter Schund einer ererbten Pastorbibliothek sich auswiesen) erfüllten mein Herz mit schauernder Bewunderung, wie eines erhabenen Priesters im Heiligtum der Gelehrsamkeit. Ich mußte ihm eine Stelle des Livius dolmetschen. Hm! brumnte er gleichsam billigend. Ich erzählte von der griechischen Grammatik. Hm! sprach er, es wird schon gehn! Bald wünschte er uns eine glückliche Zurückkunft, nachdem er den Tag der Schuleröffnung bestimmt hatte. — Der Abschiedsmorgen erschien; in herzlichem Gebete empfahl ich mein Beginnen der Leitung Gottes, und verließ, ach, mit welchem Gefühle! zuletzt das gewohnte Lager. Aufgepackt ward mein neues Bett, mein Klavier, und der Koffer, der meine Aussteuer an Wäsche und Kleidung, samt den wenigen Büchern und den etwas vermehrten Sparpfennigen, enthielt; auch für den ersten Mangel ein wenig Geräuchertes, etwas Butter und ein großes hausbackenes Brot. Der Vater gab mir den Segen in gefaßtem Ton; die Mutter fuhr mit zur Einrichtung der kleinen Wirtshaft. Als wir durch das schöne Tor in die vornehme Stadt voll unbekannter Häuser und Gesichter einzogen, o wie fremd, wie verloren ich da mich fühlte! und als nun am Abend auch die Mutter mit Thränen wieder zu Wagen stieg, wie vereinsamt in der weiten Welt! Ich unterhielt mich mit meinem Klavier, dem alten Freunde aus Penzlin, streckte mich dann frühe in mein mütterliches Bett; und nachdem ich, wie einst hinter dem Brunnen, mich satt geweint hatte, betete ich zu Gott; und meine Seele ward voll überschwenglicher Ruhe und Heiterkeit. Am anderen Morgen begrüßte ich meine Wohltäter, die mich mehr oder weniger freundlich einluden zum versprochenen Tisch. Daß mir noch zwei fehlten, verschwieg ich schamhaft: welches nachher meine in höherem Sinn edle Wohltäterin, die Majorin von Oldenburg, des Hauptmanns von Holstein Schwester, mir strenge verwies. So schweigen, sagte sie, heißt Gott versuchen; und ich befehle, fügte sie mit einnehmender Würde hinzu, daß Sie in ähnlichem Falle zu mir kommen. Ich versprach Gehorsam, und ward gelobt, als wirklich der Fall eintrat. Und solche Mildtätigkeit, wisse man, ward keineswegs aus dem Vollen geschöpft. Ihrer Gesundheit wegen trank sie bei Tische Wein, aber nur ein einziges Glas. Oft habe ich mit Verehrung sie angesehen, und zu mir selbst

* cf. „Das Carolinum“, Heft 34, S. 88ff.: Teil einer umfangreichen Arbeit: Brückneriana 3: „Neubrandenburg als Bildungsstätte“.

¹⁾ „Erinnerungen aus dem Jugendleben“, erschienen im 1. Band der Briefe, 1829, S. 30—37; ferner abgedruckt in Boll, Chronik, S. 232f. — Eduard Danneil, Penzlin, S. 93f. (unvollständig wiedergegeben).

gesagt: Wenn Du nicht hier säßest, sie könnte wohl zwei trinken. Zur Einführung mußte ich am folgenden Morgen vor den Schulstunden in des Magisters sogenannter Studierstube, mit dem blauen Mantel geschmückt mich stellen; und nachdem ich durch einen Handschlag gehuldigt, wandelte er vor mir einher in den Lehrsaal, wo er auf den drei Bänken der obersten Klasse mit den Worten: Da könnt Ihr Euch hinsetzen! mir den untersten Platz anwies. Dies anschnarrende Ihr schien dem beklommenen Fremdling ein gar trostloser Empfang; weil das Ihrzen damals nur noch in den strengsten Verhältnissen der Dienstbarkeit üblich war, außer welchen selbst der Geringste es für beleidigend, für entehrend hielt, und lieber ein trauliches Du hörte. Nach dem bewillkommenden Ihr ward ein Schüler allmählich mit Man oder Wir angedredet, bis ihm ein Er zukam. Des feineren Sie genossen nur Adlige, und zwar ohne Verlust; Bürgerlichen ward es für die Abschiedsstunde gespart. In der zugluftigen Schulstube, fußkalt von Backstein und ewig bestäubt, waren die zwei oberen Klassen vereint, die, jede drei Bänke einnehmend, zusammen über fünfzig Lehrlinge enthielten. Denn die Schule behauptete den herkömmlichen Zulauf, weil weit und breit keine bessere war, und Hühnchen gern in ein volles Nest legen. Dem Raume zwischen den beiden Abteilungen gegenüber thronte der Magister auf seinem hinter dem Katheder der Redeübungen emporragenden Lehrkatheder, dessen hohltöniger Fußboden oft, Neulingen zum Schreck, unter zornigem Getrampel donnerte. Morgens sieben Uhr begann die Schule mit dem Liede *Veni sancte spiritus* und *Fechts* Dogmatik; dann bis zwölf, und vier Tage von zwei bis vier, wurden zumeist lateinische Autoren, vorzüglich leichtere, teils umständlich gedolmetscht, teils frischweg übersetzt; zweimal ward Oratorie nach *Peucer* gelehrt, Logik nach *Baummeister*, Geographie nach *Schätz*, Geschichte nach *Ess*; einmal ward Gelehrtenkenntnis aus *Heumann*, lateinischer Stil aus *Heinecius*, und einige Vorstellung aller Religionen aus einem Fragebüchlein geschöpft; einmal gabs Hebräisch, einmal Griechisch aus dem Neuen Testament, mitunter wurden Ausarbeitungen beurteilt, oder auf dem Rednerstuhl allerlei Töne und Handgeberden eingeübt. Diese achtunddreißig Lehrstunden der Woche verstand damals, da der zweite Lehrer vor Alter geschwächt war, der auch schon alternde Magister für sich allein, wie eine gestellte Mühle, in einförmigem Gang abzuklappern. Noch blieb er rüstig genug zu Privatgeklapper, in welchem er auf den Bänken der Studierstube reicheren Knaben die ersten Anfänge verschrotete. Hatte er dann durch das Halbhundert gestapelte Aufsätze der Schüler mit dem meisternden Kiele sich durchgearbeitet, so war er nach aller Billigkeit befugt, im Angesichte der erheirateten Bücherei sich bei einer Zeitung, einer munteren Kritik von *Klotz*, einem abspannenden Stadtgespräch mit der Magisterin, auszuruhen. Bald indeß nach meiner Ankunft besetzte man die erledigte Lehrstelle mit dem würdigen Kantor, nachmaligen Konrektor *Bodinus*, dem, außer dem Gesange, eine neue Schulordnung in zehn jener Stunden nicht nur Lateinisch, sondern auch etwas Profangriechisch aus *Plutarch* von der Erziehung, und etwas Naturgeschichte, zu lehren vorschrieb. Zu den Singstunden fügte der tonkundige Mann für die Kirchenmusik noch freiwilligen Unterricht im Violinspielen und Paukenschlägen. Auch für das Französische ward ein Sprachmeister angestellt, der biedere *Tillmann*, der uns vier Tage von eins bis zwei öffentlich unterwies. Man begreift, daß nach acht dumpfen Lehrstunden des Tags die heitere Stunde des Gesangs und der Musik bei unserm *Bodinus* ein Labsal war. Da saß ich denn nun das erste Mal, ich blaugemanteltes Ihr, andächtig auf die lateinische Hymne und *Fechts* rechtgläubige Aussprüche horchend. Kaum schlug es acht, als die

Tür sich öffnete, und ein Schüler der dritten Klasse in blauem Mantel: *Hora octava est audita!* mit singendem Ton hereinschrie. Wie fremd mir alles, wie grundgelehrt, und wie feierlich! Nun war die Reihe an *Virgil*, dessen sechste Ekloge zu erklären ein Genöß meiner Bank aufstand. Er las eine Periode, wie man lateinische Prosa zu lesen pflegt, stellte die Worte nach ihrer grammatischen Abhängigkeit, und verdeutschte sie möglichst gemein; doch sein möglichstes überbot noch der Magister, dem leidenschaftliche Begriffstellung und angemessene Würde des Ausdrucks ein Verstoß gegen die Natürlichkeit, und nur durch Versnot zu entschuldigen war. Dabei fehlte es nicht an gröblichen Mißdeutungen, wie sie damals wohl unter besseren Schulmännern im Schwange sein mochten. Zuletzt mußte man auch dem Hexameter, als sechsfüßigem Verse, sein Recht antun; und wenn er nicht kräftig genug auftrat, gab ihm ein begleitender Hall der Trampelbühne den Schwung. Dann ward das Abgefundene in der zweiten Klasse, nicht ohne häufige Verweise, wiederholt, damit es nach dem Schulsprüchlein gehörig verdaut in Saft und Blut überginge. Sobald der Magister sich zum Frühstück auf ein Viertelstündchen entfernt hatte, ward ich durch freundliche Bewillkommung mehrerer Mitschüler erheitert. Der Magister, sagten sie, habe mich schon im Herbst als einen Autodidaktos angekündigt, aus dem etwas zu machen sei; nur müsse ich ja, rieten sie, was ich von selbst gelernt, im Anfang zurückhalten, und mich fügen in die Wunderlichkeit des alten Brummers. Auch fragte man teilnehmend nach meinen Freitischen. Und seht, noch heute sollte des Vaters Glaube sich bestätigen. Am Nachmittage ward ich von den Eltern eines Mitschülers, und von meines Hauswirts Nachbarin eingeladen.“

4. Aufzeichnungen von Ernestine Voß²⁾

„Die erste Zeit in *Neubrandenburg*, wo *Voß* durch die unfeine Behandlung des Magisters *Dankert* sehr in Druck lebte, war er sehr niedergeschlagen, weil er keinen um sich hatte, mit dem er traulich hätte reden können. Liebende Teilnahme fehlte ihm überall, und die Sorge fürs tägliche Sattwerden drückte als etwas Ungewohntes. Im elterlichen Hause war es freilich stets sehr knapp zugemessen; aber abends hatte die Mutter doch wenigstens immer Kartoffeln mit Salz, und dabei ein trauliches Gespräch. Für die Mittage war gesorgt, aber was die Mutter für die Abende mitgab, war bald verzehrt. Tröstlich blieben immer die Sonnabende, wo oft *Penzlin*er Nachbarn und Freunde zu Markte kamen, und sich freundlich erkundigten, wie es ginge, auch wohl kleine Vorräte von der Mutter mitbrachten, und selbst vom eigenen etwas hinzufügten. Bei seiner Hauswirtin, einer rechtlichen Bürgerfrau, fand er mütterliche Gesinnung. Sie erleichterte, wo sie konnte, durch Rat und Tat. Eines Abends fand sie ihn bei seinen Büchern im kleinen Stübchen, und das Feuer im Ofen schon erloschen. Da kam gleich der Vorschlag, sich Abends zu ihr zu setzen, wo es ja immer warm sei, und sie allein am Spinnrade sitze; da könne er ja auch nebenbei sein Licht sparen. Dies ward angenommen, und sie, die gerne schwatzte, störte ihn nie durch Gespräch. Ein alter Weißgärber rief ihn einmal von der Gasse herein, führte ihn in sein Zimmer, und schloß die Tür hinter sich zu. Wenn ihm einmal ein Mittagstisch fehle, sagte darauf der alte Mann, so möge er doch zuerst zu ihm kommen,

²⁾ Verwertet auch bei *Boll*, *Chronik*, S. 235f. — sowie bei *Danneil*, *Penzlin*, S. 95f. — *J. H. Voß*, *Briefe I*, S. 39—43, 1829.

und er war sehr erfreut, als Voß sich bald einen ausbat. Gute derbe Kost fand er immer an dem bestimmten Tage, und eine freundliche alte Hausfrau. Beide ermahnten nur immer, recht langsam zu essen, und nicht dazwischen zu trinken, sonst würde man zu schnell satt. Der Alte erzählte und ließ sich gerne erzählen; also dauerte es oft lange, ehe man vom Tische aufstand. Vor dem Weggehn mußte noch ein Glas Bier getrunken werden. Auch der Schlüssel zum Gärtchen, den der Alte vor der Naschhaftigkeit der Enkel zu verwahren pflegte, ward ihm gegeben, damit er sich vom Obste selbst wählen könne. Teilnahme und angenehme Unterhaltung fand er außerdem im Hause des alten Stadtmusikus Gabriel, wo ein Bekannter noch einige Monate Klavierunterricht für ihn vorausbezahlte, und in der Familie des Apothekers Siemerling, dessen zwei Söhne seine Mitschüler waren. Die älteste Tochter zeigte ihm besonders große Aufmerksamkeit. Da sie durch ihre Brüder wußte, daß er Unterstützung brauchte, so sann sie immer auf Gelegenheit, ihm von ihrem Taschengelde heimlich eine Freude zu machen; und selbst nach Göttingen ließ sie unter angenommenem Namen kleine Gaben an ihn gelangen. Der Magister fing bald an, gegen besuchende Fremde von den Fähigkeiten und dem guten Betragen des jungen Voß zu reden, ward auch freundlich gegen ihn, aber nie auf eine Art, daß der Schüler Herz zu ihm faßte. Seine Umstände kannte er genau, aber ihn ohne Lohn in die Schule zu nehmen, daran war nicht zu denken. Des Magisters Töchtern mußte er, gegen sehr geringe Bezahlung, wöchentlich sechs Stunden im Rechnen, Rechtschreiben und auf dem Klavier geben; außerdem bei dessen Kostgängern so viel Stunden übernehmen, als irgend möglich war.

Die übrigen Schullehrer gaben ihm den Unterricht unentgeltlich und waren außerdem noch stets bereit zu kleinen Erleichterungen. Als Voß einmal mehrere Wochen krank lag, besuchte ihn der Konrektor Bodinus täglich, und sorgte für Erfrischung, Pflege und ärztliche Hilfe. Die entgegenkommende Freundlichkeit der Mitschüler, deren Liebe und Achtung er sich in hohem Grade zu erwerben wußte, und daß er unter ihnen mehrere fand, die für sich weiter strebten, vermehrte bald seinen Mut. Im Verein mit ihnen strengte er sich auf alle Art an, eigene Kenntnisse in den Nebenstunden zu erweitern. In der Schule lernten sie bloß Griechisch beim Lesen des Neuen Testaments, durften sich auch nie merken lassen, daß sie weiter strebten. Also ward Weniges zusammengeschossen, wovon sie sich eine bessere Grammatik anschafften, als die in der Schule war; ein kleines griechisches Lexikon erhielten sie vom Apotheker in Penzlin zum Geschenk³⁾, der oft alte Büchersammlungen kaufte, um sie zu Tüten zu benutzen, und seinem wißbegierigen Freund schon auf der Penzlin'schen Schule das Herumsuchen in solchem Vorrat gestattet hatte. Nur schenken mochte er nicht gern, weil er selbst Söhne hatte, die sich dem Studium widmen wollten. Voß stiftete nun eine Gesellschaft, wo sie wöchentlich mehrere Stunden Griechisch und Latein trieben, auch sich mit der deutschen Literatur bekannt zu machen suchten. Gellert und Hagedorn wurden gelesen, und als man einst in einer Zeitung eine Ode von Ramler fand, wurde alles aufgeboten, die gedruckte Sammlung von Ramlers Oden (Berlin 1767 bei C. F. Voß) zu erhalten. Selbst kaufen konnte Voß nicht, aber was ihn so begeisterte, mußte sein Eigentum sein. Er schrieb sie daher ab, und studierte dabei Inhalt und Versbau. Auch von Klopstock erhielt er manches zum Lesen, und ward sein eifriger Verehrer. Einiges dichtete Voß zu seiner Aufheiterung, anderes teilte er mit, was sich dann allgemeiner

³⁾ Apotheker Pfuel. (Danneil, Penzlin, 1873, S. 104).

verbreitete, und in der Umgegend von ihm reden machte. Auch eine eigene Logik hatte er für sich und seine Mitschüler ausgearbeitet, und die Insel Felsenburg, die von Kindheit an eins seiner Lieblingsbücher war, fortgesetzt; so auch mehrere *H o r a z*-Oden übersetzt. Wie oft hat er in späteren Jahren bedauert, daß er dies alles in einer trüben Stunde, wo er sich dem Tode nahe glaubte, dem Feuer übergeben! Von den großen Sonntagsspaziergängen nach einem schönen Walde, der an einem großen See lag, redete *V o ß* oft mit großer Freude. Dahin wurde, was man deutschen Dichtern sich zu verschaffen wußte, mitgenommen, und erst spät kehrte man zurück, wenn der Mond über den herrlichen See aufgegangen war. Einen freien Nachmittag gab der Magister selten; jedoch gelang es zuweilen, wenn *V o ß* im Namen der anderen in einem Gedicht darum anhielt.“

Das unbenutzte Visum

Die wahre Geschichte eines Neustrelitzer Reisepasses

Von Hermann Rössler

Alte Reisepässe haben auf mich stets eine magische Anziehungskraft ausgeübt. Vom Urgroßvater meiner Frau, einem etwas schrullenhaften Weltreisenden, besitze ich einen solchen handgeschriebenen Paß, der ellenlang ist und beim Auseinanderfalten wie eine Landkarte wirkt, mit einer Sammlung der seltsamsten Siegel darauf, aus China, Afrika und anderen tropischen Ländern. Der für mich wertvollste Paß ist jedoch der meiner Tante, Fräulein Mathilde Meffert. Er hat eine seltsame Geschichte. Meine Tante war 1888 von Weimar nach Neustrelitz gekommen. Ihr Schwager, Anton Wogritsch, war damals Direktor des Hoftheaters, gleichzeitig spielte er die größten Rollen. Er leistete eine enorme Arbeit und hatte um die künstlerische Gestaltung des Theaters große Verdienste, die insbesondere von der kunstliebenden alten Großherzogin anerkannt wurden. Der Vater meiner Tante, mein Großvater August Meffert (1820—1888) war, als ein Kunstfreund seine hervorragende Stimme entdeckte und ihn ausbilden ließ, ein berühmter Sänger geworden. Richard Wagner sah meinen Großvater als Tannhäuser in dem damals deutschen Theater in Posen und war von ihm so begeistert, daß er die spätere Aufführung von Tannhäuser im Königstädtischen Theater in Berlin nur genehmigen wollte, falls „der unvergleichliche Meffert“ (als solcher ist er auch in Max Grubes Weimar-Buch „Am Hofe der Kunst“ genannt) die Partie des Tannhäuser singen würde. Meffert wurde jedoch an die Hofbühne in Weimar berufen, die damals unter der Ägide von Franz Liszt eine neue glanzvolle Periode erlebte, und erntete dort großen Ruhm. Franz Liszt kam oft in das Haus meines Großvaters. Meine Tante konnte sich noch erinnern, daß sie als Fünf- oder Sechsjährige dem großen Tondichter die Hand gegeben hatte, und sie hat mir leuchtenden Auges erzählt, wie Franz Liszt in die Stube kam mit den Worten: „Kinder, Euer Vater hat heute abend wieder herrlich gesungen.“ Meffert hatte zwei Söhne und sechs Töchter, die alle bei der Bühne waren. „Die Mefferts“ waren als alte Theaterfamilie bekannt, aber in anderem Sinne als heute. Das Theater galt damals noch nicht, wie später in vielen zur Bühne strömenden bürgerlichen Kreisen, als

eine Stätte zur Entfaltung ungehemmten Liebeslebens und eines frivolen Starkultes. Als Sänger und Schauspieler waren alle Mefferts in ihrem Privatleben ganz bürgerlich, sie faßten ihre Kunst nicht nur tieferrnst als Beruf auf, sondern waren innerlich erfüllt von einem fast religiösen Drang zur künstlerischen Gestaltung, als seien sie Verkünder und Priester eines weihevollen Kultes. Durch die Mefferts ist mir der Zusammenhang zwischen Kirche und Theater klargeworden, jenem uralten Religionskult, der schon bei den alten Griechen Götterdienst und Theatron vereinte und sich in verschiedenen Metamorphosen bis heute fortsetzt, selbst in der verzerrten Form der amerikanischen Shows und europäischen Revues auf der Bühne. Alle Brüder und Schwestern Mefferts haben auf den Brettern des Hoftheaters in Neustrelitz gestanden, und noch um 1910–1914 haben sich viele Neustrelitzer Kunstfreunde an die Mefferts erinnert. Meine Tante Mathilde war außerdem eine Virtuosa auf der Harfe und am Piano. Wenn sie in ihrer Wohnung im ersten Stock des Hauses Sassenstraße 7 am Klavier Mozart, Chopin oder Schumann spielte, dann lauschte das ganze Haus. Diese Wohnung mit all den Andenken aus einer nachklassischen Zeit hatte für mich, wie auch für viele Besucher, immer noch etwas Geheimnisvolles. Ich hatte immer das Gefühl, man war dort nicht nur im 19. Jahrhundert, das ja für die Mefferts schicksalhaft gewesen war, sondern auch im 18. und selbst 17. Jahrhundert, gleichsam in der Welt des alten Deutschland von Telemann, Buxtehude, Johann Sebastian Bach, und sie verklang mit Wagner. Unser Hoftheater wäre ohne Anton Wogritsch und ohne die Mefferts nicht die Kunst-Stätte gewesen, als die sie noch bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts galt. Das wußten nicht viele, am wenigsten der Intendant, der, wie die meisten seines Standes, wenig vom Theater verstand. Die alte Großherzogin dagegen wußte es, und sie wußte auch von „Fräulein Meffert in der Sassenstraße“. Nun die Geschichte des Reisepasses. Mit 32 Jahren hatte Tildchen sich mit einem Deutschrussen namens Hans Specht verlobt, der ein begeisterter Theaterbesucher war. Er mußte zu seinen Eltern nach Reval reisen, und Mathilde sollte nachkommen, um ihn dort zu heiraten. Specht war ein guter Mensch, aber Tildchen konnte sich nicht entschließen, diesem Vogel Specht nach Rußland zu folgen. Das war für sie eine Weltreise, weit fort von ihrer Heimat und ihren Lieben, dem Hoftheater, den Opern, der klassischen Musik, ihren Schwestern, von denen die eine, Emma Kugelberg-Meffert, bereits eine gefeierte Sängerin war, nach Amerika ging und später mit dem Gastspiel der deutschen Wagner-Oper auch in der Metropolitan Oper auftrat. Kurz, der Paß, mit dem bereits eingeholten russischen Visum, blieb unbenutzt. Mathilde hat auch ihren Specht niemals geheiratet. Sie lebte bis 1937 als Musiklehrerin in Neustrelitz, bei den Musikfreunden hoch geachtet, und starb am Klavier, während sie eine Sonate von Beethoven spielte. Nach ihrem Tode habe ich den Paß meiner Tante geerbt. Er ist ohne Foto, das benötigte man damals noch nicht, auch brauchte man überhaupt keinen Paß, um ins Ausland zu reisen, außer nach Rußland und den Balkanländern. Dies Dokument wirkte auf mich wie ein unbeschriebenes Blatt, und doch steht das tragisch-resignierte Schicksal eines alten Fräuleins von vornehmer Gesinnung dahinter. Fast ehrwürdig blätterte ich in dem zierlichen Paß-Heft, das mit seinem braunen Umschlag und dem diskret darauf imprägnierten Reichsadler eher wie ein kleiner Almanach wirkte. „Deutsches Reich, Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz. No 13 des Registers. Reisepaß gültig für die Dauer der Reise, für die Gesellschafterin Fräulein Mathilde Meffert, geboren in Mainz am 16. Februar 1855, welche nach Reval in Rußland reist. Neustrelitz, den 24. August 1887. Der Magistrat, gez. Krüger. Personenbeschreibung des Inhabers: Statur klein, Haare dunkelblond,

Augen blau, Gesichtsform oval, besondere Kennzeichen keine.“ Darunter, wie gestochen geschrieben, mit einer zierlichen und doch energischen Unterschrift: „Mathilde Meffert“. Ich blätterte, wie von einer inneren Spannung erregt, weiter bis zur Seite 4: „No. 403. Vu au Consulat Imperial de Russie à Stettin, le 13/25 Aout 1887, bon pour se rendre en Russie. Pour le Consul de Russie Vice-consul Karl Koppert.“ Daneben ein Stempel mit dem kaiserlich-russischen zwei-köpfigen Adler.

Und nun nach der Tragödie das Satyrspiel. Ich hatte irgendwie das Gefühl, mit diesem unbenutzten Paß müsse etwas geschehen, er müsse benutzt werden. Und so suchte ich ihm auf meinen Reisen einige Einreisestempel zu verschaffen. In Dover blätterte der englische Paßkontrolleur flüchtig darin und gab ihn mir wortlos zurück. In Hoek van Holland erklärte der Prüfer, Pässe ohne Fotos seien nicht mehr gültig. In Aachen sagte der Paßprüfer, ein witziger Kölner: „In der Sache wenden Sie sich am besten an Karl den Großen, er liegt hier begraben.“ – An der Grenze kurz vor Narvik, in Vassijaure, waren die Beamten freundlich, man ist nördlich des Polarkreises weit weg von der Bürokratie Europas. Aber einen Stempel drückte man mir nicht hinein, und ich hörte, wie der schwedische Kontrolleur mit seinem norwegischen Kollegen einige Minuten tuschelte und wisperte, natürlich über mich. Der erste Einreisestempel glückte mir in Basel, nicht etwa, weil die Schweiz, wie es heißt, kosmopolitisch und großzügig im Fremdenverkehr ist, sondern weil es früh am Morgen und der Beamte, der zu uns ins Abteil kam, noch verschlafener war als wir übernachtigten Reisenden. Er stempelte alles ab, was ihm in die Hand kam. Einen weiteren Erfolg hatte ich bei einer anderen Einreise von England nach Frankreich. Der Kontrolleur stutzte zuerst, als ich ihm neben meinem Paß den von Fräulein Meffert reichte, aber er schmunzelte, als ich flunkerte, es handle sich um eine Wette. Er drückte seinen Stempel „Calais, Entree“ hinein und las interessiert das alte russische Visum. „Aber damit kann die Dame heute nicht in Rußland einreisen“, fügte er lächelnd hinzu. Ich könnte noch einige ähnliche Scherze erzählen, die ich mir, getrieben von einer merkwürdigen Ahnung, mit Tildchens Paß in Italien, Jugoslawien und Bulgarien bei der Einreise leistete. Im letzteren Land wäre Tantchens Paß von den mißtrauischen Prüfern beinahe beschlagnahmt worden, und ich konnte dies Unheil nur durch einen erklecklichen Backschisch abwenden. Ein mitreisender Amerikaner wurde neugierig, und so zeigte ich ihm den Paß mit den sauer erworbenen Stempeln. Zu meinem Erstaunen hielt dieser wohlwollende Herr mein Vorhaben nicht für verrückt, sondern erklärte, nachdem ich ihm die Vorgeschichte so kurz als möglich erzählt hatte, mit freundlichem Ernst, er sei Theosoph und wisse, daß ich durch meine Handlung unbewußt geheimnisvollen Gesetzen unseres Alls gefolgt sei. Mathilde Meffert, sagte er, weile jetzt in einem anderen Leben hier auf dieser Welt. Man wisse nicht, in welcher Gestalt, aber da sie in ihrem früheren Leben sehr seßhaft gewesen sei, würde sie jetzt, da jedes neue Leben ein Gegensatz des früheren ist, viel umherreisen wollen. Etwas von diesem neuen, unruhigen Geist habe sich in dem Dokument, das ich jetzt in meinen Fingern hielte und das im Leben dieser vornehmen alten Dame eine so große Rolle gespielt habe, greifbar wie sinnbildlich manifestiert. Deshalb wünschte er den Paß, als eine Manifestation Mefferts, jedesmal von mir mitgenommen und an den Grenzen abgestempelt zu werden. Ich, das Medium, habe im Namen einer höheren Macht Schicksal gespielt und dies, so schloß der freundliche Adept seine Ausführungen, würde in einer anderen Welt später für mich wohlthätige Wirkungen haben.

Soweit dieser Theosoph. Ich selbst weiß zwar wenig von der anderen Welt und bin weit mehr bestrebt, mit der diesseitigen fertig zu werden, was mir bisher nicht immer leicht gefallen ist. Aber mein Reisegefährte hat mit seinen Ausführungen, so geheimnisvoll sie mir auch scheinen, vielleicht nicht Unrecht. Jedenfalls gedenke ich oft dieses für mich so bedeutsamen Hauses in der Sassenstraße, das, um mit Peer Gynt zu sprechen, für mich „ein heimliches Kaisertum“ war und in dem ich von dieser hochbegabten, ehrenwerten Weimarer Pianistin die Musik der größten Meister am Klavier hörte. Idealisten wie meine Tante Mathilde scheitern materiell im Leben. Sie teilte das Schicksal ihrer Lieblinge Mozart und Schubert, nur daß sie das Glück hatte, viel älter als diese zu werden, „weil ich eben kein Genie wie diese großen Tondichter bin“, hätte sie mir darauf geantwortet. Sie selbst war ein Geheimnis den Neustrelitzern gegenüber, in vielem auch mir, und ist es immer geblieben. Auch nach ihrem Tode gab das mir hinterlassene Jugend-Tagebuch, voller dichterischer, hochidealistischer Zitate und kurzer Notizen, wenig Aufschluß. Nur soviel weiß ich, daß Mathildes große, unglückliche Jugendliebe ein junger, begabter, lebenswürdiger Mann namens Erich Zogbaum war. Mathilde Meffert ist heute für mich das stärkste Sinnbild des guten alten Deutschland, wie ich es einst kannte.

Ein Blatt aus der mecklenburgischen Geschichte

Ein alter Caroliner (der spätere Ministerialrat Dr. Stein) äußert sich 1918 im damaligen Rostocker Anzeiger zur mecklenburg-strelitzschen Thronfolgefrage. — Uns Caroliner interessieren seine Ausführungen besonders deshalb, weil alle Großherzöge von Meckl.-Strelitz die Protektoren des Gymnasium Carolinum waren und unser jetziger Protektor, Herzog Christian Ludwig, der seinerzeit designierte Großherzog von Meckl.-Strelitz ist.

Die Schr.

Zur mecklenburg-strelitzschen Thronfolgefrage

Als alter Strelitzer, der gerade in Rostock weilt, habe ich gestern mit Freude die recht erfrischenden Ausführungen des Prof. Reinmöller über den „russischen General Herzog Michael“ gelesen. Wort für Wort kann ich unterschreiben und ich glaube, daß die meisten feldgrauen Strelitzer so denken. Für den Herzog Karl Michael, der, uns allen völlig unbekannt, sich zu Beginn des Krieges als Russe hat naturalisieren lassen und sich hiermit ein für allemal losgesagt hat von Deutschland und Mecklenburg insbesondere, kann ein deutscher Fürstenthron überhaupt nicht mehr in Frage kommen; auch nicht zum Schein darf dieser ausländische Fürst, der in Waffen gegen uns gestanden hat, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz werden. Das ist ein Manöver, welches wir nicht mitmachen können, dazu sollten wir Strelitzer, die wir stets mit Stolz die Königin Luise die Unsrige nennen, uns in dieser großen, ersten Zeit nicht hergeben, der Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, ist hier nicht am Platze. Gott sei Dank scheint ja auch wenig Hoffnung zu sein, daß der Herzog Karl Michael jemals Großherzog wird, davor wird uns das Reich schon schützen und auch der Herzog selbst, der von dem Tode unseres unglücklichen Großherzogs Kenntnis hat, scheint gar nicht an den Strelitzer Thron

zu denken, würde er doch sonst sicherlich schon auf der Bildfläche erschienen sein. Die vielumstrittene Petition an den „Großherzog Karl Michael“ spiegelt die Ansicht des Strelitzer Volkes nicht wider, sie beruht lediglich auf der eifrigen Propaganda eines verhältnismäßig kleinen Kreises von Persönlichkeiten, die zum Teil gar keine Strelitzer sind. Das Gros der Strelitzer Männer steht jetzt im Felde und kann nicht zu Worte kommen, es hat nur das zweifelhafte Vergnügen, passiv die Thronstreitigkeiten in der „Landeszeitung“ über sich ergehen zu lassen und den Kopf zu schütteln über die Sehnsuchtschreie einer Luise Michaelis nach ihrem Karl Michael, über den Vorschlag, einen russischen General in unser Kirchengebet aufzunehmen oder die Absicht, eine Petition an den „Großherzog Karl Michael“ durch das Auswärtige Amt zu senden!

So einverstanden ich nun mit dem ersten Teil des Reinmöllerschen Aufsatzes bin, so wenig kann ich mich dem zweiten Teil anschließen, wo er sagt, daß „es vom deutschen Standpunkt nur zu begrüßen sei, daß Fehler der Vergangenheit jetzt gutgemacht werden können durch die Wiedervereinigung der mecklenburgischen Lande.“ Wir Mecklenburg-Strelitzer glauben, der deutschen Sache niemals geschadet zu haben, und haben uns stets als gute Deutsche gefühlt. Von dem Wiedergutmachen eines Fehlers kann keine Rede sein. Die absoluten Verfechter der Wiedervereinigungspartei in Mecklenburg-Schwerin sollten nicht vergessen, daß wir uns stets sehr glücklich gefühlt haben unter der Regierung unseres Fürstenhauses und daß wir das tragische Ende unseres letzten Großherzogs tief bedauern. Kein Mensch kann uns verdenken, daß wir um unsere Selbständigkeit kämpfen und daß wir alle den Wunsch haben, das Testament unseres Großherzogs, in dem der Herzog Christian Ludwig zu seinem Nachfolger und Erben eingesetzt hat, möge in Erfüllung gehen. Hierdurch erhalten wir unsere seit über zwei Jahrhunderte bestehende Selbständigkeit und ein großes Vermögen, welches dem Lande entnommen ist und sonst verloren gehen würde. Es heißt nun ja, daß dieser Regelung große juristische Bedenken entgegenstehen. Darüber können wir Laien nicht urteilen, das ist Sache der Großherzoglichen Regierungen, die schon das Testament des Großherzogs genügend berücksichtigen und, wenn es geht, auch erfüllen werden. Sollten sich ihm aber unüberbrückbare Schwierigkeiten in den Weg stellen und es zu einer Wiedervereinigung der mecklenburgischen Lande kommen, dann müssen wir uns dem Schicksal fügen in dem festen Vertrauen, daß Großherzog Friedrich Franz die Interessen unseres Landes und der Residenzstadt Neustrelitz insbesondere wahren und fördern wird. Das Verhalten des Großherzogs während seiner Anwesenheit in Neustrelitz gibt uns zu dieser Annahme berechtigten Grund.

Zum Schlusse dieser Ausführung möchte ich noch den Wunsch aussprechen, daß die menschlich wohl zu verstehenden, auseinandergehenden Ansichten der Schweriner und Strelitzer in der Selbständigkeitsfrage unseres Landes nicht weiter in oft so gehässiger und verletzender Weise zutage treten möchten, wie wir sie öfter in einigen Zeitungen (nicht dem „Rostocker Anzeiger“. D. Schriftl.) lesen können. Der Sache wird durch derartige Aufsätze in keiner Weise gedient, sie sind nur dazu angetan, das Strelitzer und Schweriner Volk künstlich zu trennen und aufzuhetzen. Möchte zukünftig jede beleidigende und verletzende Polemik unterbleiben und warten wir in Ruhe die Lösung der Thronfolge ab.

Dr. Stein, Neustrelitz

Johann Heinrich Voss 1751—1826

Von Annalise Wagner

Joh. Heinrich Voss wurde am 20. Februar 1751, also vor über 210 Jahren in Sommerstorf bei Waren geboren. Noch im Sommer des Jahres zogen die Eltern mit dem Sohn nach Penzlin, wo der Vater die Zollstelle für den Baron von Malzahn pachtete. Nebenbei hatte er einige Gärten zu betreiben und die Gerechtigkeit für Bierbrauerei sowie Branntweinbrennerei erhalten. Die genaue Kenntniss des Lübischen Rechtes, das auch für Penzlin galt, verschafften ihm manche Nebeneinnahmen, wenn Bürger mit strittigen Rechtsfällen zu ihm kamen. Der Sohn Johann Heinrich wurde ein hervorragender Schüler und sein ungewöhnliches Gedächtnis verschaffte ihm Ansehen beim Pastor, Lehrer und den Schulkameraden. Das Latein lernte er spielend und die römischen Klassiker las er mit Begeisterung. Mit Gellert, Gleim und Hagedorn, alten Volksliedern und lateinischer Konversation mit dem klugen Bürgermeister von Penzlin waren seine ersten 14 Lebensjahre ausgefüllt.

15 Jahre alt, brachte ihn der Vater auf die höhere Schule nach Neubrandenburg zum Magister Dankert in die oberste Klasse. Eine dürftige Unterkunft, mehrere Freitische, besonders bei dem freundlichen Apotheker Siemerling und Stadtmusikus Gabriel machten ihm die Neubrandenburger Jahre erträglich. Die 38 Lehrstunden, die aus Latein, Religion, Griechisch (nur das neue Testament), Logik und Dogmatik bestanden, beherrschten den Lehrplan. Um einigermaßen durchzukommen, unterrichtete Voss die Töchter seines Magisters und gab Klavierstunden. Der wohlwollendste Lehrer dieser Zeit war der Konrektor Bodinus (in Reuters Dörchläuchting Aepinus genannt), er kümmerte sich auch in kranken Tagen um seinen begabten und fleißigen Schüler Voss. Um nun aber in Deutsch und Griechisch weiter zu kommen, gründete dieser mit noch zwölf anderen Primarnern eine Arbeitsgemeinschaft, die sich mit griechischer und neuester deutscher Literatur beschäftigte. Sie versuchten Klopstocks Messias und Ramlers Oden in Abschrift zu bekommen, und die ersten Versuche, in Hexametern zu dichten, werden unternommen. Oden des Horaz werden metrisch übersetzt.

Vossens Ruf als begabter Schüler verbreitete sich im Kreis Neubrandenburg. So kam es, daß ihm der Landadel eine Hauslehrerstelle anbot bei von Örtzens in Ankershagen. 1769 trat er dort in der alten Raubritterburg seine Stelle als Erzieher der Söhne an. Mit 70 Talern pro Jahr und einer Hauptmahlzeit mußte er sich begnügen. J. H. Voss begann sich jetzt an die Erzählungen seines Großvaters zu erinnern, der noch Leibeigener war. Er fühlte sich in seiner äußerst abhängigen Stellung mit seinen etwa 19 Jahren als freiheitsdurstiger begabter Mensch bei seiner „gnädigen Bestie“ sehr unglücklich. Es ist aber weniger der Hausherr, der ihm das Leben zur Hölle macht, es ist die Hausfrau, mit der er viele Differenzen hat. — Auf dem Nachbargut Gr. Vielen lernte er den jungen Pastor Brückner kennen. Die Begegnung dieser beiden Männer, die für ihre Zeit besonders aufgeschlossen waren und gleiche literarische Interessen pflegten, sich beide mit der Feder auf ähnlichen Gebieten versuchten, führte zu einem echten Freundschafts- und Herzensbund. Der fünf Jahre jüngere Voss bekennt, daß Brückner sein erster

und liebster Freund war und bis zum Lebensende blieb. Sie halfen sich durch kritische Stellungnahme in ihren Arbeiten und lasen die Neuerscheinungen der Zeit. Voss konnte kommen und gehen, wann er wollte; das Studio seines Freundes wurde seine ständige Zuflucht. Brückner wurde wegen seines Freigeistes und seiner nicht orthodoxen Predigten sehr angegriffen: er wagte sogar eigene Verse von der Kanzel zu zitieren. „Ich sitze hier in Ketten des Aberglaubens, von hergebrachtem Unsinn tyrannisiert. Mich haben die Eiferer aufs Korn!“ So schreibt er später an Voss. Durch Brückner lernte Johann Heinrich die Großen der Zeit: Lessing und Shakespeare kennen. Viele Gedichte und Übersetzungen entstanden in Ankershagen; hier lernte er auch den Göttinger Musenalmanach kennen, der dann die Entscheidung für ihn brachte. Er schrieb an den Herausgeber, schilderte seine trostlose Lage und seine große Lust, die Universität zu besuchen, es sei ihm aber pekuniär unmöglich. Er legte einige Verse seinem Brief bei und bat um Kritik. Schon im folgenden Jahr wurde er Mitarbeiter und der begonnene Briefwechsel führte schließlich zur Freundschaft und Ostern 1772 zur Übersiedlung nach Göttingen. Mit mühselig zusammengesparter Barschaft und einigen Spenden reiste Voss voller Erwartungen nach der hannoverschen Universitätsstadt. Sein neuer Freund Boie, der später sein Schwager wurde, sorgte väterlich für ihn: Freitisch, freie Wohnung, freie Kollegiangelder. Es beginnt die Begegnung mit den Geistesschaffenden der Zeit: Hölty, Bürger, den beiden Grafen Stolberg, Miller.

Der Göttinger Dichterbund wurde in einem Hain, unweit der Stadt, gegründet. Vollkommener wäre das Glück gewesen, wenn sein lieber Brückner hätte dabei sein können. So muß er mit Briefen und Berichten vorlieb nehmen, wird aber auch Mitarbeiter am Musenalmanach. Sein „Rezept, einen Freigeist zu machen“ bringt ihm große Maßregelungen seitens der Kirchenbehörden ein. Es fühlen sich nämlich einige Herren darin angesprochen. Neben den Vorlesungen wird Englisch und Französisch getrieben. Die Sonnabende und Sonntage sind mit Zusammenkünften und scharfer Kritik an den Arbeiten der Einzelnen ausgefüllt. Alle versuchen sich in Übersetzungen; es ist ein ernstes Streben unter allen Hainbündlern. Voss wurde mit der Leitung beauftragt. Freund Brückner wurde auswärtiges Mitglied und nahm an allem regen Anteil. Besondere Anregung wurde Voss durch die Gebrüder Stolberg zuteil. Durch diese lernte Voss Homer kennen und lieben. Außerdem standen alle jungen Dichter damals im Schatten des großen Klopstock, auch Voss.

Endlich 1774 war es so weit, daß er diesem Großen begegnen durfte. Er reiste nach Hamburg: „Ich genieße den seligsten Tag meines Lebens. Ich bin alle Tage, und fast vom Morgen bis zur Mitternacht bei diesem großen Manne, der mich seiner vollkommnen Vertraulichkeit würdigt. Nur eineinhalb Tag war ich bei Claudius in Wandsbek. Klopstock hat sich merken lassen, daß er es gerne sähe, wenn ich hier bliebe und eine Informatorstelle annehmen würde.“ Beide lasen zusammen Klopstocks neues Manuskript der Hermannsschlacht. Erste Gespräche über Goethe und Schiller wurden geführt. — Auch der Mensch Voss kam nicht zu kurz in dieser Zeit, seine große Liebe zu Ernestine Boie keimt auf, sie führt später zur Heirat. — Pläne werden gemacht. Claudius bestärkt ihn darin,

einen Almanach in Hamburg herauszugeben. In dieser Zeit entsteht auch die bekannte Idylle: „Die Freigelassenen“, sie behandelt die Leibeigenschaft und die Befreiung aus ihr. Im Frühjahr 1775 werden in Göttingen die Zelte abgebrochen, die Übersiedlung nach Wandsbek, um ein Landleben zu beginnen, findet statt. Enge Nachbarschaft mit dem Wandsbeker Boten bringt regen Gedankenaustausch. Voss genießt Wald und Heide, Nachtigallen und Elbfahrten. Seine glücklichste Zeit, trotz schwankender Gesundheit, die sogar Todesahnungen aufkommen läßt, beginnt. Die Idee des Almanachs (2500 Stück) wird realisiert. Im Sommer 1775 wird eine Reise nach Mecklenburg unternommen. Voss hatte vom Tod des Magisters Dankert gehört und wußte, daß die Stelle als Rektor der Lateinschule in Neubrandenburg ausgeschrieben war. Der Superintendent Masch trat zur Prüfung des jungen Dichtergelehrten an, der eine Reihe von Übersetzungen (Pindar) als Empfehlung bei sich hatte. Jedoch Vossens Ansicht über Dogma und Erbsünde gefielen Herrn Masch durchaus nicht, ebenfalls behagte ihm die intensive Beschäftigung mit den Schönen Künsten nicht . . . und außerdem sei er noch zu jung! So hatte man also in der Heimat keinen Arbeitsplatz für Voss. Ein Besuch bei den Eltern und dem lieben Freund Brückner überweg die negative Entscheidung. Der Voss'sche Musenalmanach wurde ein voller Erfolg, auch in pekuniärer Hinsicht. Gelder und Anerkennungen seitens vieler Künstler gehen ein. Die Einnahmen waren besser, als wenn er ein Amt übernommen hätte, und er konnte jetzt endlich daran denken, mit seiner Ernestine einen eigenen Hausstand zu gründen. 1777 wird Hochzeit gehalten. Im gleichen Jahr beginnt Voss mit der Homerübersetzung: ich habe aus Homers Odyssee über 400 Verse in Hexameter übersetzt . . . wahrscheinlich übersetze ich die Odyssee ganz. Das wird uns einen hübschen Schilling dazu einbringen!“ Einige Tage später: „mit meiner Odyssee geht's frisch fürbass!“ War das erste Wohnen in Wandsbek für das junge Paar auch mehr als primitiv, so war doch das Glück vollkommen. „Hier wohne ich mit meinem Weibe und verzehre die Früchte meines Almanach und des Stolbergschen Homers, und zeuge Kinder des Geistes und des Leibes!“ 1778 wird der erste Sohn geboren: Friedrich Leopold (genannt nach dem Dichterfreund Stolberg). Da nun aber die kleine Familie ein sicheres Einkommen haben mußte, nahm Voss die Rektoratsstelle in Otterndorf an. Täglich sechs Stunden Schule halten! Die Freiheit war dahin, seine geliebte Odyssee mußte auf unbestimmte Zeit beiseite gelegt werden. 300 Taler Gehalt jährlich. Die kleine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Garten war schon besser als in Wandsbek, doch der Schuldienst war zu anstrengend. Dennoch vollendete er die Odyssee 1779. Da er mit dem Buchhandel nicht einig wurde, entschied er sich, seine zwei Homerbände auf Subskription selbst herauszugeben. Zwei starke Bände für zwei Taler. Er kaufte das Papier preiswert aus Holland und bestellte den Druck selbst. 1780 sollte das Werk erscheinen, aber bisher waren nur 300 Vorbestellungen eingegangen. Lichtenberg und Wieland polemisierten gegen ihn. Die 1000 Subskribenten waren nicht zusammengekommen. Die Buchhändler schienen sich sehr zu freuen, daß das Unternehmen zu scheitern schien. Jedoch war dies etwas verfrüht. Voss blieb hart und glaubte an seine gute Arbeit. 1781 ging das Werk also auf Kosten des

Verfassers in Hamburg in Druck. „In ganz Deutschland wurde es mit Jubel empfangen!“ Um den Klang des Homerischen Hexameters, die Kunst und Zartheit des Originals zu erreichen, hatte Voss bei seiner Übersetzung laut gearbeitet und die einzelnen Stücke seiner Frau vorgelesen.

Allmählich wurde aber das Leben in Otterndorf unerträglich, das Sumpfklima vertragen weder er noch seine Frau, dauernde fieberhafte Erkrankungen quälten sie. Freund Stolberg nahm sich ihrer an und besorgte Voss eine bessere Stellung nach Eutin. 1782 zogen sie nach Eutin, leider hielten die Erkrankungen seiner Frau und des Sohnes an. Der kleine Friedrich Leopold starb. Auch hier waren die Wohnungsverhältnisse sehr mangelhaft, und Voss entschloß sich, an den Minister zu schreiben. Er war gewillt, das Rektoren-Amt wieder aufzugeben, wenn er nicht mehr Gehalt und eine bessere Wohnung bekäme. Beides wurde ihm bewilligt; so entschloß sich die Familie, in Eutin zu bleiben. Als nun Freund Stolberg Eutin verließ, übergab er seinem Freund Voss sein schönes Haus mit Garten. Jetzt waren die düsteren Jahre zuende, Frau Sorge verließ das Haus. Ein zweiter Sohn wurde geboren. Eutin wurde 20 Jahre zu einer neuen Heimat. Seine wissenschaftlichen und auch poetischen Arbeiten nehmen einen Aufschwung. Die Ilias wird vollendet, Virgils Landbau ebenfalls. Alles bahnbrechende Arbeiten für die Kunst des Übersetzens und für die Entwicklung der Sprache und Poesie. Endlich hatte er die primitive Wohnung an der Wasserstraße, „wo nur schwerwandelndes Hornvieh morgens und abends zur Trift heimgeführt wird“, verlassen können, und jetzt im Stolberghaus eine repräsentable Wohnung mit Garten, die die Arbeit und Familie voranbrachte. „Da liegt unten das große Wohnzimmer, wo Ernestine mit den vier Buben waltet und sie die Sagen Homers lehrt, dann das Gartenzimmer mit der herrlichen Aussicht auf den stillen Eutiner See, darüber die Studierstube in deren Fenster hinein freundlich der alte Birnbaum grüßt. Neben dieser der weitschauende Saal, wo sich noch oft der Göttinger Dichterbunderneuerte, wo sich Klopstock, Gleim, Miller, Brückner, Claudius, Wilhelm von Humboldt und andere zum frohen Gedankenaustausch zusammenfanden. Und hinter dem Haus dehnt sich der wohlgepflegte Garten mit der schönen Lindenlaube und dem schattigen Plätzchen.“ In diesem nordischen Heim und seiner herrlichen Umgebung fand der „niederdeutsche Theokrit“ immer neue Anregung zur Arbeit und auch Entspannung. 1802 nahm er Abschied von Eutin, er bat um seine Pensionierung, die ihm nur schweren Herzens gewährt wurde. Eine letzte Unruhe hatte ihn befallen. Nach Jena wollte er übersiedeln, um den Großen, den Klassikern: Goethe, Schiller, Herder, Wieland nahe zu sein. 600 Taler Pension wurde ihm gewährt, wo er doch nur 500 Taler Gehalt bezogen hatte — Nach drei Jahren verließ er Jena wieder und die letzte Station wurde nun Heidelberg. Neue rege geistige Tätigkeit entfaltete er hier. Von Jena aus hatte er natürlich Besuche in Weimar gemacht — „aber nun sollte ich lesen, ich las den Sturm des 5. Gesanges und den 6. Gesang von Nausikaa. Großer Beifall! Alle gestanden, sie hätten einen solchen Versbau, eine so homerische Wortfolge, so edel, so rein und deutlich sich nicht vorgestellt. Goethe kam und drückte mir die Hand für

einen solchen Homer. Desgleichen Wieland, er begriffe nicht, wie er mich hätte so verkennen können, man müßte von mir erst lernen, wie man Homer zu lesen hätte. So auch Herder und seine Frau. Bei Tische ging das Gespräch über Homer und sein Zeitalter nicht aus. Ich mußte auch das homerische Haus erklären. Goethe saß neben mir, er war so aufgeräumt, wie man ihn selten sehen soll. Erst nach Mitternacht gingen wir auseinander.“ Eine idyllische Wohnung mitten in Heidelberg, dazu günstiges Klima für seine anfällige Gesundheit, ließen ihn rastlos arbeiten. Übersetzungen des Horaz und Hesiod entstehen und vieles andere noch. Die letzte fruchtbare Zeit in seinem Leben! Mit gewohnter Heiterkeit wurde noch der 75. Geburtstag gefeiert und gleich danach begannen ernsthafte Kreislaufschwächen und am 29. März 1826 endete sein arbeitsreiches Leben, das ganz der Wissenschaft und Kunst geweiht worden war. Noch heute greifen alle literarisch und geschichtlich interessierten Menschen, seien es Gelehrte oder Laien, in jedem Alter zu Johann Heinrich Vossens Übersetzungen des Homer:

Sage mir, Muse, vom Manne, dem Vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret;
Vieler Menschen Städte gesehn, und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.

Eine gleiche Fundgrube sind seine zwei Bände „Kritische Blätter“ nebst geographischen Abhandlungen.“ Der 2. Band enthält die Antrittsrede in Eutin und ist ein scharfer Klingenwechsel mit der Geistlichkeit. Sie steckt voll von reformerischen fortschrittlichen Ideen. Sie ist ein tiefes Bekenntnis zur deutschen Muttersprache und ein Kampf um ihre Reinerhaltung.

Richtig sehen. Was die Grundstimmung betrifft, in der man Italien betreten soll, so ist sie im Pflaster des Veroneser Doms zu lesen: In patientia vestra possidebitis animas vestras. Einsamkeit und Geduld, Langsamkeit und guter Wille, Hingabe an die Dinge und ein wenigstens vorläufiger Verzicht auf alles Besseren sind Vorbedingungen jedes genießenden Sehens, wie sie in der Musik Vorbedingung jedes verstehenden Hörens sind.

Josef Hofmiller (*Form ist alles*)

Er hob die Leier auf, die Hölderlin sinken ließ Zum 75. Geburtstag des Salzburger Dichters Georg Trakl

Von Univ.-Prof. Dr. Eduard Lachmann, Innsbruck

Georg Trakl wurde am 3. Februar 1887 in Salzburg als Sohn des hochachtbaren Eisenhändlers Trakl geboren. Sein Geburtshaus ist das Haus Nr. 2 am Waagplatz. Der Name des Dichters hat heute nicht nur in Österreich und Deutschland, sondern in Europa, ja im dichterisch interessierten Bereich auf dem ganzen zivilisierten Erdkreis einen guten Klang. Trakl ist nicht nach dem Umfang seines Werkes, wohl aber dem Range nach ein Weltdichter geworden, so wie Hölderlin und Stifter längst aus ihrem ursprünglich provinziellen Kreise herausgetreten sind. Am Tage seines 75. Geburtstages hat es keinen Sinn, die makabren Einzelheiten seines kurzen Daseins zusammenzutragen. Dieses im bürgerlichen Sinne wenig erfolgreiche Leben endete in einer dunklen Stunde im Kriegslazarett in Krakau im November 1914. Die Gebeine des Dichters sind nach dem ersten Weltkrieg auf dem Mühlauer Friedhof in Innsbruck bestattet worden.

Klaus Mann, der älteste, früh geendete Sohn Thomas Manns, nannte in seinem 1944 zuerst in englischer Sprache erschienenen Buch: „The turning point“ (New York), das später in deutscher Sprache als „Der Wendepunkt“ herauskam (Frankfurt 1952), den Dichter Georg Trakl einen „verborgenen Fürsten der deutschen Poesie“ und schrieb: „Er hob die Leier auf, wo Hölderlin sie hatte sinken lassen.“

Der langen Verborgenheit Trakls im Weltbereich entspricht die von Heidegger so benannte „Abgeschiedenheit“ seines Gedichts, worunter eine Existenz jenseits der Tageswirklichkeit und daher der Ausschluß jeder konkreten, naturalistischen Deutbarkeit zu verstehen ist, was seine Gedichte manchmal so fremdartig und schwer verständlich erscheinen lassen. Obwohl Trakl in den Bürgerkreisen seiner Heimatstadt wie auch in Innsbruck, wo er den anderen Teil seines Lebens verbrachte, auf Nichtverstehen gestoßen ist — an Stammtischen sprach man spöttisch von „dem großen Licht“ — fand er in Innsbruck in Ludwig von Ficker, dem Herausgeber des Brenner, einen, man kann es nicht anders sagen, gegen die Ablehnung der Gesellschaft heldenhaft sich wehrenden, väterlichen Freund. Dieser stand ihm in den Unbilden seines Lebens ohne Wanken bei und half dem Dichter äußerlich aber auch innerlich über manchmal unüberwindlich scheinende Klippen im Lebensstrom hinweg.

Diesem Mann ist jetzt in Innsbruck Dr. Ignaz Zangerle in der Pflege und Hut des hinterlassenen Werkes zur Seite getreten. Unter seiner Leitung als Herausgeber sind im Verlag Otto Müller, Salzburg, im ganzen sechs Bände Trakl-Studien erschienen, für die jeder einzelne Verfasser natürlich die eigene Verantwortung trägt, der Herausgeber aber nach seinem Wort sich dafür „verantwortlich weiß, im fortschreitenden Wechseln von Irrtum und tieferer Einsicht das Wahrgesicht des Dichters noch sprechender erscheinen zu lassen“. Ohne Irrtum ist solcher Weg ungangbar, und jeder mit dem Thema Vertraute weiß, in welchem feurigen Geist das dunkle Licht des Trakl-Gedichts durch Ignaz Zangerle betreut worden ist. Hervorgehoben sei unter den Trakl-Studien der III. Band von Walter Ritzer, der auf 196 Seiten eine mit instinktsicherem Geschmack aufgestellte Trakl-Biographie darbietet. Die internationale Trakl-Literatur zeigt, daß die Teilnahme an dem schmalen Werk Trakls nicht Sache lokaler Interessenten, sondern eine solche des Geistes schlechthin geworden ist.

In der gerade vor kurzem erschienenen letzten Trakl-Studie von dem deutschen Lektor Dr. Walter Falk an der Madrider Universität mit dem Titel „Leid und Verwandlung“ wird unter anderem auf Impressionismus und Expressionismus als Epochenstile eingegangen. Georg Trakls Stil wurde schon früher namentlich in den Gedichten im Tiroler Gebirgstal, also in seinen in Innsbruck verfaßten Gedichten, als expressionistisch erkannt, man erinnere sich nur an Verse wie:

Das wilde Herz ward weiß am Wald . . .

In welchem Vers der Dichter Josef Leitgeb etwas von der Verzweiflung später Beethoven-Quartette zu vernehmen glaubte. Andererseits hat aber Dr. Falk recht, wenn er viele Gedichte Trakls aus früherer Zeit und gerade die, die zuerst seinen Ruhm begründeten, impressionistisch nennt, Gedichte, die mit ihrem zarten Silber-ton die heimliche Schwermut seiner Vaterstadt in das unverwechselbare Trakl-Wort bannen. „In den Nachmittag geflüstert“, „Am Mönchsberg“, „In Hellbrunn“, „Musik in Mirabell“, „Die schöne Stadt“. Das sind neben anderen solche Salzburger Trakl-Gedichte, die in ihrem Ton von den Gedichten im Tiroler Gebirgstal abweichen. Obwohl der Berichtende für das malerische Fach nicht zuständig ist, glaubt er, daß es sich bei dem Maler Oskar Kokoschka ähnlich verhält hinsichtlich einer Zugehörigkeit zu zwei Epochenstilen. (Trakl hat Kokoschka gekannt und dieser ein Bild „Windsbraut“ gemalt, das mit Trakl-Versen zu tun hat.) Auf die sehr umstrittene Frage, wie sich Trakl zum Christentum verhalten habe, kann hier in der Kürze nicht näher eingegangen werden. Ein künstlerischer Mensch, der in aufnehmender Jugend die Luft Salzburgs geatmet hat, kann von dem mächtigen Strom dieser Überlieferung, welcher Konfession er auch angehört, nicht unberührt bleiben: Ein Leitgedicht Trakls trägt die Überschrift „Helian“. Das altsächsische Gedicht aus der Vorzeit, der Heliand, von dem Trakl seine Überschrift übernommen hat, stellt den Erlöser als germanischen Herzog dar und stimmt natürlich mit unserer Tradition nicht ganz überein. Die Christlichkeit einer Dichtung ist von der Christlichkeit der Epoche abhängig, in der die Dichtung entstanden ist. So zeigt die Dichtung Trakls alle Gebrechen der Zeit, in der Trakl lebte und dichtete, für Trakl ist, wie Walter Falk schreibt, „die abendländische Geschichte eine Leidensgeschichte, eine Passion“. So ist auch sein eigenes Leben eine Leidensgeschichte, für die der Dichter ein Ende erharnte, das er mit den Versen ausgesprochen hat:

Strahlender Arme Erbarmen
Umfängt ein brechendes Herz.

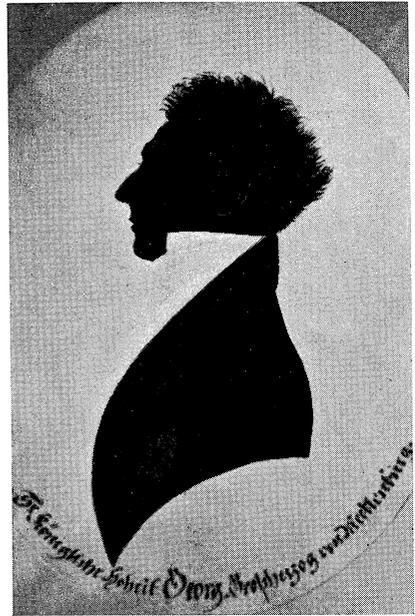
(„Salzburger Nachrichten“, Februar 1962)

Jedes Ding hat seine einzig vollkommene Kunstform, seine einzig gemäße innerliche Proportion. Beides herauszufinden ist Sache der genialen Intuition und des ernstesten Nachdenkens. Denn auch dem Künstler erscheint allerlei lügnerisches Gaukelgelichter als Gesicht und Offenbarung.

Josef Hofmiller (*Form ist alles*)



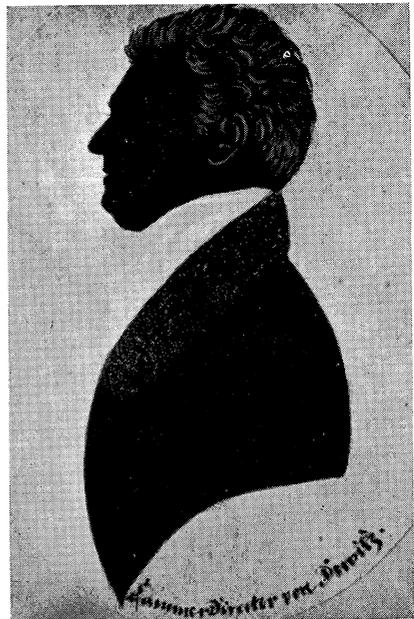
S 2



S 1



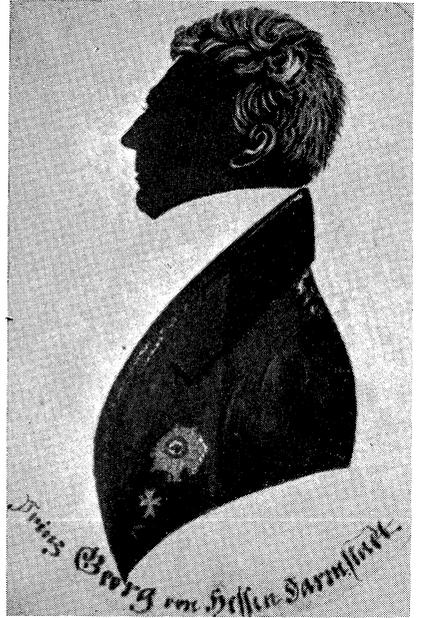
S 14



S 13



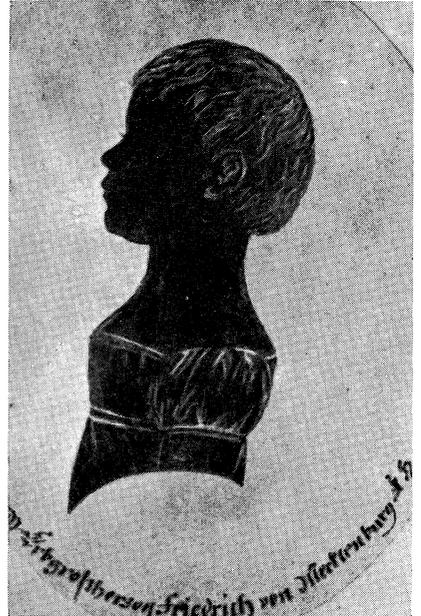
S 10



S 6



S 3



S 4

Prof. Hans Runge zum 70. Geburtstag

Als Arzt und Wissenschaftler mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet

Prof. Hans Runge besuchte wie seine beiden Brüder, Oberlandesgerichtsrat Dr. Siegfried Runge, Heidelberg, und Pastor Runge, Schwerin, das Carolinum in Neustrelitz. Nach bestandnem Abitur wandte er sich dem Studium der Medizin zu, wurde Burschenschafter, unterbrach bei Ausbruch des 1. Weltkrieges sein Studium und ging wie fast alle Studenten zum Heer. — Wir wünschen ihm weiterhin volle Gesundheit und Kraft, um dem deutschen Volke und der ganzen Menschheit noch manches Jahr dienen zu können.

Die Schr.

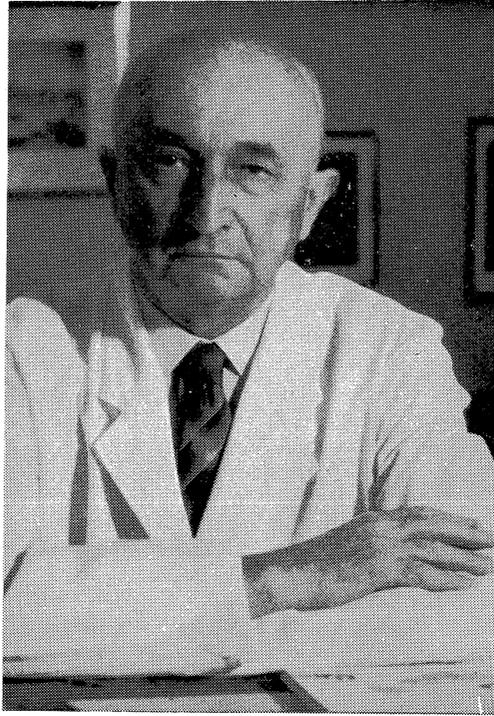
Am 18. April feierte Prof. Dr. med. H a n s R u n g e, Ordinarius für Geburtshilfe und Frauenheilkunde an der Universität Heidelberg, seinen 70. Geburtstag. Schüler und Freunde aus ganz Deutschland hatten sich zur würdigen Feier seines Ehrentages in Heidelberg versammelt und dem verehrten Lehrer, den großen Forscher und Wissenschaftler gehuldigt, der heute auf ein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben zurückblicken kann.

Von seinem Geburtsort Neustrelitz (Mecklenburg) und in Fürstenberg, wo er in einer traditionsreichen Pastorenfamilie aufwuchs, führte ihn der weitere Lebensweg 1911 zum Medizinstudium nach Tübingen. Nach Semestern in Leipzig und Rostock unterbrach zunächst der erste Weltkrieg den weiteren Studiengang. Vier Jahre Dienst bei der Truppe und im Lazarett ließen seine Persönlichkeit heranreifen, die unter dem Erlebnis der unmittelbar helfenden Tätigkeit am Krankenbett seither stets die praktisch-klinische Tätigkeit in den Mittelpunkt ihres Denkens und Handelns stellte. Erst nach Kriegsende konnte er 1919 in Rostock das Studium beenden. Nach ersten Arbeiten im dortigen Pathologischen Institut und an der Kinderklinik trat er 1921 eine Assistentenstelle bei S a r w e y an der Rostocker Frauenklinik an. Hier lernte er Robert S c h r ö d e r kennen, der Runges weitere wissenschaftliche Laufbahn entscheidend beeinflusste.

Runge ging mit Schröder nach Kiel, als dieser auf den dortigen Lehrstuhl berufen wurde. 1924 habilitierte er sich, und 1928 wurde er zum Professor ernannt. Schon war Runge als Nachfolger Sarweys in Rostock vorgesehen, als ihn der Ruf nach Greifswald erreichte, den er 1932 annahm. Nicht lange sollte er dort bleiben. 1934 erreichten ihn gleichzeitig die Rufe nach Breslau und Heidelberg. Entgegen den ministeriellen Wünschen nahm er den Ruf nach Heidelberg an, welches ihm seither zur zweiten Heimat geworden ist.

Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschung haben in mehreren Handbuchartikeln und in über 150 Publikationen in Fachzeitschriften des In- und Auslandes ihren Niederschlag gefunden. Die besondere Neigung zur Beschäftigung mit physiologischen und physiologisch-chemischen Fragen zeigte sich schon in den frühen Arbeiten. Funktionelle Pathologie des Zyklus und die Physiologie der Schwangerschaft waren die ersten Themen.

Mit dem Beginn der Heidelberger Lehrtätigkeit rückten die Arbeiten aus den praktisch-klinischen Gebieten weiter in den Vordergrund. Klinik und Therapie der übertragenen Schwangerschaft — das Runge'sche Zeichen und das Ballantyne-Runge-Syndrom sind heute weltweit anerkannt — Früherkennung und Therapie des Carcinoms, Vorbeugung und Behandlung von Thrombose und Lungenembolie nach Operationen und die Abklärung der durch Störungen in der Blutgerinnung verursachten schweren und bis dahin meist tödlichen Blutungen nach Geburten seien hier als die herausragendsten Beiträge aus dem Runge'schen Schaffen der Heidelberger Jahre genannt.



Die erfolgreiche Arbeit blieb nicht ohne Anerkennung. Die Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und die Gesellschaft für angewandte Zytologie wählten ihn zu ihrem Präsidenten. Zahlreiche regionale Fachgesellschaften und die Italienische sowie die Spanische Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Immer wieder erhielt er ehrenvolle Einladungen zu internationalen Kongressen in allen Teilen der Welt. Erst vor wenigen Wochen kehrte er vom All-Asiatischen Gynäkologen-Kongreß in Kalkutta zurück, wo er als einer der wenigen Europäer über den neuesten Stand der biochemischen Krebsdiagnostik an seiner Klinik referierte.

Mit der Entwicklung der Universität und insbesondere der medizinischen Fakultät in den letzten Jahrzehnten ist der Name Runges vielfach verbunden. Dafür legen die unter seiner Leitung entstandenen Neubauten der Frauenklinik, der Ausbau der Krebsberatung und die gewaltige Erweiterung und Modernisierung der Operations- und Geburtsräume beredtes Zeugnis ab. Es entstand so eine Frauenklinik, die den hohen Anforderungen an eine moderne Klinik voll gerecht wird. Unterstrichen wird das durch die Tatsache, daß bei Runges Eintreffen in Heidelberg im Jahre 1934 800 bis 900 Geburten und etwa 400 größere Operationen ausgeführt wurden und heute pro Jahr über 2200 Frauen in der Klinik entbinden

und die Zahl der großen Operationen auf über 800 angestiegen ist. In diesen Zahlen kommt das große Vertrauen zum Ausdruck, welches Prof. Runge und seiner Klinik von der Bevölkerung entgegengebracht wird.

Als sich am 18. April Freunde und Schüler zur Geburtstagsfeier in Heidelberg versammelten, die Universität ihren großen Lehrer mit einem Festakt ehrte und der Staat den international bekannten Wissenschaftler mit dem Großen Bundesverdienstkreuz auszeichnete, da waren auch die Gedanken der zahllosen Patienten in Dankbarkeit an diesem Tage bei ihrem Arzt, dem noch viele Jahre ungebrochener Arbeitskraft vergönnt sein mögen.

(Rhein-Neckar-Zeitung, 18. April 1962)

Vom tieferen Sinn unserer Zeitschrift „Das Carolinum“

Unser „Carolinum“ wurzelt zwar in der Vergangenheit, lebt aber für die Zukunft und will ihr dienen. In diesem, seinem Auftrag hat die Geschichte einen hervorragenden Platz.

Denn heute wächst uns allen aus erschütterter Zeit ein neues Geschichtsbewußtsein heran. Westdeutschland ist zum Schmelztiegel eines einst weit in Europa verbreiteten Deutschtums geworden; deutsche Gruppen und Stämme, aus der Heimat vertrieben, kehrten flüchtend wieder nach Hause; andere blieben von ihr getrennt. Aber in allen gebiert sich in den schmerzlichen Wehen eines grausam zurückgeworfenen Heimatgefühles ein neues deutsches Bewußtsein aus dem Schoß der alten Mutter Deutschland heraus, das für die deutsche Zukunft von bestimmender Kraft werden kann. Denn in dieser Angleichung an den geschmälernten deutschen Boden entzündet sich hüben und drüben erneut das Bewußtsein des Stammes, des Landes, — das Bewußtsein der Heimat, das in aller Verlorenheit Halt und Trost gibt.

Heimat ist die Einheit der Seele; sie beruht auf der geistigen Spannung des „WIR“, die allgemeines Menschentum in die lebendig sichtbare Form des einzelnen Volkstumes bannt. Wohl ist sie zeitbedingt, wie die Geschichte uns lehrt, und hat doch teil an der Ewigkeit. Denn in ihr offenbart sich die „menschliche Idee“ als Sinndeutung der Universalgeschichte des Menschen überhaupt, der nur in der heimatlichen Geschlossenheit des Volkes seinen Halt, seine Farbe, seine Kraft, seinen Gedanken suchen und finden kann.

Darum fordert Dr. Karl Bosl (Würzburg) in seiner kleinen Historik (Bayrisch. Schulbuch-Verlag 1954) so eindringlich, „Heimat- und Landesgeschichte als Grundlage aller Universalgeschichte“ zu betreiben mit der mahnenden Einsicht: — daß

uns in Zeiten der Gefahr, des Zusammenbruchs die Heimat, die kleine staatliche Gemeinschaft am nächsten liegt; daß wir aus ihr erst, aus der Geborgenheit des Landesstaates wieder den gesicherten, überzeugten Schritt in die höhere staatliche Gemeinschaft hinein tun können. Alle geschichtliche Erkenntnis ist Verstehen der historischen Wirklichkeit, die am übersehbaren Objekt der Heimat, an der kleinen historischen Landschaft am leichtesten dargestellt und ergründet werden kann. Wieviel haben hier nicht die alten Schulprogramme unserer Geschichtslehrer immer wieder geleistet?“ — so beschließt Bosl seine Mahnung. —

Ich frage: Wieviel könnte hier aber auch eine erweiterte Zielsetzung unseres „Carolinum“ leisten?

Unsere Zeitschrift hat schon heute ein beachtlich hohes Niveau, gibt uns schon heute eine Heimatkunde von beträchtlichem Wert, die sich aber vielleicht doch zu enge Grenzen setzt, wenn sie sich auf Neustrelitz und dessen Umgebung beschränkt. Warum sollte sie nicht ihren Stoffbereich auf ganz Mecklenburg, auch auf Schwerin, ausdehnen und uns — und nicht nur uns Mecklenburgern — eine Kultur- und Geistesgeschichte dieses uralten deutschen Landes schenken, welche die zerschnittenen Bande wieder fester knüpft und so in größerem Rahmen gesehen, auch der deutschen Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit dient?

Neben diese ideellen Gründe treten aber auch rein praktische Überlegungen. Je mehr das Carolinum seinen Leserkreis durch solche Stoffbereicherung erweitert, um so fester fußt es auf finanzieller Grundlage. Es darf nicht sein, daß vor jedem Erscheinen einer neuen Nummer die bange Frage entsteht, wie die Kosten gedeckt werden können. — Wie wichtig und wertvoll ist unser „Carolinum“ als geistiges Band zwischen uns in aller Welt! Ich bin überzeugt, daß sich Freiwillige höchsten Niveaus bereit finden werden, in diesem Sinne am „Carolinum“ mitzuarbeiten. Es wäre ein Jammer, ein unersetzlicher seelischer Verlust, wenn das „Carolinum“ aus unserem Leben verschwände! Hermann Brunswig

Bücher und Buchbesprechungen

Die Georg-August-Universität zu Göttingen

Professor Dr. Götz von Selle, der frühere Leiter des Göttinger Universitätsarchivs, wendet sich mit seiner zweiten, stärker zusammenfassenden Darstellung der Geschichte der Georgia Augusta, auf die wir an dieser Stelle empfehlend hinweisen möchten, nicht nur an den gegenwärtigen oder ehemaligen Göttinger Studenten, sondern auch an alle jene, die sich der Leinestadt und ihrer berühmten Alma mater in irgendeiner Weise dankbar verbunden wissen.¹⁾

¹⁾ Götz von Selle, Universität Göttingen. Wesen und Geschichte. (Mit zwei farbigen Lithographien und 56 Abb. im Text). 128 S., L., 12,80 DM. Göttingen „Musterschmidt“-Verlag, 1953.

Das im übrigen vorzüglich ausgestattete Werk vermittelt dem Leser ein anschauliches Bild vom Aufbau der neuen Universität in den Jahren 1734 — 1770, von ihren Anfängen und Schwierigkeiten, ihrem Weg zur Höhe (1770 — 1813) und ihrer wechselvollen Fortentwicklung bis zur Gegenwart. Insbesondere aber macht v. Selle den Kernbereich der Intentionen ihres eigentlichen Gründers und unermüdlischen Förderers deutlich, der „der Göttinger Universität eine bis in die heutige Zeit hinein wirkende innere Form gegeben (hat)“ (S. 15). Dieser hervorragende Mann war der hannoversche Geheime Rat und erste Kurator Gerlach Adolph von Münchhausen (1688 — 1770). Joh. Stephan Pütter sagt 1765 in großer Dankbarkeit von ihm: Die Universität „hat aber das unschätzbare Glück, in ihrem jetzt dreyßigjährigen Alter von ihrem ersten Pflegevater . . . noch die unermüdete, weise und Einsichtsvolle väterliche Vorsorge zu genießen, welcher sie nächst der Gnade des Königs alles zu danken hat.“²⁾

In einem umfassenden Gutachten legte Münchhausen 1733 seine eigenen Gedanken über den Sinn einer Universität eindrucksvoll nieder und versuchte damit, der Georgia Augusta, wie sie nach ihrem königlichen Stifter, Georg II., genannt wurde, neben den baulichen Einrichtungen auch eine geistige Grundlage zu geben. Vor allem von den Lehrern der mit besonderem Nachdruck geförderten juristischen Fakultät erwartete der Kurator, daß sie „eine solide Theorie“ und gründliche historische Kenntnisse mit einer ins Praktische wirkenden Kraft verbänden. „Die Wissenschaft soll Männer bilden, die man in der Welt gebrauchen kann.“ (S. 17) Die Gelehrsamkeit aus der mittelalterlich-scholastischen Abgeschlossenheit der Klosterzelle herauszuziehen und zur praktischen, gemeinnützigen Tätigkeit im bürgerlichen Leben zu erwecken, darin lag Münchhausens große Absicht. Auch Pütter hebt im ersten Band seiner Gelehrtengeschichte diese Idee deutlich hervor. Es heißt im Vorbericht: „Was hingegen . . . möglich gewesen, in allen Theilen der Wissenschaften bey dem academischen Unterrichte gleich aufs Practische zu führen, das ist von je her ein vorzügliches Augenmerk dieser Universität gewesen.“³⁾

Ganz im Sinne der Hallensischen Art der Aufklärung war auch die den Professoren gewährte Lehrfreiheit. Und was er zugleich — vor allem von den Theologen — unerbittlich forderte, um die Neugründung von vornherein vor „unnötigem Streit und innerlicher Unruhe“ zu bewahren, das war „die libertatem conscientiae samt der Tolerantz“ — mit dieser Maxime, die das Verbot jeder Zensur über medizinische, juristische und philosophische Schriften einschloß und so die Unterordnung der Universität unter den Primat der theologischen Fakultät bewußt beseitigte, wurde die neue Hohe Schule ganz auf dem Boden des Staates verankert und dadurch der Weg für die moderne Universität freigemacht.⁴⁾

Alles hing freilich davon ab, wer an dem neuen Institut lehrte. Deshalb bemühte man sich in Hannover, für die junge Universität die besten Kräfte zu gewinnen und jeder Fakultät wenigstens einen Gelehrten von überragendem Rang zu geben, um die akademische Welt und den Adel auf Göttingen aufmerksam zu machen und möglichst viel reiche Leute von Stande zum Studium herbeizuziehen. Wenn sich diese Bestrebungen auch nicht ganz erfüllen sollten, so waren es doch zwei Männer, auf die der Kurator seine ganze Hoffnung setzte und deren Arbeitskraft und Leistung dann auch den internationalen Ruhm der Georgia Augusta begründet haben: der Anatom, Physiologe und Botaniker Albrecht von Haller, mit dessen Wendung zum Empirismus, zur Beobachtung und zum Experiment, „eine neue Epoche in der medizinischen Wissenschaft (beginnt)“, und der Philologe Joh. Matthias Gesner, bei dem sich eine ausgeprägte erzieherisch-

²⁾ Johann Stephan Pütter, Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Göttingen: Vandenhoeck, 1765; S. 14.

³⁾ Pütter, a. a. O., S. 5.

⁴⁾ Über die engere verfassungsrechtliche Entwicklung der Göttinger Universität unterrichtet in gründlicher Weise die Untersuchung von Ernst Gundelach, Die Verfassung der Göttinger Universität in drei Jahrhunderten. Göttingen: Schwartz & Co., 1955.



Der Göttinger Professor
Chr. G. Heyne

Er machte die Ideen Winkelmanns in Göttingen bekannt. Der Höhepunkt der Heyneschen Lehrtätigkeit lag in seinem archäologischen Kolleg, das zu einer der Keimzellen des klassischen Humanismus wurde. Der weltanschauliche Kern der Antike, vor allem des Griechentums, war es, den er seinen Hörern vermittelte. Wilhelm von Humboldt saß zu seinen Füßen und lernte hier die gewaltige formbildende Kraft antiken Menschentums und antiker Kunst kennen.

bildende Haltung mit dem Studium der Antike verbindet. In seinem Wirken werden die ersten Züge des späteren Neuhumanismus sichtbar. In der rechtswissenschaftlichen Fakultät erreichte Münchhausen jenes Ziel zu seinem Leidwesen erst in den Jahrzehnten nach 1747, als Johann Stephan Pütter mit seinen Vorlesungen und zahlreichen Schriften über deutsches Staatsrecht und Reichsgeschichte die Universität Göttingen noch über die Stellung hinaushob, die Haller ihr gegeben hatte, und sie schließlich in zäher Arbeit zur hohen Schule des Staatsrechts in Deutschland führte. Wenn man im Jahre 1774 unter 894 Studenten nicht weniger als 563 Juristen zählte, so wird darin die große Anziehungskraft Pütters deutlich. Er war ein großartiger Lehrer und ausgezeichnete Jurist, und seinetwegen kamen die Söhne des Adels und der hohen Beamtschaft nach Göttingen. (S. 37 ff.)

Der Rezensent muß sich hier auf wenige Hinweise beschränken. Viele bedeutende Namen wären noch zu erwähnen, die dem neuen Institut in den ersten Dezennien seines Bestehens ein unverwechselbares Gepräge gegeben haben: so der große Helmstedter Theologe Lorenz Mosheim, der von Anfang an den Aufbau der Universität als kluger Berater mitgestaltet hatte und auf Münchhausens Drängen hin endlich 1747 nach Göttingen gekommen war; der junge Orientalist Joh. David Michaelis, den der Kurator im gleichen Jahre an die Georgia Augusta berufen hatte und der mit seinen kritischen Untersuchungen des alttestamentlichen Textes zu den Begründern der biblischen Philologie gehört. Ferner die Mathematiker Abraham Kaestner und Tobias Mayer und endlich vor allem Chr. Gottlob Heyne, Professor der Eloquenz und der klassischen Altertumskunde, der, wie v. Selle urteilt, Münchhausens Werk genial fortsetzte und Göttingen auf die Höhe seines Ruhmes geführt hat. Münchhausen selbst durfte den glänzenden Aufschwung seiner Hohen Schule, den auch die Wirren des Siebenjährigen Krieges nicht unterbrechen konnten, im hohen Alter noch erleben und so die Erfüllung seiner Ziele und Hoffnungen erfahren.

Götz von Selle hat dieses 1953 erschienene Buch nicht für Gelehrte geschrieben. Er verzichtete daher auch bewußt auf alle Quellennachweise.⁵⁾ Es gelingt ihm, auf knappen 128 Seiten nicht nur ein lebendiges, klar konturiertes Bild vom Wesen und Werden der Göttinger Universität zu zeichnen und die bedeutsamsten Epochen innerhalb ihrer Entwicklung herauszuarbeiten, sondern in seiner Darstellung auch beispielhaft aufzuweisen, wie die Georgia Augusta in ihren großen Gelehrtegestalten unauflöslich mit der allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte und der Geschichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen wie der philologisch-historischen Wissenschaften verflochten ist. Dafür sollten ihm ganz besonders diejenigen dankbar sein, die hier ihre Studienzeit verbringen wollen.

Selbstverständlich wird man in diesem schmalen Bande, der sich auf die markantesten Persönlichkeiten und Daten beschränken mußte, diesen oder jenen Namen vermissen — Max Planck, Werner Heisenberg und Nicolai Hartmann, um nur einige zu nennen. Und vielleicht hätte der Verfasser, ungeachtet der Bedenken des Historikers, auch das Geschehen seiner Umwelt darzustellen, gerade der fruchtbaren Zeit des Wiederaufbaus nach 1945, die auf zwei Seiten recht summarisch abgehandelt wird, einen breiteren Raum gewähren sollen. Aber v. Selles verdienstvolle Arbeit wird dadurch nicht geschmälert. Was der Mensch sei, erfährt er nur durch die Geschichte, hat Wilhelm Dilthey gesagt, und wie der Mensch nicht ohne Geschichte, ohne Selbstbesinnung zu leben vermag, so kann auch das Wesen der Universität als einer lebendigen, organisch gewachsenen Ganzheit ohne ihre geschichtliche Wirklichkeit nicht begriffen werden. Die Georgia Augusta hat aus ihrer Vergangenheit immer wieder Hilfe und Zuversicht, Wissen und Wollen für die großen Aufgaben der gegenwärtigen Situation und für die Gestaltung der Zukunft gewonnen.

Günther P. Ohlhof

Greifswald-Stralsunder Jahrbuch. Band 1, 1961.

Herausgegeben von dem Kulturhistorischen Museum Stralsund, dem Stadtarchiv Stralsund, dem Landesarchiv Greifswald, dem Museum der Stadt Greifswald und dem Stadtarchiv Greifswald. Petermänken-Verlag, Schwerin

In Anbetracht der Bedeutung einiger Herausgeber-Institute ist für die allgemeine Geschichtsforschung, vor allem aber für die hansische Geschichte, mit wichtigen Veröffentlichungen zu rechnen, die der Zeitschrift überregionales Interesse sichern dürften. Die über die heutigen Grenzen verbindend wirkende Rolle der Wissenschaft kommt im Verzeichnis der Mitarbeiter dieses ersten Bandes zum Ausdruck, unter denen ein Schwede und mehrere aus Westdeutschland vertreten sind. Je nach dem Charakter der herausgebenden Institute sind sehr verschiedenartige Themen unterschiedlicher Bedeutung über Vorgeschichte, Geschichte, Numismatik, Volkskunde, Kunstgeschichte, Hausforschung, Stadtplanung und Museumsgeschichte vereinigt.

Eingeleitet wird der Band mit einem Aufsatz von H. Berlekamp, der über Leben und wissenschaftliches Werk Friedrich von Hagenows, eines der Mitbegründer der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in Greifswald, berichtet, wobei besonders sein Wirken auf dem Gebiet der Vorgeschichtsforschung gewürdigt wird. Die aus dem Nachlaß veröffentlichten Grundrisse von längst nicht mehr vorhandenen Megalithgräbern der Gegend von Demmin geben diesem Artikel auch für die Zukunft seinen Wert. — H. J. Eggers bespricht in einem methodische Fragen berührenden Aufsatz über die Auswertung von Statistiken vorgeschichtlicher Funde „Die Bedeutung Rügens in der älteren Bronzezeit.“ — A. Dieck geht in seiner Arbeit „Die Moorleiche vom Günzer See bei Stralsund“ und auf das Problem der Moorbutter ein, wobei die zahlreichen

⁵⁾ Der Leser, der sich eingehender zu unterrichten wünscht, sei auf das umfassende Werk des gleichen Verfassers verwiesen, das 1937 zur 200-Jahrfeier der Georgia-Augusta vorgelegt wurde und ausführliche Anmerkungen zum Textmaterial enthält: Götz von Selle, Die Georg-August-Universität zu Göttingen, 1737 — 1937. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1937.

Vorkommen in Irland als besonders aussagefähig näher behandelt werden. Wichtig ist die Feststellung, daß die z. T. beträchtlichen Buttermengen — es werden bis zu 20 Kilogramm in einem Fund genannt — ins Moor gelegt worden sind, um ihnen geschmackliche Reife zu geben, was historisch überliefert ist. Diese Art der Butter-Reifung wurde vor allem im 17. Jahrhundert angewandt, während im darauf folgenden Jahrhundert nur noch früher vergrabene Butter mit Hilfe von Spürhunden (!) aufgesucht und dann gegessen wurde. Für die Deutung der mengenmäßig geringen Vorkommen von Moorbutter in Nordwestdeutschland und Dänemark wird eine Erklärung als Opfergabe vertreten, der im Hinblick auf heute noch in Irland geübte Bräuche große Wahrscheinlichkeit zukommt.

K. Fritze behandelt in seinem Aufsatz „Die Hansestädte und die Hussitenkriege“ das Verhältnis der Hanse zum Reich und kommt zu dem Resultat, daß sich der Städtebund als Gesamtheit den Mahnungen des Kaisers zur Hilfeleistung in der bedrohlichen Situation versagte. — J. Schildhauer schreibt über „Reformation und „Revolution“ in den Hansestädten Stralsund, Rostock und Wismar“, W. Rudolph steuert einen Beitrag „Zur Geschichte des Eisenschiffbaues in Greifswald und Anklam“ bei. Thematisch verbunden sind zwei Aufsätze „Aus den ersten Jahren der Tätigkeit der Sozialdemokratischen Partei in Stralsund“ von K. H. Jahnke und „Die ersten Aktionen der Spartakusgruppe in Stettin“ von W. Wilhelmus. Von H. Lindal stammt ein leider zu knapp geratener Beitrag „Beziehungen zwischen Stralsund und Trelleborg im Laufe von sieben Jahrhunderten“, der auf nur zwei Druckseiten kaum mehr als Andeutungen geben kann. H. D. Schroeder berichtet über „Die Geschichte des Greifswalder Stadtparlaments“, K. Rieck gibt einen Abriß der Geschichte des Stralsunder Museums „100 Jahre Kulturhistorisches Museum in Stralsund.“

Der Numismatik ist der Aufsatz von A. Suhle, „Neue Münzfunde aus der Umgebung von Stralsund“ gewidmet, in dem vor allem Münzen des 17. Jahrhunderts bekanntgemacht werden.

H. Bethe bringt Ergänzungen zu seinen bekannten Studien in dem Aufsatz „Neue Funde zur Kunst am Hofe der pommerschen Herzöge.“ — Ein volkskundliches Thema behandelt C. Pieske „Volkstümliche Graphik im Kulturhistorischen Museum Stralsund“, desgleichen W. Borchers „Das Bauern- und Fischermöbel auf Hiddensee, Ummanz, dem Darsz und Mönchegut.“ K. Baumgarten geht in seinem Aufsatz „Der Zuckerhut von Pantow auf Rügen“ auf Probleme des niederdeutschen Hallenhauses ein.

Den Abschluß bildet ein Bericht über „Die künftige städtebauliche Entwicklung der Stadt Stralsund“ von G. Börner und H. Werner.

Es ist zu hoffen, daß auch in Zukunft das Niveau der Zeitschrift gehalten oder noch gehoben werden kann. Trotz der in manchen Aufsätzen spürbaren Tendenz wird dieser erste Band der Zeitschrift wegen der Fülle der gebotenen Informationen von den verschiedenen Disziplinen begrüßt werden.

Druck und Ausstattung durch den bekannten Petermänken-Verlag sind lobenswert.
Dr. K. R.

Friedrich Griese: Freundesgabe des Arbeitskreises für deutsche Dichtung für Friedrich Griese, herausg. von Dr. W. Jantzen, Kronberg im Taunus, 32 S., 2,- DM.

Walter Jantzen leitet die Gabe mit dem Aufsatz ein: „Friedrich Griese und das Unabdingbare.“ Gleich der erste Satz charakterisiert Friedrich Grieses Kunst treffend: „Eine durch alle äußeren Ereignisse unbeirrte Linie läuft durch alles Erzählen und Grübeln hin. Es ist die der ständigen Auseinandersetzung mit dem, was unserm forschenden Verstande nicht zugänglich ist.“ Das aber ist ja das Wesen der Kunst überhaupt, ob es sich um Dichtung, Malerei oder Skulptur handelt: Der Versuch, das Irdische mit dem Unerforschlichen, Rätselhaften zu vereinen und auszudrücken. Wird nicht mit dem Satz von W. Jantzen unwillkürlich die Erinnerung an Knut Hamsun herausgefordert, der uns als Primaner mit einem seiner frühen Werke fesselte: Pan?

Und ist nicht auch Knut Hamsun durch all seine vielen Werke hindurch unbeirrt derselbe Sucher nach der letzten Bindung von Mensch und Gott geblieben? — W. Jantzen zeigt dann an den einzelnen Werken von Friedrich Griese die Wahrheit seines ersten Satzes auf. — Ihm folgt Walter Lehmbecker mit der Skizze: „Friedrich Grieses Begriff der Heimat.“ Hiervon wollen wir nicht sprechen. Wir finden sie so wesentlich, daß wir sie in Heft 36 des „Carolinum“ unseren Lesern darbieten wollen. — Friedrich Griese selbst kommt zu Worte mit „Der Weg zurück“ und „Hinter dem Park.“ Bilder von Friedrich Griese und seinem früheren Dichterheim, dem Rethus, vervollständigen das kleine Heft. P.

Medlenburgische Anekdoten

Unter diesem Titel hat Fritz v. Dewitz-Cölpin eine stattliche Anzahl von köstlichen Begebenheiten in einem Buch vereint, das in Kürze im Verlag Krüger u. Nienstedt (Hamburg 11, Trostbrücke 1) herauskommt und ca. 7 — 8 DM kosten wird. Wir weisen unsere Leser schon heute auf diese Neuerscheinung hin und sind dem Verleger, Herrn R. Parbs, dankbar für seine Erlaubnis, die beiden folgenden Anekdoten als Kostprobe vor Erscheinen des Buches bringen zu dürfen.

Rechtsanwalt T., der vor langen Jahrzehnten in Wismar eine große Anwaltspraxis hatte, war auch der Wismarer Jugend deshalb ein besonderer Begriff, weil er eine wundervolle Segelyacht im Hafen von Wismar besaß. Er war Junggeselle, fiel durch seine Größe auf und trug ständig ein schwarzumrandetes Monokel. Er war ein großer Redner und dafür bekannt, daß er fast alle von ihm geführten Prozesse gewann. Seinen Schluß-Satz pflegte er stets dadurch zu unterstreichen, daß er sich mit der geballten rechten Faust an die linke Brust schlug.

In H. bei Wismar lebte der Pastor, der anfangs des Jahrhunderts dort die Pfarre innehatte, mit dem Besitzer von H., Herrn v. d. L., in einem etwas gespannten Verhältnis. Eines schönen Tages, als in H. die winterliche Feldjagd auf Hasen abgehalten wird, geht der Pastor mit seiner Frau in seinen Garten, um von dort aus dem Vorstehertreiben zuzuschauen, das direkt auf seinen Garten zulief.

Ein angekratzter Meister Lampe fegt durch die Hecke des Pfarrgartens und in seiner Angst der Frau Pastorin unter die damals noch sehr langen Röcke. „Kniep tau, kniep tau“, ruft der Pastor und packt mit schnellem Griff den Hasen. Nachdem er ihn mit einem Schlag hinter die Löffel zur Strecke gebracht hat, trägt er ihn in seine eigene Küche und verzehrt ihn später.

Nun ist der Hergang dieser Pastorenjagd aber irgendwie beobachtet worden, und Herr v. d. L. erstattet Strafanzeige gegen seinen Pastor wegen Jagdvergehens. In seiner Not wendet sich der Pastor an den Rechtsanwalt T., der ihn dann in der folgenden Verhandlung vor dem Amtsgericht in Wismar vertritt.

Nach einer längeren Verteidigungsrede schlägt sich Rechtsanwalt T. vor die Brust und schließt die Verteidigung mit folgendem Satz: „Und im übrigen bin ich der Meinung, daß unter den Röcken der Frau Pastorin nur dem Pastor selbst das Jagdrecht zusteht!“

Man sagte dem Richter nach, daß auch er sehr viel Humor besaß, wenn dieser auch wohl nicht ausschlaggebend für das freisprechende Urteil gewesen sein dürfte.

Selbst Herr v. d. L. soll herzlich gelacht haben.

Da das halbe Kirchspiel von H. zu der Gerichtsverhandlung erschienen war,

ging der Schlußsatz des Rechtsanwalts T. wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend. In Wismar selbst trug sie ungeheuer zur Popularität des Rechtsanwalts T. bei, und wohl selten ist eine Gerichtsverhandlung so viel belacht worden, wie das Jagdrecht des H'er Pastors.

Einem stark unter Alkohol stehenden Mecklenburger, der an sehr ungewohntem Platz in Schlaf gesunken war, wird von einem ihn aufweckenden Bekannten gesagt: „Fründing, du büst woll duhn hüt?“ Er bekommt zur Antwort: „Je, duhn bün ick woll, oewer dat vergeiht. Oewerst du büst doemlich, un dat bliwt!“ b.



Georg Christoph Lichtenberg, „Späße und Probleme“, 1954, Albert Langen, Georg Müller, München. Ausgewählt von Dr. Owlglaß. 68 S. 3,80 DM. Aus dem Nachwort: Georg Christoph Lichtenberg kam am 1. Juli 1742 als achtzehntes Kind des Pfarrers von Oberramstadt bei Darmstadt zur Welt. Durch einen frühen unglücklichen Fall am Rückgrat verletzt und verkrüppelt (Rachitis?), studierte er in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften, 1769 wurde er dort außerordentlicher Professor der Physik, 1775 Ordinarius und verbrachte, von zwei für ihn höchst bedeutsamen Reisen nach England abgesehen, sein ganzes übriges Leben in der kleinen hannöverschen Universitätsstadt, wo er, viel kränkelnd und sich ewig mit hypochondrischen Phobien abquälend, am 24. Februar 1799 starb. . . . in Fragmenten und Aphorismen lebt er denn auch und wirkt er weiter (man denke nur an Nietzsche!), als die überlegene satirische Kraft, die wir Deutschen je besitzen haben, als einer der von

Vorurteilen freiesten Köpfe Deutschlands, als einer unserer glänzendsten Stilisten.

Ehrung für Friedrich Griese

(in Intzmühlen, Lüneburger Heide, am 6./7. Januar)

In einer eindrucksvollen Feier vor mehr als 100 geladenen Gästen ehrte der Arbeitskreis für Deutsche Dichtung unseren mecklenburgischen Dichter Friedrich Griese. Dr. Jantzen vom Arbeitskreis hatte im Verein mit der Landsmannschaft Mecklenburg eine Festschrift zusammengestellt, die ihm als Freundesgabe bei der Abendtafel auf der Diele eines alten Bauernhauses im stimmungsvollen Schein der Kerzen überreicht wurde. Bei diesem Anlaß würdigte Dr. Jantzen in treffender Weise F. Griese und stellte den bleibenden Wert seiner Dichtung heraus. Die Glückwünsche der Landsmannschaft Mecklenburg übermittelte Dr. Lehmbecker (Kiel), ein Freund des Dichters. Anschließend las

Friedrich Griese, zunächst eine eigens für diesen festlichen Anlaß geschriebene Betrachtung „Von der Beständigkeit des Wortes“, danach für seine Landsleute die kurze Geschichte „Rückkehr in die Heimat“ und zum Schluß ein Kapitel aus dem Manuskript des Romans „Das unvergeßliche Gesicht“, den der Dichter gerade vollendet hat. Die Lesung war von Streichmusik festlich umrahmt. Am Sonntagmorgen bildete die Huldigung, die der Dichter Moritz Jahn (Göttingen) Griese durch die Lesung eines Beitrages im Inneren Reich (veröffentlicht 1940 anläßlich des 50. Geburtstages von Griese) eine sinnige und geglättete Überraschung. Danach erfreute Moritz Jahn die Teilnehmer mit köstlich vorgetragenen Proben aus seinem „Unkepuz“, einem einzigartigen Buch voll geistvollen Humors. So wurde dieses Wochenendtreffen in der stillen Natur der Lüneburger Heide, nicht zuletzt dank der trefflichen Betreuung durch den Arbeitskreis und die Fürsorge des „Hans-Breuer-Hauses“ ein seltenes Erlebnis für alle Teilnehmer und eine sinnvolle und verdiente Ehrung für Friedrich Griese. Lb.

Von Frisch 75 Jahre

Er entdeckte die Bienensprache

Einer der berühmtesten deutschen Zoologen, Prof. Karl Ritter von Frisch, vollendete heute sein 75. Lebensjahr. Vor allem als Entdecker der „Bienensprache“ ist der Münchener Gelehrte bekannt geworden, aber auch die Erforschung des Farbsinns der Insekten ist im wesentlichen seiner Arbeit zu verdanken: schon vor fast einem halben Jahrhundert, im Jahre 1912, habilitierte er sich über dieses Thema.

Die Bienen, so konnte Prof. von Frisch in langjährigen Untersuchungen feststellen, führen bei ihrer Rückkehr in den Stock bestimmte „Schwänzeltänze“ auf, durch die sie ihre Kolleginnen ganz genau über die Richtung, Entfernung und Ergiebigkeit eines neu gefundenen Futterplatzes zu orientieren vermögen. Jede dieser Angaben ist gesondert durch bestimmte Tanzfiguren festgelegt, deren Gesamtheit eine sehr differenzierte „Tanzsprache“ darstellt.

Außerdem verfügen, so konnte Prof. von Frisch weiter feststellen, die Bienen auch über einen ungeheuer fein ausgebildeten Orientierungssinn, der zwar nach dem Sonnenlicht ausgerichtet ist, aber ebenso auch bei bedecktem Wetter funktioniert. Die Bienen sind nämlich imstande, nach der mehr oder weniger starken „Polarisierung“ des Sonnenlichtes, das heißt seiner Einengung auf eine Schwingungsebene, den Stand der Sonne über dem Horizont und damit die Tageszeit festzustellen. Dieser Sinn funktioniert auch dann, wenn die Insekten nur einen kleinen Ausschnitt des Himmels und nicht den Horizont sehen können.

Prof. von Frisch ist als Sohn eines Professors der Chirurgie in Wien geboren. Von München führte ihn dann sein Weg über R o s t o c k und Graz wieder an die Isar zurück. In vielen Büchern und auch in den „Erinnerungen eines Biologen“ hat der vierfache Ehrendoktor und Pour-le-mérite-Inhaber seine Erfahrungen niedergelegt. C. W.
(Die Welt vom 20. 11. 1961)

Über Lyrik

Der Nobelpreisträger Salvatore Quasimodo in Berlin

Aus Mailand, einem der literarischen Zentren Italiens, kam Salvatore Quasimodo mit einem schmalen Bündel von Gedichten nach Berlin. Vor den gefräßigen, strahlenden Jupiterlampen, den hin und her rollenden Fernsehkameras, den rund 1500 Zuhörern der Kongreßhalle las er daraus vor. Und zum erstenmal während dieser Veranstaltungsreihe kam das Gefühl auf, daß hier etwas Unerlaubtes geschehe, fast so etwas wie ein literarisches Sakrileg.

Lyrik ist ihrer Natur nach exklusiv. Sie ist vom einzelnen für einzelne geschrieben. Sie bedarf keines Massenmediums und wünscht sich auch keines. Vielleicht, weil im Gegensatz zur epischen und dramatischen Dichtung kein allgemein umgreifendes Fluidum die Menge zu einem gleichempfindenden Körper zusammenbindet. Lyrische Verse werden von jedem anders verstanden, anders erlebt.

In Deutschland kam Qu. erst nach der Verleihung des Nobelpreises (1959) ins Gespräch, obgleich schon 1950 ein Band mit 20 Gedichten, „Giorno dopo Giorno“ („Ein Tag nach dem anderen“), bei uns erschienen war.

Dunkel, Tod, Traurigkeit, Sehnsucht, Schatten, Schmerzen, Qual und Mühsal bilden nebst einigen einfachen Naturbildern ein Wortmosaik, das Quasimodo zu immer neuen ästhetischen Klangschöpfungen zusammensetzt.

Wie schwierig diese Sprachgebilde zu übersetzen sind, hat Karl August Horst schon beim Erscheinen des Auswahlbandes nachgewiesen. Dazu kommt, daß sie im Deutschen niemals den unvergleichlichen Tonfall besitzen können wie in ihrer Ursprungssprache.

Quasimodo ist auch als Übersetzer von Homer, der Sappho, von Ovid und Catull hervorgetreten.
Lucie Schauer
(Die Welt, 9. 2. 1962)

Hans Friedrich Blunck +

In der Nacht zum 26. April 1961 erlag der bekannte norddeutsche Dichter und Schriftsteller Hans Friedrich Blunck im Alter von 72 Jahren einem Herzinfarkt. Es war noch gar nicht so lange her, daß er mit dem Herausgeber des „Carolinum“ eine persönliche Verbindung hergestellt hatte, um nun auch seinerseits beim weiteren Ausbau unserer Zeitschrift zu helfen. Sein Tod bedeutet für das deutsche Volk einen schmerzlichen Verlust. Er wird aber durch sein Werk, vor allem durch seine Märchen und Sagen weiterleben. —

Wir entnehmen einem Nachruf von Christian Jenssen in den Kieler Nachrichten die nachstehenden Worte:

Blunck, der Schöpfer eines weitverzweigten Werkes, das von der niederdeutschen Landschaft und Geisteswelt geprägt ist und mit beträchtlichen Teilen aus dem heimatischen Raum hinausragt, wurde am 3. September 1888 in Altona geboren. Seine Eltern stammten beide aus Dithmarschen. Als Schüler wuchs er in die Anfänge der Wandervogel-Jugendbewegung hinein, studierte Jura, wurde Burschenschafter und kam als Offizier an der Yser-Front im ersten Weltkrieg mit der jungen flämischen Bewegung in Berührung. Nach dem Kriege war er in Hamburg als Regierungsrat am Finanzamt und einige Jahre als Syndikus der Universität tätig. Im Jahre 1933 zum Präsidenten der Reichsschrifttumskammer berufen, versuchte er, ebenso wie Richard Strauß als Präsident der Reichsmusikkammer, vergebens, die Kunst gegen schwerwiegende Eingriffe des nationalsozialistischen Régimes abzuschirmen, und wurde schon im Jahre 1938 durch Johst abgelöst...

Das umfangreiche dichterische Werk Hans Friedrich Bluncks darf als einer der gewichtigen Beiträge Schleswig-Holsteins zur deutschen Literatur in unserem Jahrhundert gewürdigt werden. Zur Zeit findet seine Dichtung in anderen Teilen Europas stärkeren Widerhall als in Deutschland. Viele seiner Werke sind in die wichtigsten europäischen Sprachen teilweise auch in außereuropäische, übertragen worden; mehr als ein Dutzend ausländischer Dissertationen beschäftigt sich mit seinen Märchen; Somerset Maugham hat ihn in eine Sammlung der besten Novellisten der gegenwärtigen Weltliteratur aufgenommen. Am wenigsten umstritten dürften seine Märchen sein, die aus der immer noch quellenden Überlieferung geschöpft sind. Seine letzte große Arbeit war die mehrbändige Neuerzählung der deutschen Fluß- und Küstensagen.

Unter jedem Stande ruht ein sakrales Fundament.

Ernst Jünger (Gärten und Straßen)

Unter der Überschrift *Das Bild des Studenten von heute* wurde in „Christ und Welt“ vom 9. 2. 1962 folgender Brief abgedruckt, der auf den Beitrag „Der Student von 1962“ antwortet:

Der Verfasser beschreibt zum Ende seines Aufsatzes die Einsamkeit des Studenten in der heutigen akademischen Massengesellschaft und kommt zu dem Schluß, daß der Student von 1962 sich damit abfinden müsse, einsam zu sein und zu bleiben. Sollte es dem Verfasser auch heute noch unbekannt sein, daß es an allen Hochschulen Gemeinschaften gibt, die sich mit Erfolg bemühen, der Einsamkeit des Studenten abzuhelpfen, ihm Freundschaft, Geselligkeit, staatspolitische Fortbildung zu gewähren und seine Bildung über das Fachstudium hinaus zu erweitern? Es ist zwar allgemein bekannt, daß die Lehrkörper der Hochschulen auch heute noch aus unerfindlichen Gründen den studentischen Korporationen ablehnend gegenüberstehen. Ebenso bekannt dürfte aber sein, daß sowohl der Herr Bundespräsident wie auch der Bundeskanzler und Politiker aller Parteirichtungen den staatspolitischen Wert der Arbeit der Korporationen durchaus anerkennen.

F. Goos, Wiesbaden

Eingesandt

In der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage (1903) von „Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht“ steht auf Seite 99 des Buches „Friedrich von Schiller, Gedichte (Auswahl)“ das Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde“. Im Teil „Anmerkungen“ finden wir dazu folgendes:

„Diese Allegorie hat verschiedene Deutung gefunden. Daß das Mädchen der Frühling sein sollte (Str. 11), paßt nicht zu Str. 3 und 4. Gewöhnlich erklärt man es als die Poesie. Karl Bormann sah in dem Mädchen die Muse des Almanachs von 1797 (Das „Tal“ wäre dann **Neustrelitz**).“

K. F.

In Hellbrunn

Wieder folgend der blauen Klage des Abends
Am Hügel hin, am Frühlingsweiher —
Als schwebten darüber die Schatten lange Verstorbener,
Die Schatten der Kirchenfürsten, edler Frauen —
Schon blühen ihre Blumen, die ernsten Veilchen
Im Abend, rauscht des blauen Quells
Kristallne Woge. So geistlich ergrünen
Die Eichen über den vergessenen Pfaden der Toten,
Die goldene Wolke über dem Weiher.

Aus „Die Dichtungen“ von Georg Trakl. Sammelband der Gedichte im Otto Müller Verlag, Salzburg, erschienen in der 10. Auflage, 1960.

Uns' plattdütsch Eck

De Reis' nah Sargasso

Von Siegfried Zander

Dat wier letzten Sümmer, as Lotting ehr'n Broder Heinz in Woarn besöken deh un mit em nah de Rösen führn müßt. Se müßt dat nich dorüm, dat Heinz nich allein farig ward'n künn, nee dorüm, dat dat schöne Wärer se rutdrieben deh, nah buten, up de schöne Müritz, de so spegelblank wier, dat'n ganz deip up'n Grunn kieken künn, wo de Plötzen bi dat warme Wärer un den schönen Sünnenschien hen un her flitzten un dorup töwten, dat de dömlichen Minschen dor baben mit ehr'n Kahn wierer führ'n dehn, dat se ok mal ehr Köpping uten Warer sticken orrer mal 'n lütten Hopser dörch de Luft maken künn'n. Von de schönen Boars un Aals wier öwer niks to sehn. De lepen in'n Deipen un in'n Düstern mang dat Krut.

As Heinz un Lotting in de Gägend von Klink kemen un dor de beiden Rösen nahkeken, de Heinz in't Fröhjohr instellt har, un Heinz den Sack öwer Burd halen deh, paddelt dat bannig. Lurer Aals! Niks as Aals! Un wat wiern dat för prächtige Burschen. Drei bet vier Pund har'n se ja woll.

Na, Heinz knütt't den Sack up, schürr den ganzen Sägen in'n Kahn un füng an, to sortieren. De gröttsten för'n Pott un de Rökerie, de Mittelsten för't Soll un de lüttsten kregen de Galgenfrist un güngen werrer öwer Burd. Grad as Heinz so'n schönen Vierpünnigen to holl'n har, füng dat Dier an to piepsen un to jammern: „Lotting! Help mi! He will mi to Hals!“ — „Nanu“, sä Lotting, „wat's denn nu los? De kann ja woll räden?“ — „Dat's gonniks“, sä Heinz, „dor is männigein mang de Fisch, meist mang de oll groden Häkt, de können de dullsten Geschichten vetell'n.“ — „Lat em mal los“, sä Lotting, „mal hürrn, wat he woll will.“

Heinz lät em fohrn un de Aal wull unner de Brär krupen. Öwer dat güng nich, he wier to fett.—

„Von wo kennst mi denn?“ frög Lotting em un sett't sik inne Huk, dat se em bärer vestahn künn.

„Du häst mi all mal dat Läben rett't, Lotting“, sä de Aal un keek ehr ganz trurig an. Un wenn he har roarn künn, har he dat bestimmt dahn. „Ik bär Di so recht von Harten, Lotting, smiet mi werrer öwer Burd. Ik kann noch japsen. De väle Luft, de ik slucken möt, hät mi all ganz tüdelig makt.“

„Ja, glieks“, sä Lotting. „Öwer ierst möt'st mi noch vetelln, wo ik Di all mal dat Läben rett't häw. Ik weit dor niks nich von.“

„Dat wier woll vör teign Johr, as wi von Sargasso kemen un se uns in Hamborg unt de Elw fischd harn, uns alltohopen in'n grod Faß spunn'n un nah Dagen hier inne Müritz kippen dehn. Dunn bün ik vörher — ik leeg ganz baben — ut dat Fatt hüppt un leeg nu up Lann un kein'n ein deh sik üm mi kü, „mmern. Min Swestings un lütt Bräudings har'n's in de Müritz kippt, harn sik snell besunn'n un weg wiern's. Un ik leeg nu in't Gras von de Nettenbucht, künn knapp noch jappen un kein Minsch künn mi sehn un mi helpen. Dunn kemst Du vörbi, Lotting. Du harst dorbi stahn un tosehn, wo all de lütten Glasaal in't Warer kippt würn, un würst mi nu gewohr, nimmst mi ganz sachten up un sett'st mi langsam un vör-

sichdig in'n See. Nich so mit'n Wuppd, as de oll'n dömlischen Fischers. Dat häw ik Di min Läben lang nich vegäten un ik bär Di, Lotting, lat mi lopen. Kiek mal, ik wull nu werrer nah Hus un wull friegen un Kinner in't Warer setten."

„Na Hus wist Du, nah Sargasso?“ frög Lotting, „denn möt'st ja an Hamborg vörbi?“ „Ja, ja, möt ik“, japst de Aal, „häw'n bannigen Bammel dorvör, dorüm dat se mi dor all ei's to holl'n krägen hämm'. Un denn is dor so väl Schiet un Öl in't Warer, dat'n knapp dorin läben un swemm' kann. Wenigstens för unsen ein. För Ölsardinen magt ja gahn.“

„Paß up“, sä Lotting, „ik lat Di lopen, likers Du mit Din vier Pund 'n schön's Gericht gäben künn'st. Häst Di ganz good dörchfräten de teig'n Johr bi uns in Meckelbörg. Öwer Du möt'st mi eins vespräken, wenn ik Di lopen lat. Wenn Du an Hamborg vörbi kümmt, denn swemmst nah Niemöhlen dal, dat's so'n por dusend Meter achter de groden Landungsbrücken, dor bi dat grode Käuhus. Dor löppt jeden Abend min Mann spazieren un denn bestellst schöne Grüß von mi un vetellst, wo schön dat hier is.“

„Doh ik, doh ik“, reep de Aal. „Din'n Mann kenn'k ok. Dat wier doch de, de ümmer bi't Hieven den Anker susen lät, wenn em in'n Winter dat koll Warer öwer de Knöwels lepen deh. Dat hämm mi nahsten de Boars in't Fröhjohr vetellt. De hämm sik schön ein'n lacht.“

„Richdig“, sä Lotting, „dat is he west. Denn kenn'st em ja. Na, denn man los un swemm af un grüß em schön von mi.“ Un dormit packt se um un smet em öwer Burd. Un as de Aal nich gliks afhaug'n deh un sik noch'n Ogenblick vehalen müßt, reep se noch: „Öwer wohr Di vör em! He is'n Aalfreter!“

De Reis' güng tämlich snell. As de Aal in de Elw kem, güng dat mit de Strömung flott vöran. As he öwer nah Hamborg ran kem, würr dat Warer ümmer dicker un slichter, dat he kum noch jappen künn. Un denn de verflixten Wullhandkrabben, dor müßten verdüwelt uppassen, dat dat oll Takeltüg ein'n nich to holl'n kreg, wenn man unner 'ne Brügg orrer süßwo unnerkrupen wull. So müßt he sik denn midden in'n Strom an'n Grunn läng'n un töben, bet de Ebb kem. Denn let he sik trieben un har dat nich nörig, sik dörch dat oll kläbrige, ölige un schie-tige Warer to quälen.

Endlich wier he inne Näh von Niemöhlen, stek den Kopp vörsichdig rut un keek sik bäten inne Gägend üm. Allerhand Dampers föhr'n dor rüm. Müßt bannig uppassen, dat de ein'n nich mang de Schruben kregen. Un denn wiern dor so'n por dömlische Minschen, de smeten Holt inne Elw un irgend so'n verflixter Köter sprüנג achter an un deh sik dat Holt snappen un bröcht werrer trög. „Har ja grad noch fählt“, dacht de Aal, „dat ik vör so'n oll Undiert updükern do. De hölt mi denn för'n Stück Holt un — swapp —hät he mi weg.“ Ulkig seh'g'n de Lüd ut, de ehr Angeln in't schietige Warer hüll'n. Dor süll'n Fisch anbieten. Nee, nee, wat wiern de Minschen blos dömlich. Up so'n Spiök föl kein Fisch nich rin. Nich mal de Ölsardinen beten an.

Gegen Abend seh he von wieden Lotting ihr'n Mann anstakt kamen. He güng ganz dal bet up de Brügg, lähn sik an't Gelänner un kek in de rode Abendsünn, de sik grad hinnen bi Blankenäs in'n Abenddunst verkrupen wull. De Aal pürscht sik sachten an em ran un reep von unnen: „Hallo! Aalfreter!“ De Kierl keek ganz vedutzt un wüßt nich, von wo dat kem. „Hallo! Fiting Aalfreter!“ rep he noch mal, stückt den lütten Kopp rut un klatscht mit'n Swanz orrentlich up't Warer, dat dat fiksing spritzen deh un Fiting por Druppens an de Näs flögen. Dor seh Fiting em un rep: „Mein Gott noch mal, wo kümmt Du denn her?“ — „Ut Woarn! Vonne

Müritz!“ rep de Aal, „un ik sall Di schön grüßen von Din Lotting.“ — „Kumm doch mal bäten neger“, plinkt Fiting em to, „büst ja ’n staatschen Kierl, vier Pund häst ja woll. Sowat häf’k all lang nich mihr hat. Kumm doch neger un vetell mi mihr von Lotting un vonne Müritz.“ — „Ne!“ rep de Aal, „Lotting hät mi warnt. Du büst ’n Aalfreter un wist mi suer kaken!“ Un dormi klatscht de Aal noch ei’s däftig mit’n Swanz up’t Warer un weg wier he.

Wierer güng de lange, wiede Reis’. An Blankenäs vörbi, an Wittenbargen, an’n Swinnsand un Stadersand, an Cuxhabn, Helgoland un Engelland. Ümmer wierer un ümmer deiper bet nah de Sargasso-See. Dor wür friegt un laikt un storben. Un all de lüdden Aalkinners, Aalsnütings un Glaspüppings güngen von dor werrer up de Reis’, öwerall hen, nah Amerika un Europa, nah Dütschland un nah Meckelbörg. Un wecker de Oll’n kort vör ehr’n Dod noch ’n lüdden Wink mit up’n Weg gäben künn’n, de sehgen to, dat se nah de Müritz kemen. Dor gewt schön wat to fräten un dor würr’n se fett un rund.

MERKUR : APOLLO

Aus: Neun Plattdeutsche Göttergespräche 1865

Fünf davon neu ans Licht gegeben

Stuttgart: E. Klett (1961)

Merkur: So ’n lahmfäutschen Grofsmid so ’n, as oll Vulkan! Hett hei nich richtig de beiden allerschönsten Wiwer fat kregen, so as de Venus un de Grazie is! Kannst du mi dor ’n Vers up maken, Braure Apollo?

Apollo: Je nu, det hett em glücken sullt. Wat mi man nich recht in ’n Kopp will, dat is, dat de Wiwer so’n gefährlichen Narr’n in em freten hewt. Un wenn he noch so sweitig is un sik Mul un Poten noch so dull mit Ruß inrackt hett, dor helpt nix tau, dei Frugenslüd fallen em üm’n Hals, küssen em af un weiten gar nich, wat s’ em achter un vör all tau Gauden daun sälen.

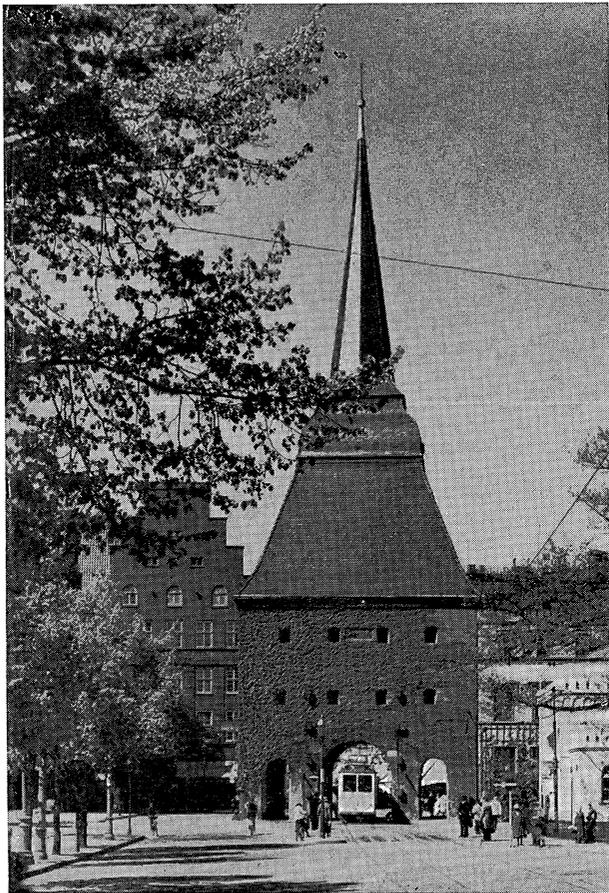
Merkur: Dat is ’t jo grar, wat mi ok argert, un dat ik dissen Grofsmid dat Witt in ’t Og nich günnen dau. Süh mal, Braure Apollo, du kannst di so dull hebben as du wist mit dinen Kruskopp, mit din Musik un mit all din Smuckigkeit; — un ik kann mi för Lebensgewalt in de Bost smiten mit min slanke un smiedige Statur un all min Muskantenkunst, — helpt all nich, ’s Abends möten wi doch mutterseelenallein in uns einsläprige Bettstäd ’rinkrupen.

Apollo: Na, ik hew all min Dag mit dit Saken von Frugenslüd keinen rechten Däg nich hatt. Weißt jowoll, woans ik mit Daphne un Hyacinthen in ’n Nettel leggt hew. Daphne künn mi mit Ogen nich seihn; all von Widen reit s’ vör mi ut as Schaplerre, un ded jo leiwer ’n Stück Holt warden, as dat s’ sik de Fründschaft von mir versäkern leit. Hyacinthing müßt ik denn ok mit den oll’n dämeligen Diskus mausing dod smieten. Anstats Daphnen kann ’k nu oll’n Lurbierkranz ankiken, un anstats Hyacinthen hew ’k nu’ oll’n Blaumenstruß, dor kann ’k an rüken.

Merkur: Na, mit oll Venussen, kann ’k woll seggen, bün ’k denn mal so wid Handels eins word’n — äwerst ik dau woll jo so gaud, wenn ’k dat Mul holl.



Neuer Markt mit Marienkirche im alten Rostock



Das Steintor in Rostock

Apollo: Je, mi is, as wenn s' dunntaumalen so wat munkeln deden, as wenn s' aflegt hahr — von Mufferdeien hahren s' jo ehr Snacken. Äwerst wat ik seggen wull, woans mag dat taugahn, dat Venus un de Grazie sik dat Vertürn nich krigen?

Merkur: Dei sind jo heil wid von ein. De Ein' sitt jümmer up Lemnos, un de Anner is hier baben. Venus schirt sik ok 'n ollen Proppen üm ehrn Kirl von Grof-smid. Sei hett 'tau Tiden gar tau hild mit ehrn annern Schatz, wat Musche Mars wesen deid.

Apollo: Wat meinst, Braure, süll oll Vulkan woll Müs marken?

Merkur: Wat wull hei nich! Wat sall hei äwer maken gegen so 'n forschen jungen Bengel? Hei leggt sik also up 't Luern un is bi un knüttert so 'n Ding von Fangelnett tauhop, un will de beiden Vägel en beten infangen, wen 't sik ins so drapen ded.

Apollo: Wo, dit 's jo lustig. Wat du seggst! Na, up so 'n Art leet 'k mi ok noch sacht ins infangen.

Allerhand Tühnkram

„Mennigein“ — seggt de anner, — „hett deepe Insichten, wenn he in'n Soot kickt.“ —

„Redlichkeit is't halwe Leben“, — seggt de Fru, — da fegt se'n Disch mit'n Bessen af. —

„Spaß möt sind“, seggt de Bur, — da stött he sien Fru ut't Bett. —

„Gott verlett kenen Dütschen nich: Hungert em nich, so döst em doch!“ —

„Bi mi find't sich alles wedder“, — da har se'n Kinnerschoh in de Supp fun'n. —

„De irst Not möt kiehrt war'n, — seggt de Fru, — da bött se dat Für in'n Backaben mit'n Backeltrog an. —

„Wi will'n em woll kriegen!“ seggt de Afkat. Da meint he den Daler. —

„Bi uns geh't lustig to“, seggt Line-Tanten, „mien Mann liggt in't Bett unn het'n Hoot up.“ —

Wer weet noch mihr so'n Sprüch?

Albert Stecher

Vermischte Beiträge

Schnürpel

Ein Brief

Neustrelitz, 20. V. 1900

Mein liebes Körling

Vor einigen Tagen, gegen $1\frac{1}{26}$ Uhr abends, hatten Mutter und ich uns gerade radfein gemacht, um noch eine kleine Spritztour nach Trebbow zu unternehmen, als der Kleine aus der Schule nach Hause kam. Wir wußten, daß er bis 5 Uhr bei Ortmann Englisch hatte, aber wir hatten uns schon geärgert, daß er das strenge Gebot, sofort von der Schule nach Hause zu kommen, nicht befolgt hatte. Ich stürzte deshalb wie ein Tiger auf ihn los und fragte, wo er gewesen sei. Er antwortete in schnurzigem Hippokliten-Ton „Englisch bei Ortmann“, und als ich mir erlaubte, näher auf die Sache einzugehen — die Stunde sei doch um 5 Uhr aus u.s.w. — geriet er in Berserker-Wut, trampste mit den Beinen und sagte, wir hielten ihn immer für einen Schuft, das sei eine Gemeinheit. Ich überlegte einen Augenblick, ob ich ihm wie der göttliche Odysseus dem gottlosen Bettler einen gelinden Schlag geben solle, daß er nicht gleich hinfiel, sondern nur die halbe Kinnlade beibummelte, oder ob ich ihm mit dem Tauende das Verständnis dafür beibringen solle, daß seine Zukunft auf dem Wasser läge, — als Mutter dazwischen kam und mich anflehte, mit Rücksicht auf Euren noch nötigen Unterhalt und ihren eigenen gemütlichen Lebensabend meinen Schlaganfall noch zu verschieben und meinen gerechten Zorn zu mäßigen. Na, ich als guter Kerl und Herr im Hause tat, wie mir geheiß; die arme Frau aber setzte sich hin und schluchzte bitterlich, daß sie zwei Untiere von Söhnen, bockbeinige Bengels, Peter und Hermann, habe, aber nur einen Körling mit einer menschlichen Seele. Na, diese Stimmung ging auch vorüber, und es blieb nur eine ernste Verstimmung gegen den Verbrecher zurück, die sich zu dem Entschluß verdichtete, ihn aus höheren Erziehungsgründen eine in Aussicht genommene Turnerfahrt nach Rügen nicht mitmachen zu lassen. „Nichts vorher sagen, ganz still bleiben, aber — handeln!“ Der Verbrecher verzehrte stumm sein Abendbrot; zum Belegen nahm er sich nicht selber, und hatte gegen die ihm hingereichte gegen früher stark verkleinerte Menge nichts einzuwenden. Er ging früh zu Bett und wurde auch am folgenden Tage noch mit demselben geringschätzigen Ernst behandelt. Am Abend aber sagte er in geschäftsmäßig trockenem Ton: „Gräfe hat mich zu morgen abend nach der Fasanerie mit vielen anderen, hauptsächlich Primanern, zu einem gemütlichen Zusammensein eingeladen. Kann ich da hingehen?“ Ich erwiderte ein eisiges „Nein“ und wechselte mit Gelassenheit den Gegenstand der Unterhaltung.

Am anderen Tage jedoch, am 23., Mittwoch, änderte sich die Sache. Bei meinem Abschlagen am Abend vorher hatte Mutter mir erklärt: „Das war recht. Kein Taler ist mir so lieb als daß Du dem Lümmel das nicht erlaubt hast. Das ist ja nun unrecht, in Güte und Liebe und Geld werden sie umgekehrt wie in Restaurationen II. Klasse die Koteletts in Paniermehl, und dann sind sie so! Wir sind ja dumm, daß wir unser schönes Geld nicht für uns verzehren und lustig leben.“ Und dann meinte sie: „Wenn er nun noch einmal kommt, um zu fragen, — wollen wir auch konsequent bleiben?“ Ich erwiderte als lebenserfahrener Mann: „Konsequenz ist Unsinn, man ärgert damit sich nur selber; der junge Mensch zeigt anscheinend auch aufrichtige Reue“ — und damit entfloh ich schnell in die Schreibstube zum

Unterhauen. Ich wollte vermeiden, daß nachher mir die Verantwortung aufgebürdet würde. Die Sache wurde dann auch ohne mich zwischen Mutter und Sohn abgemacht; der Verbrecher hatte nach erhaltener Erlaubnis noch erklärt, daß er sein Unrecht einsähe, dies aber bis jetzt noch nicht zugegeben habe, um sich nicht in den Verdacht eines gemeinen Schleichers und Heuchlers zu bringen, der sich die Erlaubnis doch noch herangaunern wolle. Ich begnügte mich nun damit, ihm einzuschärfen, sich einen Hausschlüssel mitzunehmen und nicht zu spät nach Hause zu kommen, denn am anderen Morgen (Himmelfahrt) wollten wir mit ihm nach der Hasselförder Mühle radeln. Er versprach alles, nahm sich den geknickten Chapeau claque mit, zum Unfugmachen, und zog sich ein langes Gewand über, — wir dachten seinen Kaisermantel, es war jedoch sein rot gefütterter Schlafrock — und schob ab. Der Schlafrock ist noch nicht wieder hier, zuletzt soll ihn, völlig betrunken, Gärtner Albert Wolter von der Fasanerie, angehabt haben, um den „Roten Mantel von Venedig“ zu spielen. Mittwochabend regnete es sehr, wir hofften aber doch noch auf gutes Wetter.

Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr hörten wir den Kleinen, anscheinend auch ganz nüchtern, nach Hause kommen. Schlafen konnten wir auch nicht mehr, ich stand deshalb gegen 3 Uhr einmal auf, um von vorne heraus in das Wetter zu gucken, und sehe zu meinem Erstaunen auf der Böschung vor dem Scheveschen Garten einen Menschen auf dem Rücken regungslos schlafend liegen. Einen Regenschirm hatte er zwischen den Beinen stehen, dieser war indessen zugeklappt, aber sein Maul hatte er weit offen und ließ sich den Regen hineinträufeln. Ich zog mich schnell an, um ihn nach Hause zu bringen oder die Polizei dazu aufzufordern, und ging hinunter. Mutter guckte von oben zu, angetan mit einem Schlafrock. Ich weckte den jungen Menschen, den ich für einen Schneidergesellen oder Arbeiter ähnlicher Berufsausübung hielt. Er machte auch die Augen auf. „Onkelchen“, sagte ich, „Sie haben wohl mächtig einen geschnoben“. Er grunzte ein dumpfes „Ja“ und richtete sich auf und dann kam, wie es Herr Wilhelm Rust jr. in seiner „Seereise zur Chicagoer Weltausstellung“ beschreibt: „... es erfolgte ein enormes Erbrechen.“ Ich sah dem Vorgang schweigend zu in der Dämmerung, es war großartig, wie die Natur sich selber half. Der Jüngling war nun fähig, sich auf meine Aufforderung hin auf die Beine zu erheben. Er schlingerte zwar mächtig wie ein Wrack, dem die Masten gekappt sind nach einem überstandenen Taifun in der Indischen See, setzte sich aber doch endlich ganz gut in Bewegung, und ich sehe ihm nach und denke, er wird in dem Laubengang des Landgerichtes meinen Blicken entschwinden. Da plagt ihn der Deubel, er hält das Landgericht für seine Wohnung, öffnet die Tür, die sie da wohl nicht schließen und verschwindet im Innern. Ich denke daran, die Polizei zu holen, daß sie ihn da wieder heraus und auf die Wache bringen. Da fällt mir aber ein, daß er ja nun im Trockenen ist und Pedell Werner ihn wohl bald finden wird, und ich gehe wieder hinauf. Mutter, der Detektiv, aber empfängt mich mit den Worten: „Das war wohl Schnürpel, denn Franz Braun war das nicht, und weiter wohnt da doch keiner.“ — „Nein, sage ich, es war ein Schneidergeselle, der ist da in seinem Dusel hineingegangen. Ich habe ihm noch nachgerufen, da wohnen Sie nicht, das ist ja das Landgericht, aber ich dachte doch schließlich, laß ihn laufen.“ — „I bewahre“, sagte Mutter, „er holte ja gleich auf der ersten Trittstufe den Hausschlüssel raus und fuhrwerke auf die Haustür los, und kriegte sie auch richtig auf.“ — „Ja“, sage ich, „dann ist es klar, dann war das Schnürpel.“ „Ich möchte bloß“, sagt Mutter, „unser Sohn Peter hätte ihn gesehen, wie er da so lag, ganz wie tot. Das wäre doch ein abschreckendes Beispiel gewesen. Bei dem Abiturienten-Durchsuff damals sah er ja noch viel schrecklicher aus.“ —

Währenddessen hatten wir uns, da balsamische köstliche Luft war, auf den Balkon begeben. Ganz wie Romeo und Julia. Der Balkon war da, ich war allerdings nicht auf der Strickleiter, sondern auf der gewöhnlichen Treppe hinaufgeklettert, und jeder von uns war auch 30 Jahre und mehr älter als Romeo und Julia. Aber es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die in Stallmeister Steubens Garten schlug, und Klock sechs Uhr sollten wir uns auf die Geschwindigkeit unserer Beine verlassen, Julia mit. Wir rüttelten das infame Wetterglas etwas und versuchten dann weiterzuschlafen. Gegen fünf Uhr hörten wir durch das geöffnete Fenster, daß jemand Flieder in größeren Mengen abpflückte. Wer war dies? Herr Stübinger, — mit einer großen Sichel-Stange, der seine Sommergäste aus Berlin befliedern wollte. Da drüben bei Scheve's gebaut wird, und der halbe Zaun schon abgerissen, so ist der Flieder vogelfrei. Ich fragte ihn nach den Wetteraussichten. Er meinte, der Regen würde bald wieder beginnen; als ich aber sagte, wir wollten nach Hasselförde mit dem Rad reiten, meinte er wie Polonius zu Hamlet, es bliebe gutes Wetter. Darauf verließ ich mich und trank den Kaffee, der nachher warm gemacht werden sollte, für meinen Part schon kalt aus und zwar aus der Kanne, damit Mutter es nicht merken sollte. Sie hatte aber ebenfalls Appetit auf einen Schluck kalten und ertappte mich.

Um sechs Uhr morgens standen wir nun zum letztenmal auf und der Kleine zum ersten Male, und zwar mit einem Brummschädel en gros. Er bestätigte dann, daß Schnürpel am Gelage, — Augustiner und Erlanger — teilgenommen und mächtig gesoffen habe. Somit war die Person unzweifelhaft festgestellt. Wir tranken nun den Rest des warmgemachten Kaffees, mußten noch zwei Butterbröter und 6 Stück Zucker einstecken — und los ging es. Das heißt, bloß bis vor die Türe. Da fiel uns Frau Köster Benzin mit Regenschirm in die Augen und siehe, — es regnete. Wir Alten schimpften, der Kleine allein ging vergnügt zum Sofa und schlief. Mutter und ich gingen im Radkostüm mit Regenschirm in die Bürgerhorst und tranken da noch einmal Kaffee. Ich hatte immer noch gehofft, daß die Fahrt vor sich gehen könne, aber es wurde nichts.

Über Schnürpel hat der Kleine soeben noch durch andere erfahren, daß er keine Ahnung gehabt hat, wie er nach Hause gekommen ist, daß er geglaubt hat, er müsse sich totbrechen nachher noch im Bett, daß er deshalb innig ein Vater-unser gebetet habe . . .

24. 5. 1900

Bemerk: Brief des Rechtsanwalts Brunswig an seinen Sohn Karl in Rostock. Peter war der älteste Sohn, Hermann der Kleine. Bemerkenswert, wie dieser väterliche Brief von humanistischem Geiste getränkt und durchdrungen ist. Ich habe ihn deshalb für wert gehalten, ins Carolinum aufgenommen zu werden.

Hermann Brunswig
Korvettenkapitän a. D.

Was wir Romantik nennen, besteht zu allen Zeiten und gleicht dem Schatten wie er dem Uhrzeiger folgt, der unerbittlich die Zahlen weist.

Ernst Jünger (Gärten und Straßen)

Gedanken über ein undankbares Thema

Im folgenden versucht der kritisch eingestellte Caroliner Heinz Lohmeyer*) unsere Gemüter aufzurütteln. In der Hast unserer Zeit können wir wohl alle einen solchen Anruf vertragen.

Die Schr.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
der Übel größtes aber ist die Schuld.“

Vor mehr als zwei Jahrzehnten verließ ich in dem glücklichen Gefühl einer erfolgreich absolvierten Schulzeit unser Carolinum. Freudestrahlend eilte ich an einem milden Frühlingstag mit dem gerade erworbenen Zeugnis der Reife nach Hause, um meinen Eltern kundzutun, daß das erste Ziel eines oft dornenreichen Weges erreicht worden sei. Wir betrachteten gemeinsam das Ergebnis eines achtjährigen Strebens und Mühens und ließen Freud und Leid der Schulzeit nun der Vergangenheit angehören. Noch einmal wurden die feierlichen Worte anlässlich unserer Verabschiedung in die Erinnerung zurückgerufen: Worte des Dankes an die Schule und unsere Lehrer, Worte der Mahnung und Aufrüttelung für die Zukunft, Worte des Ernstes für das nun beginnende Leben. Wenige Tage danach hatte sich das Bild vollkommen verändert. Die Klassengemeinschaft war aufgelöst, jeder trachtete nach etwas Neuem, um einen weiteren Schritt auf dem Wege zu dem angestrebten Beruf zu tun. Mit dem geistigen Rüstzeug versorgt, trat jeder von uns über die Schwelle der Schule und des Elternhauses hinaus in eine noch ungewisse und dunkle Zukunft. Meist begann zunächst eine neue Lehrzeit, erschwert durch die Verhältnisse in der Fremde, bevor die Gründung und der Aufbau einer eigenen Existenz möglich waren. Heute stehen wir alle mitten im Leben, die Rückschläge und Schwierigkeiten, die Entbehrungen und Entsagungen sind vergessen, der Blick ist immer wieder nach vorn gerichtet, um noch erfolgreicher und besser unsere Aufgabe zu erfüllen. Das berufliche Dasein nimmt uns über Gebühr in Anspruch. Das Ideelle tritt gegenüber dem Materiellen in den Hintergrund. Wir sind ewig in Unruhe, in Hast und Eile und finden kaum Zeit zu innerer Einkehr und Besinnung. Das Leben verlangt viel, sehr viel von uns allen und fordert alle unsere Kräfte, um bestehen zu können. Wir vollbringen oftmals Leistungen, die wir kaum für möglich halten und die manchmal die Grenzen des Physischen zu überschreiten drohen. Nur gelegentlich halten wir eingedenk eines Wortes von Schiller für einen Augenblick inne, um die Erinnerung an eine schöne und gemeinsam verlebte Schulzeit nicht ganz verblassen zu lassen.

Wenn wir Caroliner in solch einem Moment einmal rückschauend die Dinge betrachten und auf die hinter uns liegende Zeit blicken, dann müssen wir feststellen, daß es für viele von uns eigentlich nur ein äußerer Rahmen ist, der uns heute in unserer Altschülerschaft noch zusammenhält. Das Band der Zusammengehörigkeit ist gelockert, das innere Wesen der Gemeinschaft, der wir angehören, unbestimmt. Abgesehen von einigen erfreulichen Ausnahmen, in denen auf regionaler Ebene Zusammenkünfte stattfinden, abgesehen auch von unserem Caroliner-Treffen in Marburg, abgesehen schließlich von einzelnen Kreisen, die einen brieflichen Gedankenaustausch hegen, besteht wenig, was uns zusammenhält und zusammenfügt. Mehr oder weniger dankbar wird zweimal im Jahre das „Carolinum“ entgegengenommen, aber das ist dann auch wirklich alles. Ein kleiner Funke glimmt noch einmal auf, doch die Flamme lodert nicht mehr.

*) vgl. Das Carolinum, Heft 30, S. 88

Woran liegt das? Ist die Ursache des häufigen Fehlens eines inneren und tieferen Wertes einer Gemeinschaft, eines echten und lebendigen Zusammenseins, eines von der Tradition geprägten und geformten Familiendaseins, wie es der Carolinerschaft eigen sein müßte, nicht in jener Schuld zu suchen und auch zu finden, die eingangs als „der Übel größtes“ bezeichnet worden ist? Sind nicht viele unter uns, die sich offensichtlich nicht dessen bewußt sind, was sie dem Carolinum an Dank auch heute noch schuldig sind? Gewiß gebührt der Dank in erster Linie dem Elternhaus. Doch wollen wir nicht verkennen, daß gleichzeitig die Formung des jungen Menschen Aufgabe der Schule ist. Wer müßte nicht Zeit seines Lebens dafür dem Carolinum dankbar und verbunden sein, daß er gerade hier seine erste Berührung mit den geistigen Werten empfangen durfte! Was wir im Laufe der Jahre geworden sind, sind wir doch letzten Endes der Schule und unseren Lehrern schuldig, die uns das Wissen um die großen Dinge des Seins vermittelt haben. Welch liebevolle Aufopferung, welch unendliche Geduld, welch immerwährende Mühe waren notwendig, damit unsere Schule uns zu dem machte, was wir heute sind. Den Dank dafür an dieser Stelle bescheiden nachgeholt zu haben, sollte Sinn dieser etwas kritischen Betrachtung sein.

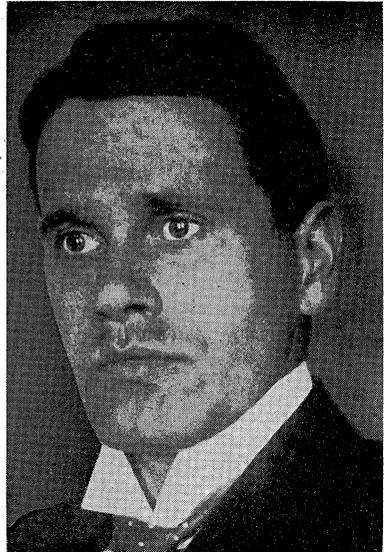
Heinz Lohmeyer

Traugott Schmidt zum Gedächtnis

von Carl Risch

Von drei Häusern wird gesprochen, die getrennt in drei Ortschaften gelegen sind. Eine gute Meile ist es immer zum nächsten. Aber die Gemarkungen stoßen zusammen — es sind Forsten. Das älteste steht in Cölpin. Es ist ein Bauernhaus. Seine Geschichte beginnt mit dem Jahre 1306. Am Tage Aller Heiligen, 1. November 1306, belehnte Heinrich Fürst von Mecklenburg Heinrich Schmidts Söhne mit dem Schulzenamte zu Kölpin (im Lande Stargard). Der Familienname lautete damals noch Schmede. Die Schmedes-Schmidts waren freie Bauern auf freiem Grund. Als sie untertänig wurden, blieb der Stolz der Unabhängigkeit in ihnen lebendig, wenn auch allmählich nach außen immer weniger sichtbar werdend, aber ganz verloren ging er nie.

Am weitesten entfernt von Cölpin — am andern Ende der Linie — ist der Tannenkrug. Man hört an ihren Ufern schreitend



die Tollense rauschen. Von drüben, der Brodaer Seite, winkt Dörchtläuchtings „Bellmandür“. Zwischen beiden, die Mitte bildend, liegt Bannenbrück, unser Bannenbrück, mein Bannenbrück. Stätte der Kindheit, Land der Jugend: „Ich weiß im Vaterlande — Ein Haus so grau und alt' — Es steht am Wiesenrande — Im grünen Wald . . .“ Davon wird ein ander Mal zu reden sein. Aber es erscheint sinnvoll, daß sich in Cölpin und Tannenkrug (jenes die Wiege der Schmidts, dieses die Wirkungsstatt des Revierförsters Heinrich Schmidt, des Vaters von Traugott) Bannenbrück einfügt, meines Vaters Revier. Die Väter waren Freunde von der gemeinsamen Forstlehre in Mirow her, dann während der Dienstzeit bei den 14. Jägern in Schwerin, endlich — bis zum frühen Tode meines Vaters — im Beruf in Bannenbrück und Tannenkrug. Die Freundschaft wurde von den Söhnen erneuert und fortgesetzt. Die Mecklenburger halten fest, was sie haben, auch fälisches Blut kreist in ihren Adern. „Band von den Vätern gewunden, Ließ auch die Söhne nicht frei, Und durch die sinkenden Stunden — Schwingt sich die Melodei.“

Ich weiß nicht mehr, wann ich zum erstenmal den Tannenkrug sah, aber deutlich ist mir das niedrige Försterhaus, wie es sich am Abhang duckt. Es war alt wie das Bannenbrücker. Friedrich Wilhelm, der erblindete Großherzog, war nicht für Änderungen — nicht' allein aus Sparsamkeit. Als ihm die Strelitzbank den Wunsch vortrug, die hohen Bäume vor ihrem Gebäude entfernen zu dürfen, ließ er sagen: Lieber sollte sie selbst verschwinden.

Auf dem Tannenkrug ist Traugott nicht geboren. Sein Geburtshaus steht in Ziethen, Kreis Schönberg, heute infolge Austausch von Gebieten zwischen Ost und West in der Bundesrepublik, aber nicht weit von der Grenze und nahe bei Ratzeburg, wo sich die „Buten“-Mecklenburger alljährlich versammeln, um beim Mahnfeuer zum Mutterlande hinüberzuschauen und ihm die Anhänglichkeit zu bekunden.

Der Vater, Forstaufseher Heinrich Schmidt, wurde schon frühzeitig zum Förster ernannt, ihm wurde ein eigener Bezirk zur selbständigen Betreuung übergeben. Der Forst Tannenkrug widmete der Beamte die rüstige Kraft der Mannesjahre, die verständige Fürsorge des nahenden Alters. Nicht aus Geltungsdrang, noch weniger aus Profitgier schuf er eine „Musterwirtschaft“; die oft von Fachleuten besichtigt und anerkannt wurde. Die hohen schlanken Bäume seines Waldes werden von deutscher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit noch zeugen, wenn der Sturmwind, der jetzt über unsere teure Heimat dahinbraust, längst verweht ist. Die Treue ist nicht zufällig, sie ist Urgefühl wie die Liebe, immerwährend und unvergänglich. Das ist das Schöne des Berufes, daß der Forstmann die Seele in seine Arbeit legen kann — eine wesentliche Voraussetzung menschlichen Glückes.

Der Lebensraum unseres Vaters wurde seinen Söhnen Heimat. (Es waren drei, der jüngste, schon auf dem Tannenkrug geboren, fiel im zweiten Weltkrieg.) Vom Vater nahmen sie den Ernst der Pflichterfüllung, von der Mutter die Freude an der Geselligkeit, die liebevolle Pflege der Gastlichkeit. Als ich Traugott zum erstenmal traf, besuchte er die Realschule in Neubrandenburg. Dann sahen wir uns lange nicht. Mein Vater war gestorben, aus der Ungebundenheit des Landes mußten wir in die Enge des städtischen Quartiers ziehen. Nach der Schulentlassung beschloß Traugott Lehrer zu werden wie sein Großvater. Er kam auf die Präparandenanstalt, später auf das Seminar in Mirow. Er wurde ein guter Schüler. Sein stärkstes Talent wies ihn zur Musik, aber auch im Zeichnen und an-

deren Fächern brachte er es zu ansehnlichen Leistungen, wie genial Veranlagte wohl nie einseitig begabt sind. In seinem Elternhause lernte ich den Großvater Schmidt kennen. Er, der Kantor des Vizelandmarschalls von Örtzen in Leppin, prüfte den angehenden Lehrer im Spiel – Klavier, Geige, Cello. Der alte Herr schien zufrieden. Sein Enkel hat die Erwartung nicht enttäuscht. Er bestand den Abschluß mit Auszeichnung. Als Junglehrer wurde er an die Erziehungsanstalt Bethanien berufen, war gleichzeitig an dem dortigen ritterschaftlichen Seminar tätig. Mit ihm zusammen wirkte der Lehrer Eggers aus dem Braunschweigischen, Traugott durch wissenschaftliches Streben und künstlerische Neigung verbunden. Die leise singenden Wellen des herrlichen Sees, die dunklen Bäume des Nemerower Holzes lockten zu Sommerspielen und Liebesträumen. Von Neubrandenburg kommend besuchte ich Bethanien. Das war 1914, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges. Traugott und Eggers begleiteten mich zum Tannenkrug. Plötzlich blieb Traugott am Wege stehen und sagte: „Hier ist die Stelle, wo unsere Mutter uns mit dem Stock entgegenkam, wenn wir nicht pünktlich vom Unterricht heimkehrten.“ Das war in den Schülerjahren. Heute stand die Mutter wartend am Tor. Da stand sie oft, immer, wenn Gäste „einkamen“ und auch damals, als ihre Söhne fortzogen, erst in die Fremde, dann ins Waffenfeld. „Einer nach dem andern zieht – Von der Heimat Dach – Von des Hauses Schwelle sieht – Still die Mutter nach.“ Der Herbst war gekommen.

Als Soldat im Kriege wurde Traugott schnell befördert. Als Leutnant kehrte er in die Heimat zurück. Dort wurde er vom Ministerium zum Fachlehrer für Gesang und Zeichnen am Carolinum ernannt. Zugleich wurde er zum Organisten an der Stadtkirche und an der Schloßkirche bestellt, so daß diese Ämter, die früher in verschiedenen Händen lagen, jetzt in einer vereint waren. Die Jahre der Reife – er war 36 – brachten ihm auch die Zeit der intensiven und stärksten Wirksamkeit. Er leitete die Singakademie (auch die Liedertafel des Gewerbevereins?). „Kunstsinnige“ Neustrelitzer sahen sein Emporwachsen mit Erstaunen, geistig verwandte mit Liebe. Der alte Lehrer Winkel, als Schriftsteller hervorgetreten, besonders mit Bildern aus der Mecklenburgischen Geschichte, Dichter feinsinniger Lieder (die Heinrich Busch komponierte) suchte den jungen Kollegen auf: „Herr Schmidt, ich möchte Ihnen vorschlagen, daß Sie ohne Förmlichkeit jeder Zeit zu mir kommen, wenn Sie den Wunsch nach Aussprache haben, und Sie bitten, mir das Gleiche zu gestatten.“ Von Winkel erhielt Traugott dessen Epos vom Hertha-See (Rügen) und setzte es in Musik. Das Werk wurde bei Stübinger aufgeführt. Leider scheint es verloren gegangen zu sein. Annalise Wagner, die treue Hüterin der „Strelitziana“, konnte über den Verbleib keine Auskunft geben. Auch über das geistliche Chorwerk, das in der Stadtkirche zum erstenmal erklang, konnte ich Näheres nicht in Erfahrung bringen. Von vielen Seiten, denen er als Komponist bekannt geworden war, wurde er um Vertonungen gebeten. So brachte ihm ein Balte, der aus seinem Vaterlande vertrieben war und seine Familie verloren hatte, einen Text, der mit den Worten begann: „Hier am erlöschenden Herde – Flüstert sein Strahl mir zu: Irgendwo auf der Erde – Ruhest auch Du.“ Ein anderer bat ihn um eine neue Melodie für das Lönslied: „Annenmarie, Sieben Jahre mein Herz nach Dir schrie . . .“

Traugott wohnte damals bei meiner Tante, die in der Mühlenstraße eine Pension unterhielt. Er erzählte vom Krieg, bei einer Beisetzung hatte ihn besonders beeindruckt der Gesang: „Nicht weinen, die Tränen tun so weh.“ Ob er dazu die Musik geschrieben hatte, weiß ich nicht. In den Abendstunden hielt er uns

philosophische Vorträge. Hermann Schön, der so hochbegabte, jung verstorbene Kollege vom Amtsgericht (Caroliner!) nahm daran teil. Wenn die Kantischen Ideen die Zuhörer zu ermüden schienen, griff der Lehrer zur Laute. Mir ist's als hörte ich ihn noch singen: „Ick weet ne olle Wise ut mine Kinnerjohr . . .“

Mit verstehenden Freunden ihn umgebend, schien ihm Neustrelitz für ausübende und schöpferische Betätigung ein reiches Arbeitsfeld zu bieten. Alle erwarteten viel von ihm, hofften ihn lange zu halten. So traf sie völlig überraschend sein Wunsch, die Stadt zu verlassen. Staatsminister Hustaedt, den Verlust für das kulturelle Leben seiner Hauptstadt erkennend, suchte ihn zum Bleiben zu bewegen. Es gelang nicht. Traugott bestand darauf, nach Blankensee versetzt zu werden.

War es die Stimme seiner bäuerlichen Ahnen, die ihn rief und warnte, sein Innerstes, sein Eigenstes nicht aufzugeben? Vermag in der Seele eines andern zu lesen, dem die eigene oft so rätselhaft erscheint? Denn ein besonderer ist Traugott immer gewesen wie alle Schmidts, auch sein Vater unter den „Grünröcken“. Wenn jeder Mensch eine einzigartige, nie wiederkehrende Erscheinung des Göttlichen ist, so trifft das auf Traugott in erheblichem Maße zu. Aus der Bewegtheit der Stadt ging er in die Abgeschiedenheit des Dorfes.

Als ich ihm – sehr viel später – in Blankensee besuchte, las er die Offenbarung Johannis, jenes dunkelste der biblischen Bücher, das man ursprünglich den Apokryphen zurechnen wollte. Ein Hauch fremder, weltentsagender Religionen, die unsere Sehnsucht allein in das Jenseits weisen, wehte mich – mir unbegreiflich – an, als ich, neben ihm auf der Diele sitzend, seinen Worten zuhörte. Da konnte ich ihm nicht folgen. Reuter empfand anders: In der Stromtid sagt Havermann zu Bräsig: „Mi kümmt dat so vör, as wenn Lewen und Arbeit ein und datsülwige is.“ Bräsig entgegnet: „Hoho Korl! nu hör ich dir laufen; diesen Sinnspruch hast du von Pastor Berendsen. Der hat unterweilen auch mit mir über dieses Thema gesprochen und hat mir vons menschliche Leben ne' Beschreibung gemacht, as wär hier unten man bloß son' Ort Messführertid . . . und da oben erst, in den höheren Regionen, käme der Aust . . . Aber, Korl, es stimmt nich . . .“

In Hanne Nüte hält der alte Pastor an den scheidenden Schmiedejungen eine Ansprache, die gleichsam ein einziges Preislied auf die Jugend und die Schönheit der Natur darstellt. Zum Schluß rafft er sich auf zu dem Wort: „Ich sag dir später meine Gründe für die Verderbtheit der Natur.“ Er endet aber mit dem Rat: „Ich würde doch nach Jena gehen.“ Für Traugott begann die Zeit, da er sein Talent schlummern ließ.

Soweit ich sehe, hat der Vater die Begabung für die Musik seinen Kindern nicht vererbt. Ob sie einmal in einer kommenden Generation wieder erwacht? Wenn es geschieht, wird der späte Nachkomme die Leier aufnehmen, welche dem Kantor der Neustrelitzer Kirchen entglitt. Vielleicht gelingt es dann jenem noch unerweckten Genius, den Melodien Ausdruck zu geben, die – ihm selber unbewußt – die Seele des Ahnen erschütterten. Es ist kein schöpferischer Mensch, der nicht Spuren seines Wesens im Sande der Zeiten zurückläßt.

Beim Hinausgehen aus der Stadtkirche, wo er die schöne Orgel so oft zum Ruhme Gottes erklingen ließ, sagte Traugott zu mir: „Die Orgel ist die Königin der Instrumente, und wer sie beherrscht, ist in meinen Augen ein Meister.“ War er ein Meister? Wäre er es geworden? Ich konnte nur den Menschen und Künstler aufzeigen, den Lehrer und Pädagogen nicht. Das werden seine Schüler können und mögen es tun!

Aus dem ewigen Acker der Erde, aus dem eingeborenen, nie verstummenden Sang des Waldes erwachsen dem Sohn der mecklenburgischen Forsten die Kräfte, welche seine Genialität zur Entfaltung brachten. Heute sehe ich es klar, im Grunde blieben alle Schmidts Bauer. Der ließ sie Pflanzen und Blumen ziehen, Bäume pflegen, Bienen züchten: den Blankenseer Lehrer im Schulgarten, den Lübecker Elektro-Ingenieur beim Umschaltwerk Niendorf, fast unter dem Gestänge der Hochspannungsleitung.

Traugott kehrte in die Stille zurück. Vielleicht weilte seine Seele immer dort und träumte sich heim zum Hofe seiner Väter. Eines Abends traf ich ihn in Neustrelitz, wie er allein auf dem Sofa saß und pfiff. Ich lauschte der Weise, die ich nicht deuten konnte. Plötzlich sagte er: „Das sind die Schwalben in Cölpin.“ –

In der Stille fand er sein Leben, das wirkliche, ihm bestimmte.

Der 24. September 1961

Und dann rückte der Tag näher. Ich war gerade zurückgekehrt von meiner Herbstfahrt durch das schöne holsteinische Land bei wunderschönem Septemberwetter, hatte in diesen Tagen mehrere mecklenburgische Heimatfreunde wiedergesehen und hatte ihnen berichtet von der bevorstehenden Zusammenkunft der Altschülerschaft aus unserem lieben Neubrandenburg.

Der Spätsommer versprach schön zu werden. So war kein Grund vorhanden, die Fahrt anders als mit dem Moped auszuführen. Früh, kurz nach 6 Uhr, machte ich mich auf den Weg. Es war wohl frisch nach klarer Nacht, aber bald stieg die Sonne höher und erwärmte mich. Die erste kurze Pause wurde an der Weserbrücke in Nienburg gemacht. Hoch ragt das neue Wahrzeichen dieser Stadt, der große Speicher an der Weser. Schnell kommt man auf der gut ausgebauten Straße nach Neustadt a. Rbge und nach einer weiteren Pause in der Nähe der Autobahn rollte ich kurz vor 10 Uhr in das Zentrum der Niedersachsen-Metropole.

Es war nicht leicht, das seitlich etwas versteckt liegende Haus sogleich zu finden. Aber dann hatte ich es entdeckt, und in dem Augenblick, als ich die breite Wendeltreppe betreten hatte, bemerkte ich, daß ich am rechten Ort war. Von weitem hörte man schon, daß hier eine Menschenmenge weilte, die sehr mitteilzaam war und sich offenbar viel zu erzählen hatte.

Kurz nach meiner Ankunft, es ging auf 11 Uhr zu, wurde die Tagung eröffnet. Das Hauptanliegen war, wieder alte Beziehungen zu festigen und Erinnerungen auszutauschen. So beschränkte sich Herr Franz Schubert nach der herzlichen Begrüßung im wesentlichen darauf, die zahlreich vorliegenden Grüße zu verlesen. Aus allen Richtungen, Holstein und Württemberg, vom Bodensee und aus Übersee waren sie eingelaufen, mit kurzen Berichten über eigene Schicksale und vor allem mit den besten Wünschen für das Gelingen unseres Treffens.

Die Zeit ging schnell, man sammelte sich in Gruppen zum gemeinsamen Mittagessen. Immer wieder ergaben sich wechselseitige Beziehungen, von denen man zunächst nichts mehr wußte. Viele Grüße gingen nach allen Himmelsrichtungen hinaus und kündeten ferngebliebenen Freunden von dem ersten Zusammensein nach Jahrzehnten.

Als nach dem Essen der zweite Saal für uns frei wurde, konnten die Lichtbilder gezeigt werden. Der Sinn der Vorführung war es, den Zustand der Heimatstadt zu zeigen, wie er sich nach 1945 darstellte und wie er sich im Zeichen einer neuen Bautätigkeit bis zur Gegenwart abzeichnet. Es war gut, daß ein Bildwerfer gewählt worden war, mit dem

man das zahlreiche Bildmaterial aller Art zeigen konnte, ohne auf Glasplatten angewiesen zu sein. Da waren Aufnahmen von Herrn Burwitz, Herrn Bohn und Familie Kleine, die den meisten von uns, die wir Neubrandenburg nach 1945 nicht mehr wiedergesehen hatten, das schwere Schicksal unserer Heimatstadt erschreckend deutlich machten. Sehr nahe gingen uns die Bilder der herabgestürzten Glocken, der Durchblicke durch die Ruinenfenster der Kirche auf das Innere des ausgebrannten Gotteshauses. Unfaßbar die Aufnahmen über die verödeten Flächen der Stadt vom zunächst noch stehengebliebenen Baublock des Karstadt-Gebäudes aus. Kann man sich vorstellen, daß die Innenstadt fast nur ein großer leerer Platz, umgeben von angeschlagenen Ringmauern, war?

Mein Bruder und ich konnten mit einigen Bildern aus der Zeit, da alles unzerstört war, den Verlust deutlich machen, von dem die Stadt durch den unseligen zweiten Weltkrieg betroffen worden ist.

So wanderten wir an diesem Reigen alter Bilder zurück in die Zeiten, als sich für unsere Jahrgänge ab 1900 etwa die Schulstraße noch unverseht zeigte. Zu diesem Bilde sagte ich: „Das war unsere alte Penne. Des würdigen Prof. Dörwald's Haus ist bewacht von einer Straßenlaterne, eine weitere steht vor dem Pastoren-Haus. Paul Leitsmann, Männe Kipp, Karl Theodor Clorius und die Raspe-Söhne — letztere vom Kirchplatz aus — hatten nur wenige Schritte zur Schule.“

Zuletzt standen vor uns die Bilder der vier Tore der Stadt. Viele schöne Städte Süd- und Mitteldeutschlands lernte ich auf meinen Wanderfahrten kennen. Doch solche Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit von regelmäßig angeordneten Stadttoren an den Enden der fast schnurgeraden Straßenzüge ist mir nirgends begegnet. In den Straßen, die heute zu ihnen hinführen, finden wir unser altes Stadtbild nicht wieder. Das ruhige Leben auf dem Bilde der Treptower Straße, verkörpert von Frau Pastor Schütte auf ihrem Einholewege und von Herrn Kessow mit Herrn Tietböhl beim morgendlichen Klönschnack, ist nun lange dahin.

Eine Bildergruppe von dem Friedländer Tor eröffnet uns den Blick durch den Innenteil des Zingels, des alten Außenwerkes. In der Nähe dieses Tores erstürmten Tillys Truppen 1631 die Stadt.

Wer denkt nicht zurück an die Tage des Pferdemarktes vor diesem Tor, wenn sich die Landwirte hier ein Stelldichein mit all den schönen Pferden gaben? — An einem Tor waren die steinernen Kugeln aus früheren Kämpfen zur Erinnerung eingemauert.

Und dann sahen wir im Bilde noch unverseht das Riesenspielzeug der Stadt, das liebe, alte Rathaus, in dessen Gaststuben Fritz Reuter so gern gegessen hat mit seiner Zecher-Runde. Mit Bildern aus der Landschaft um den See schloß dieser Überblick aus der Vergangenheit.

Von allen Versammelten wurde diese Bilderschau aus alter und neuer Zeit mit großem Interesse aufgenommen. Von allen Seiten waren sie gekommen, aus München, Hamburg, Wuppertal, Mainz, Bremen. Unser ältester Altschüler, Herr Walter Hoffschildt, Zirzower Mühle — er war am Vortage gerade 71 Jahre alt geworden — dankte im Namen aller Teilnehmer dieses ersten Treffens Herrn Schubert für seine Vorsorge und die Organisation dieses wohlgelungenen Wiedersehens. Hans Benz aus München trug noch einige Lieder aus alter Zeit vor. Dann dauerte es nicht mehr lange, bis sich die Reihen lichteten. Besonders eindeutig bekundete die Anwesenheit von Pastor Johannes Raspe aus Porto Alegre, der gerade seinen Urlaub in Deutschland verlebte, die Verbundenheit mit der alten Schule. Er ist der letzte von fünf Brüdern, der noch am Leben ist.

Nachdem ich mein Stahlroß wieder startklar hatte, ging es in flotter Fahrt der nördlichen Heimat entgegen. Es war ein herrlicher Abend, sommerlich mild und mondhell.

Ein Erlebnis eigener Art hatte seinen Abschluß gefunden.

Barrien, im Oktober 1961

Martin Breest

Sehr geehrter Herr Seidel!

Im „Carolinum“, Heft 34 war Ihr an Herrn Rust geschriebener Brief vom 27. Juni 1961 abgedruckt. Erlauben Sie mir als Sohn jenes Feldwebels Randow dazu folgende Bemerkung:

Meine 17jährige Tochter sagte nach der Lektüre: „Ein giftiger Artikel.“ Da sie meinen Vater nicht mehr gekannt hat, dürfte ihr Urteil von verwandtschaftlichen Gefühlen nicht beeinflußt sein.

Ich zitiere Reinhold Schneider:

„Es ist ein Kennzeichen höherer Umgangsformen, die Kenntnis der Mängel vorauszusetzen und über die Verdienste sich zu unterhalten. Montherlant hätte seiner bemerkenswerten Aufzählung der Grossièretés de la Sociéte noch die Gepflogenheit hinzufügen können, nach (von) Personen und Leistungen in einem Tone zu fragen (sprechen), der die abschätzige Antwort vorwegnimmt, niemand fischt vergeblich im Trüben nach dem Nein, es ist immer da, wenn man es will.“

Die Episode unter solchem Gesichtspunkt:

Ist es nicht so gewesen, daß Sie als besonders guter Schwimmer und Taucher bekannt waren und sich darauf etwas zugute hielten? Wollte mein Vater Ihnen deshalb nicht die Möglichkeit geben, Ihr Können wieder einmal unter Beweis zu stellen, gerade auch den Soldaten gegenüber? Dürfte er nicht damit rechnen, daß Sie stolz auf Ihre Leistung sein würden; denn warum fiel die Wahl sonst auf Sie? Sie wäre doch unverständlich, und sie bleibt nach Ihrer Schilderung unlogisch.

Der Stempel „K. E.“ auf dem Beil: Warum den König von Preußen bemühen, es hätte höchstens der Kaiser in Frage kommen können, aber liegt nicht viel näher, einfach auf „Kammer-Eigentum“ zu schließen? Wenn mein Vater abschließend bereit war, in der Kantine ein warmes Würstchen, eine Brause und — eine Zigarette für Sie zu bezahlen, hätte man für diesen Betrag damals nicht notfalls auch ein Beil wiederbeschaffen können, und lag in der Zigarette nicht auch das erhoffte Zugeständnis, eben nicht bloß für den „zwölfjährigen Knaben“ angesehen zu werden?

Ich glaube nicht, daß einer der alten Kameraden meines Vaters Ihrer „abschätzigen“ Schilderung zustimmte, erst kürzlich brachte mir der über 80 Jahre alte frühere Unteroffizier Listnow die Photographien seiner Militärzeit zur Ansicht, weil — sie mich als Sohn des Feldwebels Randow interessieren dürften. Im Grunde brachte er sie doch meinem Vater.

Und gar die meinem Vater in den Mund gelegte Androhung, Sie vom Baden in der Badeanstalt für den ganzen Sommer auszuschließen. Bei all Ihrer Ehrfurcht vor seiner Gewalt als Feldwebel, aber wie jener Müller von Sanssouci den König auf das Kammergericht hinwies, meinen Sie nicht, daß Sie auf den Hauptmann von Arnswaldt nur hätten zu verweisen brauchen? Doch warum meinen Sie wohl, hat der meinen Vater wiederholt zum Oberschwimmlehrer bestellt? Mangelnde Vorsicht und fehlendes Verantwortungsgefühl werden bei der Wahl zweifellos nicht den Ausschlag gegeben haben.

Mit freundlichem Gruß

H. Randow

An die Caroliner und Freunde des Carolinums

3. Marburg-Treffen vom 28. bis 30. September 1962

in den „Stadtsälen“ zu Marburg, Universitätsstraße/Ecke Gutenbergstraße

Freitag, 28. September	16 Uhr	Hissen der Mecklenburgischen Flagge
	17—19 Uhr	Hauptversammlung; Besprechung organisatorischer und finanzieller Fragen (Vorstandswahl, Kassenlage, Carolinerzeitschrift, Termine usw.)
Sonnabend, 29. September	20.30—24 Uhr	Begrüßungsabend
	10 Uhr	Gottesdienst in der Elisabethkirche Pastor Arnulf Michaelis, Hamburg
	13 Uhr	Gemeinsames Mittagessen
	17—18 Uhr	Feierstunde in der Aula des Marburger Philipps-Gymnasiums
Sonntag, 30. September		Festvortrag von Oberstudiendirektor Dr. W. Luther: „Der Humanismus in unserer Zeit“
	20 Uhr	Geselliger Abend
	10 Uhr	Ausklang

Alle Veranstaltungen (außer Gottesdienst und Feierstunde) finden in den Stadtsälen statt. Zur Deckung unserer Unkosten erbitten wir eine Teilnehmergebühr von 4,— DM pro Person. Schüler, Studenten und sonstige in der Ausbildung befindliche Familienangehörige zahlen 2,— DM pro Person.

Die Teilnehmergebühr wird gegen Aushändigung eines Festabzeichens in Marburg an Ort und Stelle erhoben.

Quartierbestellungen sind unter dem Kennwort „Carolinum“ rechtzeitig an das Verkehrsbüro Marburg (Lahn), Am Hauptbahnhof, zu richten. Dieses vermittelt sodann gegen eine Gebühr von 1,— DM die gewünschten Quartiere, soweit verfügbar. Diese Gebühr ist in der allgemeinen Teilnehmergebühr von 4,— bzw. 2,— DM enthalten (Verrechnung mit dem Verkehrsbüro erfolgt durch den Vorstand).

Die Teilnehmer erhalten nach **Ablauf der Anmeldefrist (3 Wochen vor Tagungsbeginn)** einen Quartiernachweis und einen kleinen Stadtplan, auf dem das jeweilige Quartier eingezeichnet ist.

Der Herausgeber hat nichts mit Kassenangelegenheiten zu tun! Alle Anfragen finanzieller Art und alle Beiträge sind nur zu richten an den Schatzmeister, Regierungsrat **Walter Blank**, Kiel, Graf-Spee-Straße 40. In jedem Heft ist am Schluß das betr. Postscheckkonto aufgeführt.

Auch alle **Neuanmeldungen und Ummeldungen** bitten wir, dem Schatzmeister, Regierungsrat **Walter Blank**, mitzuteilen. Nur so ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, eine geregelte Karteiführung und die Zustellung unserer Caroliner-Hefte gesichert. Die Mitgliedschaft wird mit der ersten Beitragszahlung wirksam. (Abonnenten gibt es nicht.)

Mehrere Caroliner haben ihre **Beiträge** seit einiger Zeit **nicht gezahlt**. Grundsätzlich ruht die Mitgliedschaft so lange, als die geschuldeten Beträge nicht eingegangen sind. — Es versteht sich von selbst, daß während dieser Zeit unsere Zeitschrift nicht geliefert wird, und daß die Betroffenen sich außerdem so lange auch von unseren Veranstaltungen ausschließen.

Bei Sendungen und Schreiben an den Herausgeber und die Schriftleitung bitte stets den **vollen Briefkopf** einsetzen.

Statt der Nordischen Antiqua, die nicht mehr geliefert werden kann, haben wir die Palatino-Antiqua gewählt und glauben, damit zugleich das Schriftbild noch klarer und schöner gestaltet zu haben.

Manuskripte dürfen nur **einseitig** beschrieben sein, in Maschinenschrift, Zeilenabstand 1¹/₂.

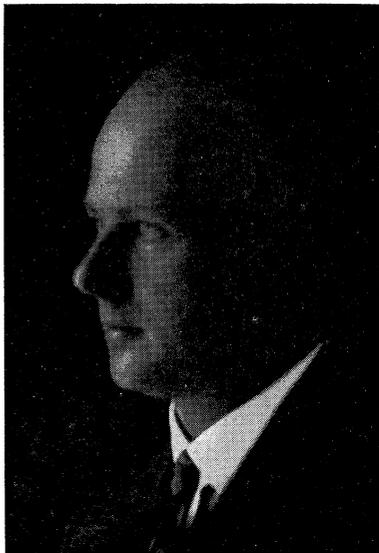
Der Vorstand
Köhler

Spenden-Liste (bis 10. 2. 1962)

W. Honig, Düsseldorf 10,- DM; F. Anders, Rheydt 3,- DM; K. Anders, Bochum 8,- DM; v. Arenstorff, Celle 10,- DM; H. Beerbohm, Lüchow 10,- DM; R. Buhrow, Hbg. 10,- DM; J. Benzin, Hbg. 28,- DM; E. Benzin, Celle 3,- DM; H. u. E. Brunswig, Argent. 49,50 DM; M. Brohm, Gummersbach 3,- DM; O. Blank, Hohenlimburg 18,- DM; H. Bütow, Hbg. 12,- DM; R. Cordua, Californien 3,45 DM; Dr. W. Dopheide, Hagen 5,- DM; Dr. A. Dehn, Tötensen 8,- DM; M. Fandre, Dortmund 10,- DM; K. Frehse, Wiesbaden 23,- DM; M. Fischer, Düsseldorf 10,- DM; H. Ferworn, Jülich 3,- DM; Fr. Francke, Hbg. 10,- DM; H. Ferworn, Düsseldorf 10,- DM; Dr. H. Friedrichs, Düsseldorf 38,- DM; K. H. Gieseler, Dortmund 30,- DM; Dr. J. Gerchow, Kiel 20,- DM; Dr. O. Gurckmann, Kuppenh. 10,- DM; E. Göttling, Heidelberg 6,- DM; K. Grafstaedt, Berlin 8,- DM; Dr. U. Grafstaedt, Berlin 8,- DM; O. J. Granzow, Los Angeles 8,94 DM; H. Hage, Hildesheim 10,- DM; A. Hassan, Hannover 8,- DM; Dr. Happach, München 13,- DM; R. Henschke, Biberach 3,- DM; Dr. Hordorff, Münster 8,- DM; Fr. Harcke, Hannover 10,- DM; J. D. Happach, Hbg. 3,- DM; R. Knacke, Berlin 6,- DM; Dr. W. Korn, Berlin 3,- DM; Dr. C. Kalkschmidt, Ibbenbü. 28,- DM; K. Kletschke, Düren 8,- DM; Dr. O. Krämer, Bad Oldesl. 10,- DM; Dr. E. Kassau, Bonn 18,- DM; M. Kurztisch, Ahrensburg 3,- DM; O. Krüger, Düsseldorf 3,- DM; Köhler, Hbg. 10,- DM; R. Kohlmeyer, Süd-Afrika 13,- DM; A. Körner, Berlin 8,- DM; J. Lösch, SW-Afrika 34,54 DM; H. Lebowsky, Hbg. 5,- DM; Dr. F. Lube, Braunschweig 28,- DM; R. Lüders, Hbg. 3,- DM; Dr. Cl.-J. Lüders, Berlin 3,- DM; R. Laubach, Ewersbach, 3,- DM; Ch. Lornsen, Berlin 3,- DM; Dr. E. Lesing, Düsseldorf 8,- DM; Christian Ludwig, Herzog zu Mecklenburg-Hemmelmark 26,- DM; G. Maehl, Hbg. 8,- DM; H. Müller-Wollermann, Wuppertal 6,- DM; Dr. M. Mülling, Berlin 16,- DM; H. G. Müller, Norden 3,- DM; E. Neu, Geesthacht 2,- DM; K. O. Praefcke, Schweningen 28,- DM; Ungenannt 10,- DM; V. Praefcke, Göttingen, 28,- DM; U. J. Praefcke, Norden 18,- DM; O. Preuß, Gelsenkirchen 10,- DM; R. Piehler, Berlin 10,- DM; B. Pogoda, Mollhagen 5,- DM; Dr. H. Pinnow, Ludwigshafen 38,- DM; R. Peters, St. Margarethen 15,- DM; H. Pape, Plön 3,- DM; C. Risch, Bonn 8,- DM; W. Rust, Hbg. 10,- DM; I. Hance-Rosenhainer, USA 18,61 DM; M. Rüggeberg, Marienheide 16,- DM; M. Ringers, Bonn 3,- DM; W. Rieck, Berg. Neukirchen 8,- DM; W. Riemann, Frankfurt 8,- DM; Fr. Ramin, Siegen 8,- DM; Dr. Runge, Heidelberg 36,- MD; Dr. Rütz, Berlin 23,- DM; P. Rheine, Löhne 20,- DM; P. E. Recke, Bremen 3,- DM; G. Quint, Osna-brück 16,- DM; Dr. W. Stahl, Hannover 20,- DM; J. Siebert, Oldenburg 21,- DM; Dr. H. Schaefer, Köln 12,- DM; Dr. G. Staffeld, Ebstorf 20,- DM; R. Schaefer, Kassel 4,- DM; E. Stier, Frankfurt 16,- DM; Dr. H. Stech, Hannover 20,- DM; Frhr. v. Schleinitz, Kiel 10,- DM; H. Schulz, Schweinfurt 3,- DM; K. Sonntag, Berlin 8,- DM; R. Seidel, Berlin 12,- DM; F. Schuchardt, Osterrade 8,- DM; Dr. G. Tesch, Berlin 10,- DM; G. A. Tarbiat, Köln 20,- DM; G. Tamm, Köln 13,- DM; Ungenannt 191,- u. 13,- DM; F. Wesemann, Büdelsdorf 8,- DM; O. A. Wustrow, Berlin 21,- DM; H. Wegener, Denzlingen 8,- DM; Dr. H. Woydt, Rotenburg 8,- DM; H. Wäsch, Leichlingen 3,- DM; E. Wiese, Reckling-hausen 10,- DM; M. v. Wussow, Berlin 6,- DM; Chr. v. Wedel, Hbg. 3,- DM; H. Wiencke, Düsseldorf 8,- DM; Dr. Fr. Wiencke, Düsseldorf 8,- DM; Ungenannt 250,- DM; Dr. O. Werk, Hannover 10,- DM.

Nachruf für Dr. Otto Wedemeyer

Vor nunmehr 20 Jahren, am 20. November 1941, starb unser lieber Kollege Studienrat Dr. Otto Wedemeyer. — Er wurde am 29. Juli 1899 in Neubrandenburg als Sohn des späteren Rektors Paul Wedemeyer geboren. Seine Jugend stand unter dem lastenden Druck der schleichenden Krankheit (Tuberkulose) seiner Mutter, die im Juni 1912 für immer von ihm ging. So wuchs er unter der Obhut seines Vaters auf. Nach dem Besuch der Vorschule ging er auf das humanistische Gymnasium in Neubrandenburg über. — Otto Wedemeyer war während seines ganzen Lebens ein ernster, strebsamer und fleißiger Mensch. Daher nimmt es uns nicht wunder, daß er im Jahre 1917 als primus omnium die Reifeprüfung bestand. Danach ging er als Kriegsfreiwilliger in das Feld. Nach seiner glücklichen Heimkehr studierte er in Rostock und Göttingen Klassische Philologie und Geschichte, bestand im Jahre 1924 sein Staatsexamen an der Universität Rostock und promovierte dort auch ein Jahr später. Dann kam er an das Gymnasium in Neubrandenburg zurück, um dort als Kriegsteilnehmer seine Referendarzeit abzuleisten, und wurde nach erfolgreicher Prüfung als Assessor an das Carolinum (Gymnasium und Realgymnasium) in Neustrelitz berufen, wo er auch nach seiner Anstellung als Studienrat bis Ostern 1931 verblieb. Mit diesem Termin kehrte er an seine alte Schule, das humanistische Gymnasium in Neubrandenburg, zurück. Hier wirkte er bis zu seinem Tode.



Soweit sein äußeres Leben. — Was er uns allen und auch seiner Schule und seinen Schülern in Wirklichkeit gewesen ist, läßt sich bei seiner Bescheidenheit und seiner vornehmen Zurückhaltung schwer in Worten ausdrücken. Wir sprachen ja schon von der Ernsthaftigkeit seines Charakters und deuteten seine große Zuverlässigkeit als Mensch wie als Staatsbeamter und Erzieher an. Dazu gehört es, daß er bei seiner starken wissenschaftlichen Begabung ein sehr innerlicher Mensch war, der die Erfüllung seines Lebens neben seinem Dienst und der steten Fürsorge für die Familie in erster Linie in der Musik suchte, die ihm reiche Entschädigung für manchen Schmerz und manche schwere Stunde gegeben hat. Diese seine Hingabe an die Musik hat er auch auf seine Kinder übertragen, so daß das Haus Wedemeyer immer unter dem Zeichen der „Heiligen Cäcilie“, der Schutzpatronin der Musik, gestanden hat. Im letzten Kriegsjahr wurde sein einziger Sohn, Bernhard Wedemeyer, — die anderen vier Kinder waren Töchter — von der Schulbank zum Heeresdienst einberufen. Er ist verschollen. Dieser große Schmerz blieb dem Vater erspart. Aber er hat es auch nicht erlebt, daß die Töchter, die seine Begabung und sein Streben geerbt hatten, mit Erfolg das Leben meisterten.

Viel zu früh für uns alle ist Otto Wedemeyer dahingegangen. Wir werden ihm nur gerecht, wenn wir uns ganz in seine besondere und feine Art des Charakters hineinversetzen und ihn so in der Erinnerung behalten. Dem Kollegen aber wollen wir an dieser Stelle noch einmal den Dank für seine hohe Pflichtauffassung und für seine stete, nie versagende Kameradschaft zurufen.

Catarina Strauss geb. Lorentz +

Ein Frauenleben voll Tatkraft und Mildtätigkeit

Die Carolinerschaft gibt den Tod von Frau Caterina Strauss bekannt. Geboren in Neustrelitz am 1. 1. 1885, verbrachte sie ihre Kindheit in ihrer Heimatstadt und zeigte schon seit ihrer ersten Jugend einen offenen Charakter, ein lebhaftes Temperament und eine angesprochene Anlage zur Musik. Mit 15 Jahren siedelte sie zu ihrer Schwester Emming nach Berlin über, wo beide unabhängig von der Familie lebten. Catarina widmete sich dem Musikstudium und besuchte das Konservatorium, das unter der Leitung von Professor Dreischok stand.

Aus Gesundheitsgründen mußte sie ihr geliebtes Studium unterbrechen und begegnete in der Schweiz ihrem zukünftigen Gatten Paul Strauss, den sie 1904 heiratete. Sie folgte ihm nach Sesto S. Giovanni (Milano), wo ihr Gatte eine Bandweberei besaß. Sofort nahm sie ein lebhaftes Interesse an dem industriellen Betrieb und war eine der ersten, welche die Hilfswerke zugunsten der Arbeiter förderte.

Obwohl sie und ihr Gatte italienische Untertanen waren, hatten beide 1914 eine harte Zeit in Italien zu bestehen, und am Ende des Jahres mußten sie nach Zürich übersiedeln, wo C. nach dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg beim Roten Kreuz für die Suche nach den Kriegsvermißten tätig war.

Nach der Geburt des Sohnes Peter (1917) verzog die Familie nach St. Moritz. — Nach dem Kriege übernahm ihr Mann wieder die Fabrik. Die ganzen Jahre danach waren voller Schwierigkeiten. Doch zehn Jahre später wurde Herr Strauss Direktor der Bandweberei in Rovereto, wo beide Ehegatten ihre Begabung in der Behandlung von Mensch und Werk entfalten konnten. Immer stand C. ihrem Mann zur Seite. Als ihr Gatte 1939 starb, wurde sie Generaldirektorin und stand an der Spitze eines großen Unternehmens, das sie mit Geschick durch die schwere Zeit leitete.

Bei der Deportation der italienischen Armee nach Deutschland im Jahre 1943 verstand sie es, viele Gefangene der Deportation zu entziehen und die Leiden anderer zu mildern, indem sie Kantinen und Hilfsposten organisierte.

Noch am 24. Mai 1945 zerstörte der letzte Bombenangriff die ganze Fabrik. — Ohne eine Träne zu vergießen, ohne zu zögern, mit dem Aufwand all ihrer Privatmittel, begann Frau C. Strauss sofort den Wiederaufbau. Ihrer Kraft gelang es, den Betrieb über eine sehr schwere Zeit hinwegzubringen.

Als sie bereits 75 Jahre zählte, trat Frau Strauss ihrem Sohne die Direktorstelle ab, behielt aber bis zu ihrem Tode das Amt einer Delegierten des Verwaltungsrates.

Ihre fast ein Jahr dauernde Krankheit war schmerzlich und grausam. Am 30. Juli 1961 nahm der Tod Catarina Strauss hinweg.

Unser ganzes Leben ist ein Suchen nach Gott.

Tolstoi (1828—1910)



Richard-Wossidlo-Schule am Müritzstrand

(Paul Langmaak — 1914/1922)

Wohl sind in frühen Jahren Versuche gemacht worden, eine Altschülerschaft zu gründen. Da es aber sehr lange zurückliegt, ist kaum noch festzustellen, ob dieser Entschluß damals verwirklicht wurde und diese Vereinigung dann später wieder eingegangen oder ob es nur bei dem Versuch geblieben ist.

In Erinnerung ist mir, daß in den 30er Jahren eine Liste mit Anschriften ehemaliger Schüler vorhanden war.

Um so begrüßenswerter ist es, daß sich in der jüngeren Generation in dieser Hinsicht etwas rührt und bereits zwei Treffen der „Ehemaligen“ stattfanden, die begeistert aufgenommen wurden. Es ist in erster Linie ein Kreis in Hamburg

ansässiger ehemaliger Schüler. Insbesondere gebührt Ernst Mahncke das Verdienst, mit Schwung und innerer Begeisterung die Initiative ergriffen zu haben. Anfangs war es ein kleiner Kreis, aber heute zählt seine Anschriftensammlung bereits Hunderte von Adressen. Vorerst steht noch der Gedanke im Vordergrund, ohne Zwang den Kreis der Ehemaligen möglichst restlos zu erfassen. Damit das Interesse nicht erlahme, findet ein Treffen nur alle zwei Jahre statt, das nächste im Jahre 1963.

Zwar kann sich diese lose Vereinigung mit der der Caroliner, die schon seit Jahrzehnten besteht, nicht vergleichen; doch umsomehr ist die Bereitschaft anzuerkennen, auch das Müritz-Gebiet mit Waren und unserem Warener Gymnasium stärker im „Carolinum“ zu berücksichtigen. Hierbei kommt uns Warenern sicher zugute, daß Oberstudienleiter Piehler nicht nur der letzte Chef des Carolinums, sondern auch des Warener Gymnasiums bzw. der Oberschule war.

Um nun bei der Schule zu bleiben, so soll erwähnt werden, daß aus dem Städt. Gymnasium bzw. Reformrealgymnasium die Richard-Wossidlo-Schule wurde. Diesen Namen trägt sie zur Ehre Wossidlos für das ganze mecklenburgische Land.

Lange Jahre war Prof. Wossidlo am Gymnasium in Waren tätig und unterrichtete in Latein und Griechisch. Vorzeitig wurde er aus dem Schuldienst entlassen, damit er sich seinem Lebenswerk — der Sprach- und Heimatforschung — hingeben konnte. Im Laufe des ersten Weltkrieges mußte er aber wegen Lehrermangels wieder einspringen und nahm seine Lehrtätigkeit am Warener Gymnasium wieder auf. Der Verfasser dieser Zeilen hat ihn in seiner Schulzeit mehrere Jahre als Pädagogen erlebt. Es war für mich von besonderer Bedeutung, daß Wossidlo in diesen Jahren damit begann, seine dem Volksmund abgelauchten Redensarten und Sprüche, z. B. über den Storch, über Oster- und Pfingstbräuche, in unserem Tageblatt zu veröffentlichen. Häufig mußte ich ihn auf Schloß Weinberg aufsuchen, um ihm die Korrekturfahnen zu überbringen. Doch hierüber ausführlich zu berichten, würde im Rahmen dieses Artikels zu weit führen.

Waren ist bekannt durch seine Müritz — den großen Binnensee — die vielen andern umliegenden Seen und seine reichen Wälder. Die oberen Klassen kamen durch den Warener Gymnasial-Ruder-Verein schon früh zu dem schönen Rudersport und erwanderten sich auf dem Wasser die Schönheiten der Heimat nach dem Spruch „Mens sana in corpore sano“. Verständlich ist die Sehnsucht aller Warener nach der Müritz und so mögen diese Zeilen beschlossen sein mit dem Müritzlied des 1952 verstorbenen Gymnasialprofessors Dr. Ernst Hamann:

Immer das alte Lied vom Müritzstrand,
Rauscht es durch Rohr und Ried, mein Jugendland!
Wonne, wenn ich Dich seh'! Weh, wenn ich von Dir geh'!
Immer das alte Lied vom Müritzstrand.

Laufen die Wellen Dir leis an den Strand,
Singt's in der Seele mir: mein Jugendland!
Ist das der Nixen Sang? Klingt nur in mir der Klang?
Immer das alte Lied vom Müritzstrand.

Kehre zuletzt ich dann zu Dir zurück,
Ein alter, müder Mann durch Gram und Glück,
Bettet am Ufer mich! Schlummernd noch höre ich
Immer das alte Lied vom Müritzstrand.

In alten Neustrelitzer Zeitungen geblättert:

1787 war die erste Volkszählung in Neustrelitz: in 317 Häusern wohnten 2873 Menschen.

1732 wurde die erste Windmühle auf dem Sandberg errichtet. 1746 wurde eine Windmühle „vor dem Zierker Tor“ gebaut und 1792 folgten 2 auf dem Mühlenberg (Höhe der Mühlenstraße).

1754 wurde die erste Druckerei „Litteris Jahni Bibliopegi“, später Hofbuchdruckerei Korb, in Neustrelitz eröffnet.

1784—1816 befand sich das Hauptpostamt in Strelitz-Alt.

1789 wird Neustrelitz in den Warener Reitpostkurs einbezogen und bekommt damit die erste Postverbindung nach auswärts.

1512 wurde die älteste Glocke der Stadtkirche gegossen, sie stammt aus der Burg in Stargard und kam erst um 1735 nach Neustrelitz.

1733 wird der erste Friedhof in der heutigen Wilhelm-Pieck-Straße etwa auf dem Gelände des Gymnasium Carolinum angelegt. Es wurden nur 35 Personen dort begraben.

1769 wird der 2. Friedhof in der jetzigen Rudolf-Breitscheid-Straße 5—6, und 1852 wurde der 3. Friedhof am Ende der Hohenzieritzer Straße angelegt.

1763 wurde in Strelitz-Alt die Synagoge erbaut, die dann 1938 in der Kristallnacht durch die Nazischergen niedergebrannt wurde.

1767 wird der erste Industriebetrieb in Neustrelitz errichtet: eine Strumpfwirkerei, 1788 folgt eine Tabakfabrik, 1793 eine Stärke- und Puderfabrik.

1780 beginnt man in Neustrelitz mit dem Anbau von Kartoffeln.

1835 wurde die Chaussee Neustrelitz—Strelitz mit Pappeln bepflanzt, 1887 wurden diese gefällt und durch Linden ersetzt.

1839 empfiehlt Dr. Gentzke in der Seestraße 17 sein russisches Dampfbad (Sauna), auch eine Schwefelquelle sei auf dem Hof!

1876 wird bekanntgegeben, daß der Schnellläufer Isau in 20 Minuten vom Markt zur Fasanerie läuft!

1885 findet ein großes Eisfest auf dem Zierker See mit bengalischer Beleuchtung und Fackeln statt. Auf dem Eis bot ein Konditor frische Pfannkuchen und Punsch an. Im gleichen Jahr fuhr ein Altstrelitzer zum ersten Mal auf einem Fahrrad, dem sogenannten Veloziped, einem Hochrad.

1866 wird die erste Maschinenfabrik am Zierker See eröffnet.

1898 sahen die Neustrelitzer zum ersten Mal ein Auto in ihrer Stadt.

1895 stach auf dem Zierker See das erste Personendampfbboot in See.

1901 wurde auf dem Königsschußfest der erste Kinomatograph vorgeführt, das war der Beginn der Filmvorführungen in unserer Stadt.

1840 erhält Neustrelitz Schnellpostverbindung nach Rostock und Berlin.

1847 inseriert ein Herr Völmer, daß er vorübergehend aus Hamburg gekommen sei und in der Sassenstraße photographische Aufnahmen mache. Der Anfang der Photographie in Neustrelitz.

1911 am 20. August landete das Luftschiff „Parseval VI“ in Neustrelitz, und 1912 landete ein Wright-Doppeldecker am 8. Februar auf dem Zierker See.

1905 brannte die letzte Windmühle in Neustrelitz ab.

1908 wurde in Neustrelitz die Kanalisation eingerichtet.

1923 hörte die Wassermühle am Ende der Zierker Straße mit ihrem Betrieb auf.

1924 bekam Neustrelitz Elektrizität.

1929 fuhr der erste Bus zwischen Alt- und Neustrelitz. Er wurde der „Rasende Ferdinand“ genannt.

Annalise Wagner

Geboren

Dr. Hans Friedrichs und Frau Ingrid geb. Hoffmann, Düsseldorf, eine Tochter (Susanne). — Dr. Lothar Wallis und Frau Marie-Luise geb. Büchsel, Ingelheim, ein Sohn (Klaus), viertes Kind. — Wie wir erst jetzt erfahren, wurde Marianne Tornier geb. Röse und ihrem Gatten am 10. Oktober 1960 ein Sohn (Ingo) geboren. — Anne-liese Post geb. Richter und Dr. Dietrich Post, Weinheim, Suezkanalweg 17, ein Sohn (Karl Eckardt) — Ruth Peters geb. Werner und Jochen Peters, Beerfelden/Odw., Odenwaldstraße 31, eine Tochter (Kristin) — Brigitte Schulze geb. Joch, Hamburg, eine Tochter. — Dr. Elisabeth Lessing und Dr. Johannes Lessing, Düsseldorf, eine Tochter (Barbara, 5. Kind)

Verlobt

cand. med. Wolfram Kirmes mit Ursula Happe, Marburg/Lahn. — Assessor Neithard Stolz mit Helga Raap, Münster/Westf., Goerdelerstraße V/98.

Verheiratet

Diplom-Philologe und Assistent am Englischen Institut der Universität Halle/Saale Günther Holst, Enkel von Studienrat Nahmmacher, vermählte sich am 28. Oktober 1961 mit Elisabeth Schreiber, Gernrode. — Dr. med. Uwe Graffstaedt mit Regine Graffstaedt geb. Böhmel, Berlin-Dahlem, Englerallee 40/42. — Vikar Hans Müller mit Ursula Müller geb. Mehringer, Landau/Pfalz, Xyländerstraße 4.

Examina, Beförderungen pp.

Admiralarzt a. D. Viktor Praefcke und seine Gattin begingen am 21. März 1962 die Feier der goldenen Hochzeit, zu der zur großen Freude des Jubelpaares ihre Tochter Helga aus England herübergekommen war. Die Carolinerschaft überbrachte ihre herzlichen Glückwünsche. — Zahnarzt Dr. Adolf Grobbeck wurde zum Sanitätsrat ernannt. — Unser alter Abiturient Pastor Johannes Wesemann in Wokuhl kann in diesem Jahr sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern. Am 17. Oktober 1962 wird er 84 Jahre. — Hilda Lundbeck hat mit gutem Erfolg ihr Fernstudium in Biologie für die Oberstufe beendet. — Wolfgang Sponholz, z. Z. Bad Oldesloe/Holstein, bestand am 6. Mai 1961 das erste juristische Staatsexamen vor dem Oberlandesgericht in Celle und wurde im Oberlandesgerichtsbezirk Schleswig zum Referendar ernannt. — Eike Beckstroem, Sohn unseres Caroliners Ing. Gerhard Beckstroem, bestand das Abitur, hat die kaufmännische Stammhauslehre bei den Siemens-Schuckertwerken angetreten und will anschließend Volkswirtschaft studieren. — Dr. med. Helmut Hartert wurde schon vor einiger Zeit zum Professor an der Universität Heidelberg ernannt. — Fritz Wienke promovierte nach bestandenen Staatsexamen zum Dr. med. an der Medizinischen Akademie Düsseldorf. Auch sein Bruder Hans Wienke beendete erfolgreich sein medizinisches Staatsexamen an ebenderselben Akademie. — Frau Ella Brunswig geb. Hoffmann wurde wegen ihrer Verdienste als Oberin des Deutschen Hospitals in Buenos Aires das Bundesverdienst-Kreuz I. Klasse verliehen. (Frau von Korvettenkapitän Hermann Brunswig.) — Dem Studienrat i. R. Dr. Ernst Meyer, Berlin, langjährigem Lehrer am Carolinum, Neustrelitz, und bekanntem, verdienstvollem Schliemannforscher, aus dessen Feder wir wiederholt Beiträge gebracht haben, wurde am 22. Januar 1962 durch den Senator für Volksbildung das ihm vom Bundespräsidenten in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeit verliehene Bundesverdienstkreuz überreicht. — Peter Heitmann wurde zum Landessozialgerichtsrat mit dem Sitz in Schleswig befördert. — Dr. med. Otto Witte, Sohn unseres 84jährigen Abiturienten Dr. med. Otto Witte, Woldegk, wurde zum Medizinalrat ernannt. Sein Sitz bleibt wie bisher Saarbrücken. — Oberlandesgerichtsrat Dr. Siegfried Runge, Heidelberg, wurde beim Ausscheiden aus dem Justizdienst das Bundesverdienstkreuz I. Klasse verliehen. — Friedrich Wilhelm Praefcke, Sohn von Dipl.-Ing. Praefcke und Frau Irmgard geb. Diederichs, Aachen, bestand sein Abitur. Er geht zunächst ins Bankfach und will später studieren.

Geburtstage

Regierungsrat i. R. Carl R i s c h , Bonn, feierte in körperlicher und geistiger Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag. — Der Caroliner Franz W e g e n e r , Mexico, D. F. Córdoba Nr. 188, trat in das 85. Lebensjahr ein. Im Dienste der Firma Ohrenstein und Koppeling er 1903 nach Peru und lebt seitdem im fernen Ausland. — Frau Anne S c h o n d o r f , Witwe des Ministerialrats Schondorf, wurde 83 Jahre. Sie lebt in Konstanz am Bodensee. — Herr M. A. Dr. phil. W. H e r r m a n n , Nordseebad St. Peter-Böhl, feierte im Mai seinen 85. Geburtstag. — Oberbaurat Walther P r o s c h w i t z k y feiert am 17. November 1962 seinen 75. Geburtstag. — Martin M a a s s wird am 8. September 1962 seinen 75. Geburtstag begehen. — Apotheker Christian B o u r j e a u vollendete das 50. Lebensjahr. — Margarete K r a u s e geb. Sievert, Malmö, Floragatan 3, beging ihren 70. Geburtstag. Ihr Sohn aus erster Ehe, unser Abiturient Thiel, fiel als Luftwaffenoffizier im letzten Kriege. — Wilhelm Gentz, Berlin-Schöneberg, Nymphenburgerstraße 10, beging am 16. April 1962 seinen 70. Geburtstag.

Gestorben

Der frühere langjährige Chefarzt des Neustrelitzer Carolinenstiftes Prof. Dr. H a r t e r t ist im 82. Lebensjahre verstorben. — Unser Caroliner Heinz S c h i l l b a c h verstarb in Poesnek in Thüringen. Nach seinem Jurastudium war er als Journalist tätig. Er war bekannt durch seinen trockenen Humor und seine oft scharfe satirische Ader. — In Koppenheim verstarb unser Caroliner Zahnarzt Dr. Otto G u r k m a n n , 49 Jahre alt, an Zungenkrebs. Er hat viel leiden müssen. — Frau Marie L i e d t k e geb. Fink, Berlin, ist an schwerer Kreislaufstörung gestorben, nachdem sie zuletzt noch gestürzt ist und sich einen Arm gebrochen hat. Sie wohnte als Nichte der beiden Fräulein Fink in der bekannten Pension Fink in der Glambeckerstraße. Von allen Sekundanern und Primanern wurde sie verehrt. Und sie war nicht nur ein liebreizendes, sondern auch ein liebes Menschenkind. Viele, die von ihrem Tode hören, werden ihrer mit Wehmut gedenken. — Im 83. Lebensjahr starb Frau Helene N a h m m a c h e r geb. Nauck, die Gattin unseres Studienrates Karl Nahmmacher in Neustrelitz. Sie war eine treusorgende Mutter und Großmutter und wegen ihrer stets gleichbleibenden Güte und Freundlichkeit hochgeachtet. — Studienrat i. R. Joh. K ö h l e r beklagt den Tod seiner Schwester, die Ende November 1961 in Stralsund gestorben ist. — Die Mutter unseres Caroliners Dipl.-Ing. Karl A n d e r s ist am 1. März 1969 im Alter von 79 Jahren in Neustrelitz gestorben. — Oberst a. D. Arthur S c h u l z e , der auf den beiden Marburger Treffen so fröhlich mit seinen alten Schulkameraden zusammen war, ist im Alter von 65 Jahren, für uns viel zu früh, gestorben. — Ingenieur Rudolf K a n n e n g i e s s e r , Bruder unseres Caroliners Paul K., ist in Konstanz im Alter von 79 Jahren gestorben. — Im Alter von 73 Jahren starb die Gattin von Regierungsbaurat i. R. Axel L u n d b e c k in Neustrelitz, Mutter unserer Caroliner, Pfarrer Siegfried Lundbeck und seines als Offizier gefallenen Bruders Axel sowie seiner drei Schwestern, der Lehrerin Hilda und der Diakonissen Irmgard und Elisabeth. Wer Marie Lundbeck geb. Jungclausen gekannt hat, weiß, was für ein edler und zutiefst gläubiger Mensch mit ihr dahingegangen ist. Ihre Worte und Werke werden über das Grab hinaus weiterwirken. — Am Palmsonntag, dem 15. April 1962, wurde Margarete O l l w i g (Grete Rütz, geb. 1894 in Neustrelitz) von ihrem langen, schweren Leiden erlöst. Sie wurde in Schwitthenberg zur Ruhe gebettet. Margarete Ollwig war eine Schwester unseres im 1. Weltkrieg gefallenen Caroliners Fritz Rütz. Zwei ihrer Schwestern leben noch und trauern um die geliebte Jüngste von ihnen; es sind Luise Strehlow, Neustrelitz und Frieda Dopheide, Hagen/Westf. Möge ihr die Erde leicht sein. — Am 9. April 1962 verstarb der Pfarrer Hans B ü t t n e r in Zeulen, Krs. Jüterbog, wo er viele lange Jahre als Prediger und Seelsorger wirkte. Auch mit ihm ist wieder ein alter Caroliner dahingegangen, der Jugend- und Spielgenosse von manchem von uns war. — Am 29. April 1962 ging Frau Elsa B r ü c k n e r geb. Gentzcke heim. Sie war die Gattin von Reg.-Baurat i. R. Erich Brückner, Neubrandenburg und die Mutter unseres Caroliners Dr. med. Hans Ludwig Brückner und seiner Schwester Hildegard Eikler. Ein Leben voller Liebe und Aufopferung hat damit sein Ende genommen.

Dem „Argentinischen Tageblatt“ in Buenos Aires entnehmen wir folgende Worte:

Frau Oberin Brunswig, als älteste Tochter des Kaiserlichen Admirals Fritz Hoffmann am 19. April 1893 in Kiel geboren, durchlief die dortige Höhere Töchter- und Frauenschule, heiratete im Mai 1914 den Korvettenkapitän Brunswig, der 1919 zunächst ohne seine Familie nach Patagonien auswanderte. Ende 1920 bestand Frau Brunswig neben der Säuglingspflege-Prüfung ihr Preuß. Staatsexamen mit Auszeichnung als Geburtshelferin vor dem bekannten Gynäkologen Geheimrat Professor Dr. Walter Stöckel, unter dessen persönlichen Anleitung sie bis Ende 1922 an der Universitäts-Frauenklinik Kiel gearbeitet hat.

Anfang 1923 folgte sie ihrem Manne nach Patagonien und hat dann in den Jahren 1923 bis 1946 in Santa Cruz, Neuquen und Mendoza im Kamp ihre Praxis unentgeltlich ausgeübt und — oft bei Nacht und Nebel leguaweit reitend, nur von einem Indianer oder Gaucho begleitet und wilde Gebirgsflüsse durchquerend — Kampfrauen in ihren Nöten geholfen, die in entlegenen Puestos ihrer schweren Stunde entgegensahen.

Im April 1946 rief der damalige Präsident der Sedalana S. A., Herr F. W. Schlottmann, Frau Brunswig zur Hilfe bei der Errichtung und Leitung seines Fabrikanatoriums in Munro. Im November 1954 wurde sie vom Deutschen Hospital Buenos Aires als Oberin berufen, eine Stellung, in der sie bis Mitte vorigen Jahres vorbildlich führend gewirkt hat.

Der Präsident der Bundesrepublik Deutschland hat ihr nun in Anerkennung dieser Dienste das Bundesverdienstkreuz I. Klasse verliehen: eine Auszeichnung, die gleicherweise der unermüdeten Schwesternschaft des Hospitals gilt — den Oberschwwestern, Vollschwwestern und Schülerinnen, der Wärter und Wärterinnen nicht zu vergessen, die alle „ihrer“ Oberin durch Dick und Dünn folgten, die Freud und Leid mit ihnen teilte; — keine Schreibmaschine, die seelenlos ihre acht Bürostunden abklapperte, sondern eine warmherzige, mütterliche „Weise Frau“, der nichts Menschliches fremd war.

Fünf Kinder und Schwiegerkinder, achtzehn Enkelkinder, alle in Argentinien lebend, nehmen mit Stolz an dieser Ehrung ihrer Mutter und Großmutter teil. (Die Red.)



*Ausflug nach dem Schweizerhaus bei Neustrelitz 1910
von links nach rechts stehend: Hagemeister, Gründer, Hinrichs, Tomasini,
Gössel (?), Preuss, Simon, ?, Maria Fink, Hans Wienck, Hans Simon, Sternhagen.
sitzend: Erich Schulz, Schmutzler, Schwarz, ?, Reinecke (dahinter Hinrichs,
Bergmann) Piehler, W. Rieck, Annalise Wienck, L. Brandt, Bressel.*

Aus Briefen

J. Walchhütter: Besonders angetan hat es mir in Heft 33 die Chronik der Stadt Burg Stargard und der Aufsatz „100 Jahre Schloßkirche Neustrelitz“. — K. V. Reese: Ich grüße alle Lehrer, die sich meiner erinnern können und danke ihnen heute als erwachsener Mensch für ihre Mühe, die sie sich gaben, um uns Rüpeln etwas beizubringen. — In dem der Schriftleitung zugesandten Mitteilungsblatt des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford wird folgender Satz (klassisches Latein! Kein Scherz!) als Aufgabe gegeben: Hic juvenis trans flumen natura naturam vitium visum obit. Wer übersetzt ihn oder weist einen Fehler gegen das goldene Latein nach? — Ernst Mahncke: Bei dem letzten Treffen der Warener Gymnasiasten am 13. 5. 1961 in Hamburg waren 150 Personen erschienen; vom Lehrerkollegium war Dr. Karl Schulz mit Familie anwesend. Oberstudienrat Langmann wohnt jetzt in Stade. Studienrat Eberhard Wilhelm ist im Frühjahr 1961 verstorben. Wir haben jetzt etwa 400 Anschriften. — Carl Risch: Ich habe wieder einmal „Die Erinnerungen an Thomas Mann“ von Dr. F. Rosenthal (Carolinum Nr. 25/26) gelesen. Von welcher seelischen Größe zeugt der Brief, ohne jedes Ressentiment! In der Hinsicht ist Rosenthal größer als Thomas Mann in seiner Frankfurter Goetherede. — Robert Piehler: In Heft 34 hat mir ausnehmend gut „Macht und Menschentum“ von Hermann Brunswig gefallen. . . . Das Beste an dem „Carolinum“ ist, daß man in ruhiger Stunde immer wieder zu dem Buch greift, sich daran ergötzt und vieles zweimal liest. — Dr. B. Trittelvitz: Ich kam 1893 in die Untertertia in Putbus. Mein Klassenlehrer war ein Mecklenburger, Dr. Fritz Peters. Ein ganz famoser Mann, der beste Lehrer, den ich je hatte. Er hat immer nur „Trittelchen“ zu mir gesagt. Bei dem war es wirklich ein Vergnügen zu lernen. Leider kam er schon bald als Direktor nach Rostock oder war es Schwerin? — W. Wendland (Süd-Afrika): Ich beglückwünsche Sie dazu, daß unser „Carolinum“, ohne die persönliche Note und das spezifisch „Carolinische“ zu verlieren, sich zu einem mecklenburgischen heimatkundlichen Fachblatt erster Ordnung entwickelt hat. . . . Nachdem ich das hiesige Abitur absolviert hatte, begann ich an der Kapstädter Universität meine Ausbildung zum südafrikanischen Diplom-Bibliothekar. Während dieses Kursus wurde ich schon von der Universitätsbibliothek angestellt und bin nun dort seit elf Jahren tätig. Ich leite die „Architectural Library“, einen Zweig der Universitätsbibliothek. Mein Studium der Kunstgeschichte in Deutschland vor dem Kriege kam mir dabei zustatten. . . . Ich bitte Sie, die Carolinerschaft zu grüßen. Gute Grundlagen habe ich sowohl auf dem Carolinum wie im Hause meines Pensionsvaters Studienrat Köhler erhalten. Dessen gedenke ich in Dankbarkeit, obwohl ich doch nicht noch einmal auf die Schulbank zurückkehren möchte. Alles zu seiner Zeit. — Otto Tiedt: Ein Zufall hat mir das „Carolinum“ in die Hände gespielt und nun habe ich in diesen Tagen all meine Arbeit liegen lassen und mich an die Lektüre gemacht. Da stand wieder die Jugendzeit so recht lebendig auf. Namen, von denen man Jahrzehnte nichts gehört hat, stehen plötzlich vor mir. Walter Blank. Peter Heitmann. Aber von meinen Schulgenossen ist keiner dabei. Von einigen meiner Klassenkameraden (1914—1926) weiß ich, daß sie nicht mehr am Leben sind: Ahrens, Detlev Tolzien, Joachim Drewes, Reiss, Hans Röver, Peter Buttermann, Karlchen Eickhoff, Dehn, v. Behr. [Am Leben sind: K. F. Meltz, Roderich Schröder, Jürgen Ehlers, Gerhard Brömse, die Schr.] . . . Von 1932—1936 studierte ich in Leipzig Theologie. Nach meiner Ordination wurde ich als Pastor nach Ostfriesland beordert. Aber schon 1937 ging ich als Missionar nach Indien und kam erst 1947 zurück. Und hier muß ich Manning Klempaeng meinen großen Dank abstaten, daß er mir so fabelhaft Latein beigebracht hat. Ich habe dort ja eine Menge Sprachen lernen müssen. Da ist mir gerade der grammatikalische Aufbau des Latein immer eine große Hilfe gewesen. . . . Von 1947—1952 war ich Pastor in Teschendorf. Dann wurde ich als Missionspfarrer nach Leipzig gerufen. Von dort hat mich 1958 unsere Landeskirche zurückgeholt. — Richard Wegener (Paderborn): Ich bin 1894 als Sohn des Arztes Sanitätsrat Dr. Wegener in Wesenberg geboren. Ostern 1905 wurde ich in die Quinta des Carolinums aufgenommen und besuchte von 1906—1911 das Realprogymnasium in der Tiergartenstraße. Dann ging ich auf das Realgymnasium in Malchin über, wo ich 1913 das Abitur bestand. Heute wohne ich als Rentner in Paderborn. — Harald Bause: Von 1900—1907

besuchte ich das Gymnasium Carolinum in Neustrelitz. Dann wurde ich wie mein Bruder Georg, der nach Spanien ging, Kaufmann. 1914 kriegsfreiwilliger Kürassier in Halberstadt. Mit meinem Rittmeister zusammen kam ich in russische Gefangenschaft. Nach einigen Jahren Flucht nach Deutschland mit zwei ungarischen Kameraden, einem Oberleutnant und einem Fähnrich. Trotz aller Hemmnisse gelang die Flucht. Da die Kavallerie abgesehen war, wurde ich bis Kriegsende Flieger. 1922 übernahm ich eine leitende Stellung in der Firma Traugott Schuster, Eisengroßhandel in Finsterwalde, wo ich heute noch als Geschäftsführer tätig bin. Ich bin jetzt stark gehbehindert. — Dr. Scheven: Ich sehe in dem „Carolinum“ den Nachfolger der von mir so hoch geschätzten Gilhofschen „Meckl. Monatshefte“, die ich noch immer gern wieder zur Hand nehme. So sind die Blätter wertvoll für alle Heimatfreunde. — Magdalene Kabisch geb. Lübko1: Mein Bruder Eberhard diente nach dem Abitur 1909 gleich als Einjähriger in Leipzig. Er studierte zuerst Mathematik, dann wechselte er zur Medizin über und machte Ostern 1912 in Jena das Physikum. In Heidelberg nahm er noch Chemie dazu. Im September 1914 rückte er ins Feld und machte am 10. Oktober 1914 den Sturm auf Vermelles in Nordfrankreich mit. Im November erhielten wir eine Karte mit dem Stempel „Vermißt“ zurück. Alle Nachforschungen blieben ergebnislos. — Maria Lanz geb. Funk: Im Herbst dieses Jahres (1961) sah ich zum erstenmal bei Freunden aus der Kinderzeit die Caroliner-Hefte. Ich war sehr beglückt, hier die ganze verloren geglaubte Heimat wiederzufinden. Ich bin 1902 in Neustrelitz geboren. Mein Vater war der Theologe und Gymnasiallehrer am Carolinum Paul Funk. Er starb schon 1904. In den Heften fand ich die Adressen der mir lieben Menschen wieder und konnte die Verbindung neu knüpfen. Welche Fundgrube mir diese Hefte sonst noch waren, kann ich nur andeuten: Viel Schönes und Wissenswertes über das alte und neue Carolinum, die letzte Wirkungsstätte meines Vaters; beglückende Erinnerungen an meinen alten Onkel, Prof. Paul Göbeler; Begegnung mit bedeutenden Neustrelitzer Persönlichkeiten und auch mit den unvergessenen Originalen; die plattdeutsche Sprache wird wieder lebendig; es steigt das Bild der Stadt wieder vor mir auf, wie ich es kannte und geliebt habe, die Landschaft mit Wäldern und Seen. — Charlotte Schulte-Gössler: Nach dem Kriege bin ich mit meinen vier Mädchen in das Rheinland verschlagen . . . Ich möchte dem Herausgeber des Carolinum und seinen Mitarbeitern für alles Schöne und die Erinnerungen danken, die sie mit der Herausgabe des „Carolinum“ heraufbeschwören; ein solcher Kräftestrom ist mir eine Hilfe in manchen Stunden. — W. Kirchner: Das Heft 34 bedeutet wieder einmal einen Höhepunkt. Ich habe Aufsätze wie etwa den über das Begabungsproblem, der ja etwas schwierig ist, mehrere Male gelesen. Ohlhof, der zu sehr guten und wichtigen Ergebnissen kommt, versieht seine Ausführungen, der Tradition der deutschen Philosophie folgend, m. E. mit reichlich viel Fremdworten, wobei ich garnichts gegen die notwendigen termini technici habe. Schopenhauer hat bewiesen, daß es auch anders geht . . . Ich würde es sehr begrüßen, wenn der Verfasser öfter einmal im „Carolinum“ zu Wort käme. Vielleicht könnte er dann seine Thesen leichter faßlich (eventuell Anmerkungen) und mit konkreten Beispielen belegt bringen.

Willy Honig schickt uns **zum Heft 32, Seite 97 Bild** die genaue Namensliste:

L. R. I: Hans Kuhs, Willi Hesse, Werner Müller. — II: Herbert Meinhardt, Hans Christoph von Arnswaldt, Otto Büttner, Walter Stark, Heinrich Bohnhammel aus Liebenwalde/Mark, Karl Hahn, Anton Bielefeld, Werner Meltz, Karl Mayen, Friedrich Reinhold, Hans Wilda, Rudolf Hackbusch. — III: Hans Brandt, Herbert Jeschke, Rudolf Heinrichs, Fritz Göbeler, Hans Heinrich Fölsch, Otto Benzin, Werner Schmidt, Bruno Erdmann, Ernst Aeffcke aus Zippelow, Friedrich Wilhelm Müller (Caruso ist sein Bruder), Friedrich Hartmann, Walter Kulow, Paul Berling. — IV: Willy Honig, Fritz Heise aus Fürstenberg, Max Uthhoff, Richard Hinrichs, Fritz Bahlcke, Otto Krämer, Erich Thomas, Walter Witt.

Druckfehler in Heft 34

in „Stargarder Chronik“

- S. 54 im Text, 2. Zeile von unten: statt Landsleute: Landleute
S. 61, Anm. 17: statt Unsere Heimat: Uns' Heimat
S. 63, 16. Zeile von oben: statt 1906: 1806
S. 64, Text, 4. Zeile von unten: statt Bohl: Boll

-
- S. 120, 12. Zeile von unten: statt Bauer und Küster: Bauer und Ritter
S. 31, 4. Zeile von unten: statt Herzog Pribislav: Fürst P.

in „Wilhelm Unger“

- S. 7, Zeile 12 von unten: statt Erzherzog: Erbgroßherzog
S. 16, Zeile 3 von oben: statt Kirchportal: Hirschportal
S. 4, 2. Absatz, Zeile 4: statt 19 Porträts: 79 Porträts
S. 4, 2. Absatz, Zeile 7: statt (S. 1—79): (S 1—79) [S. = Seite, S = Silhouette]
S. 7, Zeile 3: (S. 53): statt (S 53)
S. 7, Zeile 5: (S. 54—59): statt (S 54—59)

Durch einen erst jetzt aufgeklärten Irrtum des Verfassers steht auf S. 11, 3. Absatz, Zeile 1, Der Junge Anton; es muß heißen der Junge Carl.

Sonstige Druckfehler

- S. 116: Frau Helli Cordua wurde nicht 90, sondern 80 Jahre
Andreas Peters wurde nicht 95, sondern 85 Jahre
S. 118: der Schriftsteller und Dichter Hans Friedrich B l u n c k

Zu unsern Texten und Bildern

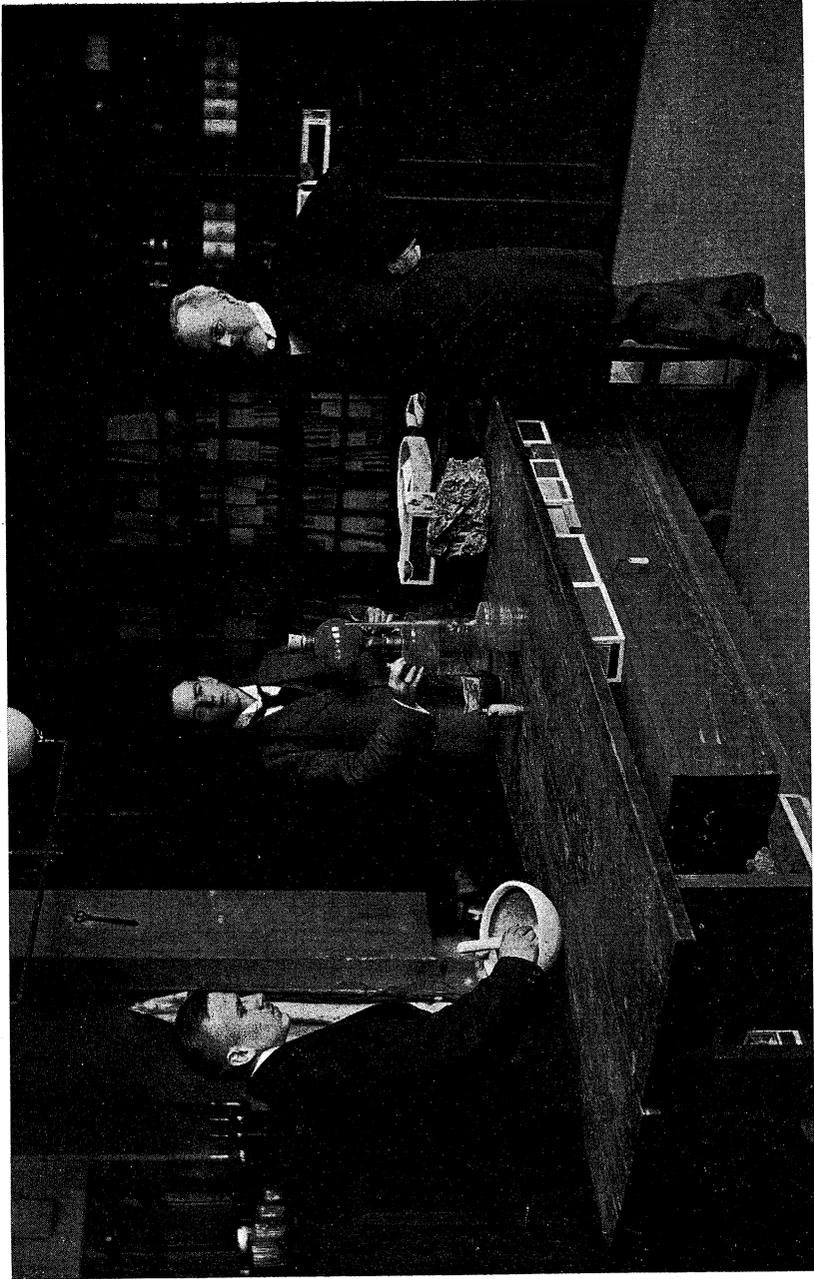
Herrn Professor Dr. Roland H a m p e, Heidelberg, danken wir für die Überlassung des vollständigen Festvortrages. Es wird niemand geben, der nicht mit höchstem Interesse den Ausführungen über das neu gewonnene Bild unseres Caroliners und Mecklenburgers Heinrich Schliemann folgen wird. — Das in Heft 34 erschienene Foto des Athener Schliemann-Hauses wurde uns von Frau Centurier, Hannover, freundlichst überlassen, das Grabmal Schliemanns in diesem Heft von unserem Mitarbeiter K. A. P. — Wir versuchen, neben Geschichte und Literatur, Kunst und Natur zu pflegen, und so dem Gedanken des Humanismus, einer umfassenden Bildung des Menschen, Raum zu geben. Daher haben wir mit voller Absicht das schöne Bild Alexanders von Humboldt an den Anfang des Heftes gestellt. Es wurde von Lisa Haenisch geb. Rieck übersandt. — Es will uns so scheinen, als ob mancher unserer Leser nicht ahnt, was für eine Bedeutung die neu geschriebene Geschichte Mecklenburgs — denn das ist doch mehr oder weniger die „Stargarder Chronik“ — besitzt. Wer jemals eine wissenschaftliche Aufgabe bewältigt hat, müßte eigentlich erkennen, wenn er die Darlegungen Steinmanns, und ganz besonders die von Kapitel VII, liest, welche Mühe und Arbeit darin steckt, aber auch welche neuen Einblicke der Verfasser uns in die Geschehnisse des Napoleonischen Feldzuges gegen Rußland, soweit sie unsere Heimat betreffen, gewährt. Wir möchten glauben, daß manche rein historische Zeitschrift uns um diese Beiträge beneiden könnte. — Professor Dr. Kurt K o l l e, Direktor der Psychiatrischen Klinik in München, übersandte uns auf unsere Bitte seinen Vortrag über unseren Caroliner Emil Kraepelin, der nicht nur die vielen Ärzte in unseren Reihen interessieren wird. Wir sprechen Herrn Professor Kolle und auch dem Verlag der Deutschen Medizinischen Carolinumschrift, die uns auch das Bild Kraepelins zur Verfügung stellte, auch an dieser Stelle unseren herzlichen Dank aus. — Dr. Edoardo R i v o l t a, Lektor für Italienisch an der Göttinger Universität, ist nicht nur rein sprachlich interessiert, sondern wie schon aus seinem Kolleg über Dante hervorging, gerade literarisch

und dichterisch eingestellt. Seine Skizze „Der Mann“ läßt uns in ihrer Prägnanz bei aller Kürze den Wesensunterschied erkennen. — Die Klischees von Friedrich Griese und seinem früheren Dichterheim stellte uns die Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft freundlichst zur Verfügung. — Der Schriftleitung der Burschenschaftlichen Blätter sind wir zu Dank verpflichtet für den Aufsatz von Dr. jur. Carl Meltz „Mecklenburg und Rostock“ und die dazugehörigen Rostocker Ansichten (vgl. Burschenschaftliche Blätter, Heft 5, Mai 1960, S. 111 ff.) — Der uns von Professor Dr. Heinrich Wesche zur Verfügung gestellte Beitrag über plattdeutsche Sprache und Dichtung ist ein Auszug aus seinem Aufsatz „Die Lage der Mundarten in Niedersachsen“, der als Sonderdruck aus der Festschrift für Christian Boeck im Verlage der Fehrs-Gilde, Hamburg, 1960 erschienen ist. — Das Bild des Neubrandenburger Kollegiums wurde uns von Dr. Erich Mahn und Prokurist Franz Schubert zugesandt. — Das Bild von Professor Haberland lieh uns freundlichst Ingenieur Gerhard Beckstrom, ein Enkel von Haberland. — Das Wildmeisterhaus stiftete Oberregierungsrat Eberhard von Harling. — Günther P. Ohlhof gibt uns diesmal eine sehr eingehende Rezension des Buches: Götz von Selle, Universität Göttingen, Wesen und Geschichte. Die diesem Werk entnommenen Bilder wurden uns freundlicherweise von dem bekannten wissenschaftlichen Verlag „Musterschmidt“ zur Verfügung gestellt. — Von G. P. Ohlhof ist im Dezemberheft 1961 der Westermannschen Pädagogischen Beiträge erschienen: „Der Bereich der Sozialpädagogik im Leben Erich Wenigers“. — Zu Dr. Ernst Urbahns „Pirschgang“ bemerken wir, daß das ganze Geschehen vollkommen echt ist und im Juni 1934 in den Moorwäldern der Odermündung bei Wolfshorst tatsächlich diese vielgesuchte Paradiarsia punicea von ihm entdeckt wurde. — Dem „Sonntagsblatt“, Hamburg, danken wir herzlich dafür, daß es uns die drei zu dem Artikel „... roth, gelb und schwarz Band“ von Hans Armin Schrey gehörenden Klischees zur Verfügung gestellt hat. Dem Bildarchiv Ullstein, Berlin, schulden wir Dank für die Freigabe der Bilder im gleichen Artikel. — Der Werk-Verlag Dr. Edmund Banaschewski, München-Gräfelfing, überließ uns freundlichst das Klischee zum Foto von Prof. Hans Runge.

Wir wollen uns in Marburg bekennen zu unserer alten Schule, zu unseren Toten und zu einem echten ewig geltenden Humanismus. Niemand schließe sich daher vom Gottesdienst, von dem gemeinsamen Essen und der Feierstunde in der Aula des Philipps-Gymnasiums aus.

Aus dem Bericht über die Vorstandssitzung in Hamburg am 13. Januar 1962:

Die Carolinerschaft ist kein Verein, sondern ein ausgesprochen ideeller, schicksalsbedingter Zusammenhalt, der auf freiwilliger, formloser Grundlage der Erinnerung an die gemeinsame Schulzeit und der Erhaltung der im Carolinum traditionell verkörperten und auch mit der mecklenburgischen Landschaft eng verbundenen kulturellen Werte dient.



Professor Haberland (Realgymnasium Neustrelitz) mit zwei Sekundanern im Laboratorium (um 1900)

Verschiedenes

In der Neustrelitzer Stadtkirche wurde auch diesmal wieder Bachs Weihnachtssoratorium von Kirchenmusikdirektor Hans Borlisch aufgeführt. Für die Passionszeit wird Bachs Johannes-Passion vorbereitet, die 1954 zum letzten Male aufgeführt wurde. — Vom Frankfurter Treffen am 6. Januar 1962 sandten Grüße: Eberhard Stier, Hanna Müller-Userin, Ulrike Stier, Hans Stichel, Peter Brunswig, Harald Sellerbeck, Lina Stichel, Lotte Frentz, Ruth Roth-Tolzien, Sigrid Sellerbeck-v. Engel, Else Schröder, Anni Walther, Horst Hährer, Karl Heinz Gieseler, Walther Fischer, Inga Brunswig (die Organisatorin), Walther Fischer, Uwe Freynhagen, Lieselotte Nahmacher, Inge Nahmacher, Hanna Dieckmann, Karl Zander, Rolf Hartwig, Mieke Schreiber, Joh. Köhler, Gundula Schütte-Kerstenhann. — In Berlin wurde mit einem besonderen Festessen der 50. „Neubrandenburger Abend“ gefeiert. Reden und plattdeutsche Vorträge aus Tarnows „Burrkåwer“ würzten den Abend. — Im Garten des alten Oberschulrats Schmidt hinter dem Gebäude des alten Carolinums ist ein großer Schulbau im Entstehen. — Mehr als 50 ehemalige Schülerinnen des Wismarer Lyzeums kamen im Oktober zu einem ersten Treffen in Kiel zusammen. — Oberstudiendirektor Dr. Paul Alms versammelte, wie alle zwei Jahre, auch 1961 wieder die ehemaligen Schülerinnen der Rostocker Studienanstalt mit ihren Angehörigen zu einem zahlreich besuchten und äußerst gelungenen Treffen, diesmal in Hamburg. Nach dem uns zugegangenen fast 20 Seiten umfassenden Bericht herrschte vom Beginn bis zur späten Nachtstunde eine einmalige fröhliche und übermütige Stimmung, gewürzt mit ersten und heiteren Reden und Vorträgen. — Auf dem 2. Berliner Treffen am 24. November 1961 im „Schultheiß“ a. d. Gedächtniskirche waren zugegen: Hanna Range geb. Distelmeyer 1893, Charlotte Reuter 1893, Gertrud Schmidt 1893, Gertrud Krüger geb. Schroeder 1894, Else Köhler geb. Schmidt 1892, Hans-Joachim Heise 1912 und Frau Gerda geb. Bartel 1922, Hans Reinke 1893, Margarete Kunow geb. Vagt, Werner Maaß, 1902, Ingeborg Zehm geb. Kletschke, 1922, Gertrud Feilke geb. Pfeil, Dr. Ernst Meyer 1888 und Frau, Anneliese Lemcke, Dr. Hans Petzold und Frau, Gundel Junge geb. Peters mit Mann, Horst Oberländer, Harald Michaelis 1920, Paula Stolzenburg geb. Grobbecker, Martha Reymer geb. Seidel, Else Gössel, Dr. Max Rütz, Lisa Haenich geb. Rieck, Ilse Graffstädt, Kurt Graffstädt, Robert Piehler, Rudolf Seidel, Richard Mattheus, Rudolf Galle und Frau, Joachim Stoppel, Lisel Stoppel geb. Wiechers, Peter Range, Lilly Wenzlau geb. Wiechers, Dr. Gerhard Tesch und Frau, Friedrich Tiedt und Frau, Jutta Schütze geb. v. Vietinghoff, Waltraud Reuter 1910, Maria Reinke geb. Roewer, als später Besuch Walter Prischwitzky 1887, Abitur 1905. Es wurde einstimmig beschlossen, alle Vierteljahr ein Treffen zu veranstalten. — 3. Berliner Caroliner Treffen am 10. Februar 1962 im „Schultheiß“ a. d. Gedächtniskirche: Lisa Haenisch geb. Rieck, Rudolf Seidel, Martha Reyner geb. Seidel, Gertrud Schmidt, Else Köhler geb. Schmidt, Hertha Muggenburg geb. Jagow, Johannes Krüger, Otto-Adolf Wustrow, Heinz Tiedt, Max von Wusow, Gertrud Krüger geb. Schroeder, Joachim Stoppel, Liesel Stoppel geb. Wiechers, Dr. Ernst Meyer und Frau Martha Meyer, Magdelene Tiedt geb. Schlie, Gertrud Pfeil, Robert Piehler, Peter Range, Erika Ott geb. Neumann, Hanna Range geb. Diestelmeyer, Lucie Pagel geb. Diestelmeyer als Gast aus Bielefeld, Else Wustrow geb. Müller, Werner Maaß, Marianne Dreusicke geb. Reinhold, Maria Reinke-Roewer, Margarete Lachmund-Grobbecker, Paula Stolzenburg geb. Grobbecker, Richard Mathäus, Charlotte Reuter, Hans Reinke. — Es wird immer wieder, auch von Buchhandlungen, nach Heft 25/26 mit dem Aufsatz von Dr. F. Rosenthal, Californien, über Thomas Mann gefragt. Wer kann uns noch ein Exemplar zur Verfügung stellen?



Das Kollegium des Neubrandenburger Gymnasiums
März 1921

1. Prof. Oberlehrer Kunz, 1884 — † 25. 3. 1924. / 2. Studienrat Prof. Oberlehrer Brockmann, 1879 — † 25. 2. 1924. / 3. Direktor Prof. Dr. Dörwald, Juli 1906 — (a. D.) Ost. 1926, † Sep. 1937. / Lehrer Otto Mahn, Juli 1874 — (a. D.) Ost. 1922, † 1. 7. 1934. / Lehrer Kuhblanck, Ost. 1866 — (a. D.) Ost. 1924 (57 Jahre!), † 25. 10. 1926. / 6. Oberlehrer Gahn, Mich. 1906 — † 1. 1. 1946. / 7. Lehrer Bülow, 1900 — 1933 (?), Bürgerschule, † 1955 (?). / 8. Oberlehrer Roesse, Mich. 1906 — Ost. 1930, > Arolsen. / 9. Oberlehrer Wolfanger, Mich. 1912 — 1933, > Lübeck. / 10. Oberlehrer Roth, Ost. 1911 — 1933, > Friedland/M. / 11. Prof. Oberlehrer Dr. Kootz, Mich. 1899 — (a. D.) 1933 (?), † 1935 (?). / 12. Oberlehrer Schubert 1916 — 29. 4. 1945. / 13. Lehrer Brandt, Jan. 1920 — 1933 (?), > Bürgerschule, † 1945 (?). / 14. C'est moi, Ost. 1903 — Aug. 1951. / 15. Gymnasiallehrer Röhde, Ost. 1911 — ? (1933 ?), † 1945. / Lehrer Moll, 1898 — 1950, † Dez. 1959. / 17. Oberlehrer Vitense, Mich. 1909 — † 31. 12. 1948. / 18. Oberlehrer Gerdes, Jan. 1919 — Ost. 1930, > Greifswald. / 19. Oberlehrer Pöhlmann, Mich. 1912 — Ost. 1921, > „Lyzeum“. † 1941 (?). / 20. Oberlehrer Brünjes, Ost. 1920 — (a. D.) 1954, Herrmannsburg, Kr. Celle.

Bei der Aufnahme fehlten:

Lehrer Aug. Mahn (mein Onkel; auch mein Schwager, Müther, gehörte bis 1920 zum Kollegium, dann Kreisschulrat), Ost. 1872 — (a. D.) 1921, † 1924. / Zeichenlehrer Pfeil, Ost. 1878 — Mich. 1925 (a. D.), † (?). / Prof. Oberlehrer Dr. König, Mich. 1901 — (a. D.) Ost. 1924, † 26. 10. 1929.

Dr. E. Mahn

Erfassung der Abiturienten

Es sind immer noch nicht alle Jahrgänge gemeldet. Habt Ihr denn so wenig übrig für Eure alte Schule? Jeder Abiturient muß antworten, um Unklarheiten und Lücken zu beseitigen. Postkarten-Muster in Heft 32, S. 133.

Euer

Walter Rieck

Anschrift: Dipl.-Ing. Walter Rieck, Bergisch-Neukirchen b. Opladen, Hauptstr. 96

Neue Anschriften

Caroliner

Buttermann, Klaus, Dr. med., 327/21st Place, Santa Monica, Californien, USA
 Dreusicke, Marianne geb. Reinhold, Berlin-Siemensstadt, Schuckertdamm 332,
 Telefon 38 24 32
 Ehlers, Jürgen, Pastor, Herzebrok Krs. Wiedenbrück
 Heinemann, Edith geb. Kannengießer, Schramberg, Zeppelinstraße 12
 Jacoby, Rudolph, Schriftsteller, Bad Segeberg
 Joch, Frau Eleonore, Hamburg-Langenhorn 1, Kielstück 18
 Lanz, Maria geb. Funk, Berlin-Dahlem, Ladenbergstraße 7
 Pogoda, Benno, Kapitän, Mollhagen bei Hamburg
 Rosenhainer, Margot geb. Magnus, Goslar/Harz, Claustorwall 34
 Schulze, Charlotte geb. Gössler, Solingen/Rheinland, Untere Warnerstraße 95
 Wienke, Fritz, Dr. med., Düsseldorf 1, Neanderstraße 18
 Wienke, Hans, Dr. med. Düsseldorf 1, Himmelgeisterstraße 110
 Wienke, Karin geb. Ott, Düsseldorf 1, Neanderstraße 18



Neubrandenburger Gymnasium — Klassenbild Obertertia 1909

Oberste Reihe: Albert Raspe (+ nach 1945), Walter Reinhardt (+ 1), Werner Michaelis (+ 1), Hans Bandelow, Paul Wittenburg, Johannes Günther, Otto Lüder, Pollitz (+ 1); 2. Reihe: Werner Meißner (+), Krüger (+ 1), Joachim Tiedt (+), Georg Nieburg, Otto Joseph, Walter Schneider, Walter Rath (+ 1), Hermann Lübbert (+), Wilhelm Brunnckow (+ 2), Ernst Krüger (+ 1); 3. Reihe: Hans Denecke (+ 1), Walter Imberg, Oberlehrer Dr. Christian Lehmann, Walter Dreyer (+ 1), Hans Jaeger (+), Werner Hoffmann (+), Heinrich Wehlow; Untere Reihe: Werner Kootz (+), Karl Lange (+), Schultz, Ulrich Schroeder, Ernst Marung; Liegend: Karl-Friedrich Usedom.

(+ 1 = gefallen im 1. Weltkrieg; + 2 = gefallen im 2. Weltkrieg; + = verstorben)

Ring der Freunde

C r o n e, Elisabeth, Oberstudienrätin i. R., Göttingen, Am Kirschberge
L a n g m a a k, Paul, Lübeck, Kronsfordter Allee 85a
S c h m i d t, Heinrich, Techniker i. R., Lübeck, Robert-Koch-Straße 15 I
W e r k, Otto, Dr. rer. nat., Hannover, Mainzer Straße 24

Anschriften-Änderungen

B i e l e f e l d t, Anna, Frankfurt/Main, Mainzer Landstraße 376
B i n g e l, Hermann, Nordheim/Ried, Wormser Straße 8
G r a f f s t ä d t, Kurt, Berlin-Dahlem, Englerallee 40/42
G r a f f s t ä d t, Ilse, Berlin-Dahlem, Englerallee 40/42
G r e i s e r, Erika, Karlsruhe, Wolfartsweiererstraße 5
G r o t h, Hermann, Leverkusen, Eisenstraße 16
H e i t m a n n, Peter, Landessozialgerichtsrat, Schleswig, Amselstraße 45
H o n i g, Willy, Rentner, Düsseldorf, Markgrafenstraße 11 II
K a l l u s, Hanna-Maria, Wilhelmshaven, Kurze Straße 11
K a m p f f, Gisela, Manor Park, Ottawa, Kanada
K a s u l k e, Dietrich, Dr. med., Trier/Mosel, Eberhardstraße 38
K i r m e s, Wolfram, cand. med., Wehrda bei Marburg/Lahn, Im Grunel 2
K l a t t, Margret geb. Kählcke, Dr. med. vet., Gießen-Kl. Linden, Katzenbach 11
K n o o p, Ursula, Ratzeburg/Lbg., DRK-Krankenhaus
K ö h l e r, Hans Jürgen, Troisdorf bei Köln, Auf dem Krupelsfeld 13
M a h n c k e, Ernst, Hamburg- Harksheide, Stormarnstraße 5-11
M a t z e n, Maria geb. Woisin, Hamburg-Altona, Hohenzollernring 31, Telefon 39 29 36
P a n t e l, Hans-Henning, Dr. phil., Lübeck, Elsässerstraße 18, Telefon 6.34 28
P e t e r s, Joachim, Beerfelden/Odenwald, Odenwaldstraße 31
P e t e r s, R., Pastor, Ziethen bei Ratzeburg/Lbg.
R e i c h e l t, Max, Dr., Dino bei Lugano, Schweiz
R ü t z, Max, Dr. med., Berlin-Halensee, Eisenbahnstraße 3
S c h r e c k, Else, Velbert/Rheinland, Schützenstraße 25
S t e h l e, Erika geb. Winkelmann, 6234 Hattersheim/Main, Lindenstraße 34
T o l z i e n, Gerd, Schriftsteller, München 13, Türkenstraße 29
V e n z a g o - S c h r ö d e r, Eva, Zug/Schweiz, Oberwilder-Kirchweg, Châlet Alpina

Unbekannt verzogen

Ingeborg Albrecht, Wolfdietrich Ehrentreich, Margret Kählke, Susanne Timme,
Marie-Gisela Kohn, Fritz Kraemer, B. Stumm, Herbert Schulz, Herbert Wagner, Wolf-
gang Hustaedt, H. P. Schulz, Fritz Riebel, Otto Rassow, Anneliese Maass, Gisela Thiel,
Johannes-Georg Hardt, Ilse Göbel.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

Hermann von Maltzan (1843—91), Der Begründer des naturhistorischen Museums in Waren und der größte Conchyliensammler seiner Zeit (Annalise Wagner)

Chronik der Stadt Burg Stargard VII b (Dr. Paul Steinmann)

Der Maler Wilhelm Unger (1775—1833): Briefe (Prof. Dr. Eckhard Unger)

Ein Cordua in Paramaribo und am Sacramento (Dr. H.-H. Pantel)

Etwas über das Wesen der modernen Musik (Univ.-MD Hermann Fuchs)

Von Komödianten und Bühnen im alten Güstrow (Dr. Wilhelm Gernentz)

Eine Reise zu Inka-Ruinen in Peru (Dr. Jürgen Haffer)

Erlebte Geschichte (Hermann Brunswig, Argentinien)

Ein Nachruf auf Paul Dörwald (OStD Hans E. Dankert)

Der Jahresbeitrag für 1962 ist fällig.

Zahlt sofort und vergeßt nicht die Spende!

Jahresbeitrag für Caroliner 12,- DM, für den Ring der Freunde 8,- DM, Einzelheft 5,- DM

Redaktionsschluß für Manuskripte am 15. Juni 1962.

Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1

Hamburg 21 80 06 für Altschülerschaft Carolinum.